This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

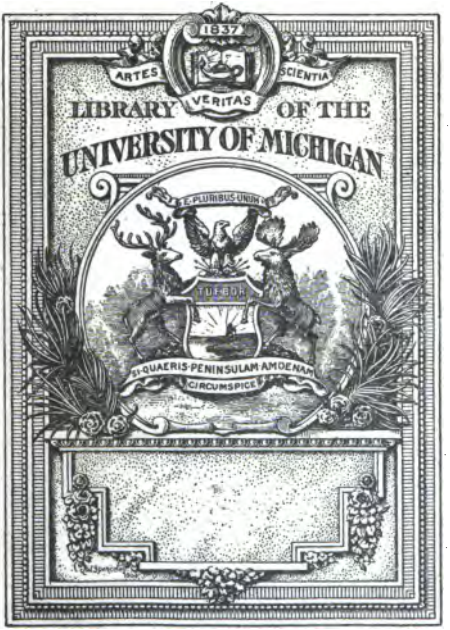
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Digitized by Google

S = 8
G = 1
3.8.5.2.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sämtliche Schriften

Herrn

C. F. Gellerts.

Siebenter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

21109

Digitized by Google

Digitized by Google

Sammlung vermiſchter Schriften.

Zweyter Theil.

von

Herrn C. F. Gellert.

Mit Kupfern.

Mit des hohen Standes Bern Privilegio.

Bern, 1774.
Verlagts Beat Ludwig Walthard.
und zu finden
in Amſterdam
bey Johannes Schreuder.

Digitized by Google

Digitized by Google

Warum es nicht gut ſey, ſein Schickſal vorher zu wiſſen.

Nichts ſcheint leichter zu ſeyn, als ſich zu überführen, daß es nicht gut ſeyn würde, wenn wir unſer Schickſal in der Welt vorher wüßten; und dennoch bleibt der Wunſch, ſein Schickſal zu kennen, den meiſten Menſchen ein angenehmer Wunſch. Eben diejenigen, die am Morgen mit vieler Ueberzeugung glaubten, daß es eine Wohlthat des Himmels ſey, ſein Glück und Unglück nicht voraus zu ſehen, wünſchen oft am Abend, daß der Vorhang, durch welchen die Zukunft ſich unſern Augen verborgen hat, wegfallen, und ihr Schickſal ſich ihnen auf einmahl darſtellen möchte. Vermuthlich zeuget die Eigenliebe dieſes Verlangen, und Stolz und Geiz erhalten es; doch ich ſehe nicht, warum nicht auch viele gute Triebe dieſen unzeitigen Wunſch in uns hervorbringen können. Die Begierde, glücklich zu werden, iſt ein unentbehrlicher Theil unſrer Natur, und die Begierde, andre glücklich zu machen, die edelſte Wolluſt eines rechtſchaffnen Mannes; beyde aber können uns oft zu dem

Digitized by Google

Wünsche verleiten, unser Schicksal zum voraus zu wissen.

Ich verstehe unter dem Schicksale eines jeden die guten und widrigen Begebenheiten seines Lebens. Wenn wir diese vorhersehen sollen: so können wir sie entweder stückweise und unbestimmt, oder im Zusammenhange sehen. Stückweise nenne ich, wenn ich, zum Exempel, zum voraus wüßte, daß ich in meinem Leben mehr krank, als gesund seyn würde; daß ich einen grossen Reichthum erlangen, und ihn nachher wieder verlieren würde, ohne daß ich zugleich die Ursachen dieser Zufälle wüßte. Im Zusammenhange sein Schicksal vorhersehen, heißt alle Umstände und die ganze Reihe der Begebenheiten kennen, aus denen unser Leben zusammengesetzet ist, der unglücklichen sowohl, als der glücklichen. Also müßte ich, in Ansehung der Liebe und der Ehe, nicht bloß wissen, daß ich mit der Zeit mich verehlichen würde; sondern ich müßte zum voraus sehen, durch was für Umstände und zu welcher Zeit dieses geschehen, und ob meine Gattinn schön oder häßlich, reich oder arm, von guter oder böser Gemüthsart, und wenig oder viel Jahre mein seyn würde. Diese vollständige Wissenschaft von seinem Schicksale würde, wenn sie möglich wäre, schreckliche Uebel nach sich ziehen, wie sich in der Folge zeigen wird. Die erste Art hingegen scheint

scheint die leichteste und bequemste zu seyn; doch sie würde uns wenig nützen, und unsre Neubegierde mehr erwecken, als stillen. Denn etwas wissen, und nicht alles wissen, ist eben so viel, als durstig seyn, und zu einem verschloßnen Brunnen geführet werden. Ich werde in meinem Leben reich und groß werden. Gut! Dieß ist mir angenehm. Allein, wann werde ichs werden? Auf was für Art? Kurz vor dem Ende meines Lebens, oder lange vorher? Wie lange wird mein Glück dauern? Wer wird mirs entziehen? Der Tod, oder ich mir selber, oder die Bosheit der Menschen? Werden diese aus der Zahl meiner Freunde, oder Feinde; werden es Gönner, oder Neider seyn? Werden sie es mit Fleiß, oder aus Unvorsichtigkeit thun? Tausend solche Fragen werden entstehen, wenn ich mein Schicksal nur stückweise kenne; und wie sehr werden sie mich beunruhigen, da ich mir dieselben beantworten zu können wünschte, und doch nicht beantworten kann. An statt, daß eine solche Wissenschaft mein Verlangen befriedigen sollte: so wird es durch sie nur desto stärker gereitzet werden; denn die Wißbegierde hat die Natur aller andern Begierden. Und wie der Geitz durch den Zusammenfluß der Reichthümer, die Ehrsucht durch den Anwachs des Ruhms nicht abnimmt, sondern steigt: so wird auch das Verlangen, sein Schicksal zu ken-

nen, durch eine summarische Nachricht nicht so wohl gestillt, als brennender gemacht. Wer den Beweis hiervon verlangt, der wird ihn in seinem Herzen, in dem, was in ihm vorgeht, bey einer kleinen Aufmerksamkeit, leicht finden können. Und wer nicht geschickt ist, diese Wahrheit in sich zu fühlen, der wird weit weniger geschickt seyn, sie in einem Beweise zu verstehen. Ja, sagt man vielleicht, es ist wahr, ich weiß auf solche Art nicht genug; aber ich weiß doch etwas! Ich weiß, ich werde groß, geehrt, reich, alt werden. Dieses sind angenehme Erwartungen; und ist eine kleine Nachricht von angenehmen Erwartungen nicht besser, als gar keine? Endlich aber begehre ich nicht mein Unglück, sondern nur mein Glück vorher zu wissen. Dieser Vorschlag läßt sich denken, aber vielleicht schwer erfüllen. Denn wenn es auch möglich wäre, sein gutes Schicksal, ohne sein böses, kennen zu lernen: so fürchte ich doch, daß der meiste Theil der Menschen, wenn er sein zukünftiges Glück vorher erführe, nichts als ein Unglück, nach seiner Meynung, erfahren würde. Wir wollen dieses deutlich machen. Wenn wir das Glück, als die Erfüllung unsrer Wünsche, betrachten, so sind die meisten unglücklich. Wenn wir also unser Glück vorhersehen sollten: so würden wir, wenn wir es gegen unsre Wunsche hielten, entweder etwas sehr gerin-

Digitized by Google

ringschätziges, oder ganz etwas anders, als wir wünschen; und also nach unsern Gedanken kein Glück sehen. Es ist ein Glück, wenn ich zeitlebens bey einer gehörigen Arbeit mein zureichendes Auskommen habe. Und wenn die meisten durch eine Eingebung einen kurzen Auszug von ihrem Leben bekommen sollten: so würde er diesen Inhalt haben. Was würden nun die Hochmüthigen, die Geitzigen, die Wollüstigen für einen Trost schmecken, wenn sie dieses ihr Glück voraus wüßten? Keiner würde es für ein Glück halten. Und also wüßten sie, an statt ihr Glück zu wissen, nichts, als daß sie keines hätten. Man nehme einen Verzagten, und sage ihm, daß er bestimmt sey, ein grosser General zu werden, und mit der größten Gefahr erstaunliche Thaten auszuführen. Er wird erschrecken, und über diese Nachricht mehr Angst ausstehen, als er wirklich fühlen würde, wenn er, durch die Umstände genöthiget, sein Leben vor dem Feinde wagen sollte, und vielleicht durch Gewohnheit getrost, und endlich gar bis zum Helden tapfer werden würde. Indessen wird er es zu der Zeit seiner Zaghaftigkeit für kein Glück halten, und entweder glauben, er hätte gar kein Glück in der Welt, oder sich einbilden, er wüßte noch nicht alles. Auf diese Art sieht man wohl, daß, wenn uns auch, nach unserm Wunsche, nur unser Glück, ausser seinem Zusammenhange mit

Digitized by Google

unserm Unglücke, offenbaret werden sollte, wir doch nicht ruhig, sondern viel unruhiger werden würden, als wir sind, da wir es nicht wissen.

Und wann soll uns denn endlich unser Glück vorher verkündigt werden? Vermuthlich in den Jahren, da wir anfangen nachzudenken, in den Jahren einer nicht ganz rohen Jugend. Aber man vergesse nicht, daß die Jahre einen gewaltigen Einfluß in unsere Neigungen haben, daß wir mit jedem neuen Zeitlaufe unsers Lebens unsre Wünsche ändern; und das gering schätzen, was wir erst hochgeachtet haben, und hoch schätzen, was wir verachtet haben. Wie wird es nun mit unsrer Beruhigung werden? Diesen jungen Menschen quälet der Ehrgeitz. Es wird ihm angekündiget, daß er ein Amtspachter werden wird, und darinnen bestehet sein Glück. Hilf Himmel, wie wird er sich entsetzen! Er hofte wenigstens ein vornehmer Staatsbedienter in seinem Vaterlande zu werden; und die Stelle eines Pachters ist das ganze Glück, mit welchem er sich nach so prächtigen Träumen soll begnügen lassen? Er sieht in seinem Glücke seine Wünsche nicht; und diese wollen wir doch eigentlich erfüllt sehen, wenn wir unser Glück voraus zu wissen begehren. Man urtheile selbst, ob dieser Jüngling sich über sein Schicksal erfreuen, oder nicht vielmehr beklagen werde.

Digitized by Google

werde. Würde es nicht vortheilhafter für ihn seyn, es wäre ihm bis auf die Zeit verborgen geblieben, da es ihn hat treffen sollen? Denn vielleicht haben die Umstände der Zeit und der Welt in zehn Jahren seine hohen Gedanken so ermüdet, daß ihm diese Bedienung sehr wohl gefällt. Die junge und feurige Clelia, die nichts so sehr wünschet, als sich zeitlebens in den Armen ihres zärtlichen und angenehmen Liebhabers zu sehen, verlangt ihr Zukünftiges zu wissen. Sie sieht zu ihrem Entsetzen, daß sie ihrem Damon nicht zu Theile werden, sondern an der Seite eines finstern und schon bejahrten Mannes ihr Leben beschliessen wird. Dieß ist ihr Glück; und unglücklich würde ihre Ehe gewesen seyn, wenn der unbeständige Damon seine Absichten auf sie erreicht hätte. Allein in ihrer itzigen Verfassung wird sie, wegen dieser Nachricht, die Hände ringen, und sich für die unglückseligste Person in der Welt halten.

Wenn es also auch möglich wäre, unser Glück so vorher zu sehen, daß uns unser Unglück unbekannt bliebe: so würden doch die meisten Menschen sich nicht wohl dabey befinden, weil die wenigsten, wenn wir die Sprache der Welt und nicht der Philosophie reden wollen, Glück haben. Denn bey den meisten ist das Glück, in ihrer Einbildung, nichts anders, als dasjenige,

Digitized by Google

was prächtig in die Augen fällt, Ueberfluß an Gütern, Wollust, hohe Ehrenstellen, ausgesuchte Bequemlichkeiten. Gleichwohl erlangen die wenigsten diese so genannte Glückseligkeiten in der Art, wie sie solche wünschen; und also würden die wenigsten ihr Glück, die meisten in ihrem Glücke ihr Elend vorausseben. Folglich wird dieses Verlangen, seine Zukunft zu wissen, auch wenn es sich nur auf die angenehmen Begebenheiten einschränkt, dadurch nichts weiser werden.

Ferner bestehet das Glück der meisten nicht in einer langen Reihe angenehmer Begebenheiten; sondern unsere vergnügten Zufälle sind mit mißvergnügten durchflochten, und unsre heitern Stunden erhalten oft ihren Werth durch viele vorhergegangene trübe. Und wenn der Mensch diese nicht weiß: (diese will aber der nicht wissen, der nur sein gutes Schicksal zu sehen verlangt) so wird er, was in dem Zusammenhange ein grosses Glück war, ausser dem Zusammenhange für ein kleines, oder für gar keines halten. Doch wir wollen diese Art, sein Glück in einem Auszuge vorher zu wissen, nicht weiters berühren, noch von dem Schaden, der daraus fliessen würde, ins besondre reden. Es wird sich leicht aus dem schliessen lassen, was wir von der andern Art, sein Schicksal ausführlich und nach allen Begebenheiten zu wissen, sagen werden.

Diese

Digitized by Google

Diese Art kann man sich ungefehr so vorstellen, wie die Nativitätsstellungen sind, in welchen man dem Leichtgläubigen zu zeigen verspricht, was ihm von Tage zu Tage begegnen wird, und zwar mit seinen Ursachen. Die Ursachen unsrer Begebenheiten sind entweder in der Einrichtung der Welt, oder in uns, oder in andern Menschen gegründet. Und sein Schicksal mit seinen Ursachen vorhersehen, heißt sehen, was die Natur oder die Einrichtung der Welt, was wir selber durch unser Thun und Lassen, oder was andre Menschen zu unserm Vergnügen, oder zu unserm Verderben beytragen werden. Würde eine solche menschliche Allwissenheit, wenn ich mich also ausdrücken darf, nicht etwas Vortreffliches seyn? Auf diese Art wären wir von der Furcht, die unser Herz so ängstiget, auf einmal befreyt, und könnten tausend Unternehmungen, bey denen wir itzt zittern, getrost und ohne Unruhe wagen. Unsere Hoffnung würde stärker und süsser werden, weil wir ihr Ziel wüßten. Und jeder, wenn er wüßte, worzu er zeitlebens bestimmt wäre, würde sich zu seinem Berufe, zu seiner Lebensart besser anschicken. Diese drey Vortheile mögen wohl bey den meisten die süsse Nahrung des Verlangens seyn, ihr Zukünftiges vorher zu sehen. Und wenn diese Vortheile gegründet wären: so würde nichts gerechter seyn,

als

als eben dieses Verlangen. Wir wollen sie prüfen.

Ist es wahr, daß unsere Furcht fällt, wenn ich weiß, was mir in meinem Leben bevorsteht? Nichts weniger! Denn Gutes allein werde ich doch nicht zu gewarten haben, und das Böse wird mir bis zu seinem Anbruche eine beständige Furcht erwecken. Zuvor fürchteten wir nur mögliche, oder wahrscheinliche Zufälle. Von dieser Furcht sind wir befreyt. Hingegen fürchten wir nunmehr gewisse Uebel. Ist dieses ein vortheilhafter Tausch? Wird mich ein gewisses bevorstehendes Uebel nicht mehr plagen, als ein ungewisses? Ich sehe voraus, daß ich künftig, entfernt von meiner liebenswürdigen Gattinn, von meinen Kindern, von meinen Freunden, drey Jahre in einer Gefangenschaft zubringen muß; werde ich diese Gefangenschaft nicht im Herzen zehnmal durch die Furcht ausstehen, ehe ich in dieselbe gerathe? Hierzu kömmt noch, daß ich mein Unglück, mit seinen Umständen, in seiner Ordnung weiß. Also werde ich entweder wissen, daß mir diese Gefangenschaft aus verborgnen Ursachen von der Vorsehung zugeschickt wird; oder, daß ich durch mein Versehen, oder durch meine Redlichkeit, daran Schuld bin; oder, daß andere Menschen mich in dieses Unglück stürzen. Wie werde ich mich quälen! Alle Hoffnung ist mir benommen, weinen

meinem Uebel zu entfliehen, und in mir wachet doch stets eine Begierde, das Unglück von mir zu entfernen. Diese will befriedigt seyn, und es ist doch unmöglich, sie zu befriedigen. Mit welchen verzweiflungsvollen Klagen werde ich den Himmel bestürmen! Welche bittere Verweise werde ich mir selbst geben, wenn ich die Schuld an meinem Uebel bin! Und wenn ichs nicht bin: mit welcher Feindschaft werde ich gegen diejenige eingenommen werden, die mirs verursachen! Werden mich nicht alle diese Vorstellungen um meine Ruhe bringen, deren ich genossen hätte, wenn ich das Uebel nicht voraus gesehen? Werden sie mir nicht binnen der Zeit, ehe das Uebel kömmt, alles Vergnügen, das sich nur zum Genusse anbeut, verbittern?

Aber verfährt der gerecht, könnte man mir antworten, der die Sache allein von der schlimmen Seite ansieht? Man bedenke, daß, wenn die Furcht durch das gewisse Unglück vermehret wird, die Hoffnung hingegen, durch das gewiß bevorstehende Glück, um eben so viel verstärket werden muß. Dieses läßt sich nicht so leicht entscheiden. Denn wenn man Glück und Unglück vergleichen, und so zu sagen, gegen einander aufheben will, so müssen sie ein gewisses Verhältniß haben. Mein Unglück mag itzt der Verlust meines guten Namens, und mein Glück, das ich darauf erhalte,

Digitized by Google

erhalte, der Besitz grosser Reichthümer seyn. Diese beyden Dinge lassen sich nicht gegen einander abwägen, in so fern man auf die Menschen und ihre Art sieht, die Güter zu beurtheilen, die durch Vorurtheile und das Temperament bestimmt wird. Denn die Kraft, mit der sie mich beyde, das eine durch die Furcht, das andre durch die Hoffnung, zum voraus rühren werden, liegt nicht so wohl in ihnen selbst, als in meinem Gemüthscharakter, und in dem mir eignen und natürlichen, gröſsern oder kleinern Verlangen nach Ehre oder Reichthum. Wenn ich von Natur ehrgeitzig bin, und ich sehe zum voraus, daſs ich in zwey Jahren mit allem meinem Ruhme ein Märchen seyn, aber auch darauf, oder zuvor, zehntausend Thaler erben werde: so wird diese Hoffnung gegen den Eindruck, den die Furcht der zukünftigen Schande in mir verursachen wird, sehr gering seyn. Und wenn ich Gutes und Böses, und ihre Begleiterinnen, Furcht und Hoffnung, vergleichen will: so müssen sie einerley Trieb in mir zum Grunde haben. So ist der Trieb nach Ehre, und der Trieb keine Schande zu haben, an und für sich eins, und nur durch unsre Art zu denken getrennet. Daher müssen wir Ehre und Schande, Reichthum und Armuth, Wollust und Schmerz nehmen, wenn wir eine Vergleichung zwischen der Gröſse der Hoffnung

anstellen

Digitized by Google

anstellen wollen. Allein so verfährt unser Schicksal nicht. Wer Schande zu befürchten hat, und ehrsüchtig ist, der hat nicht allemal wieder Ehre zu hoffen. Und wer geizig ist, und sein Vermögen verliert, hat nicht allemal wieder Vermögen zu hoffen. Also wird es selten wahr seyn, daß das Vergnügen durch die Hoffnung eines gewissen Guten, das ich zum voraus sehe, um eben so viel wachsen sollte, als die Furcht auf der Seite des Uebels gewachsen war.

Und wo weiß ich denn, wie viel von dem, was mein Wunsch für Vergnügen hält, meinem Leben zufallen wird? Wie, wenn es wenig Glückseligkeit, und desto mehr Unglück in sich enthält? Und solch ein Leben voraus zu sehen, muß ich in Gefahr stehen, so bald ich mein Schicksal weiß? Wie glückselig schätze ich mich, daß mirs der Schöpfer verborgen hat! Aber es müßte gleichwohl ein ausnehmendes Vergnügen seyn, wenn ich eine aufrichtige Nachricht von einem in zehn Jahren mir bevorstehenden Glücke in meinem Gedächtnisse mit mir herumtrüge. Ich wüßte z. E., daß ich eine liebenswürdige, eine vernünftige, zärtliche und getreue Gattinn zur Ehe bekommen würde. Wie bald, wie freudig würden mir diese Jahre verstreichen! Ich zweifle sehr daran. Meine Hoffnung würde mir selber zur Last werden, weil

weil ich ſie nicht gleich ſtillen könnte. Und wie uns das Unglück allezeit zu früh kömmt: ſo kömmt uns das Glück, ſo zeitig es auch kömmt, doch allemal zu ſpät.

Ich glaube ſo gar, daß derjenige nicht unrichtig urtheilen würde, welcher behauptete, daß das Vergnügen durch das umſtändliche Vorherwiſſen unſers irrdiſchen Glücks geſchwächt werden würde, wenigſtens bey den Meiſten. Das Glück, wie wir es uns ausdenken, wie wir es ordentlich wünſchen und hoffen, iſt gemeiniglich gröſſer, als dasjenige, welches wir in der That erlangen; und man kann ſagen, daß die Grenzen unſrer Hoffnung unſre Wünſche ſind. Wie weitläuftig, wie unbeſtimmt ſind dieſe nicht! Wenn wir nun unſer künftiges Glück wiſſen: ſo ſteht es nicht mehr bey uns, was und wie viel wir hoffen wollen, ſondern unſre Hoffnung wird alsdann von unſerm Glücke regiert. Iſt dieſes klein, oder wenigſtens nach unſerm Wunſche gerechnet klein: ſo wird auch das Vergnügen des Hoffens kleiner werden, als es war, ehe wir unſer Schickſal kannten.

Doch wir wollen die Hoffnung, als den Vorſchmack unſers Glücks, nicht weiter unterſuchen. Wir wollen vielmehr ſehen, ob wir nicht ſelbſt an dem

Digitized by Google

dem Vergnügen, das uns der wirkliche Genuß des Glückes giebt, etwas einbüssen, wenn wir es vorher wissen. Mir scheint es so. Es giebt eine gewisse Furcht, die eben das bey unserm Vergnügen ausrichtet, was eine scharfe Würze bey gewissen Speisen thut. Sie macht nämlich, daß wir das Vergnügen desto lebhafter schmecken. Warum rührt mich oft ein Glück, wenn ichs' geniesse, so sehr? Gemeiniglich, weil ich den furchtsamen Zweifel, es nicht zu erlangen, nunmehr besiegt habe. Ich würde aber nicht so viel fühlen, wenn nicht die Furcht meine Empfindungen gleichsam in volle Bewegung gesetzt hätte. Dieses fällt weg, wenn ich mein Glück vorher weiß. Es ist ferner wahr, daß ein unverhofftes Gut uns mehr einnimmt, als ein vorhergesehenes, wenn die Umstände von beyden gleich sind. Endlich würden wir, wenn wir unser Schicksal vorausssähen, auch wahrnehmen, daß wir es die meisten male nicht uns, nicht unsrer Geschicklichkeit, nicht unsern Verdiensten, sondern oft dem Zufalle, und andern Menschen, zu danken hätten. Und auf diese Art würde unsrer Eitelkeit ein großes Vergnügen entgehen, mit dem wir in unsern itzigen Umständen die guten Begebenheiten unsers Lebens gemeiniglich unsern Verdiensten zuschreiben, obgleich nicht mit Grunde. Allein es mag ein Irrthum seyn; dennoch kann uns auch

ein

Digitized by Google

ein Irrthum vergnügen, so lange wir ihn für eine Wahrheit halten. Wollen wir noch immer unser Schicksal vorher wissen?

Es ist noch ein Einwurf übrig. Ich würde, so möchte man denken, mich desto mehr zu meiner Lebensart vorbereiten, wenn ich wüßte, wozu ich bestimmt wäre. Ich halte dieses für einen Betrug; und wie viel läßt sich nicht darauf antworten! Ich will aber nur eines berühren. Wenn ich von Natur zu dieser Lebensart, die mein Glück in sich hält, nicht Lust habe: so werde ich mich nur um desto weniger zu derselben anschicken; denn das Glück ist mir ja gewiß. Was brauche ich also meiner Bequemlichkeit Abbruch zu thun? Auch ohne Verdienste werde ich zu dem Stande, der mir einmal beschieden ist, ebenfalls gelangen. Bin ich aber aus Neigung für diesen Stand eingenommen: so werde ich mich zu demselben vorbereiten, wenn auch mein Vorwitz sein künftiges Schicksal nicht erfahren hätte. Was hilft mir also meine Einsicht in dieses mein Schicksal?

Bis hieher haben wir nur untersucht, was einem jeden ins besondre entgehen könnte, wenn er sein Schicksal vorher wüßte. Aber wir müssen uns nicht bloß von andern abgesondert betrachten. Wir müssen auch sehen, was im Ganzen, in der Welt,

Digitized by Google

Welt, in dem Zusammenhange der Dinge entstehen würde, wenn jeder wüßte, was ihm begegnen sollte. Ich, für meine Person, möchte in der Welt nicht leben, wenn die Menschen ihren freyen Willen behielten, und ihr Schicksal vorher wüßten. Dieses müßte ganz anders beschaffen seyn, als es ist, da wir es nicht wissen. Eine einzige Handlung eines Menschen hat oft einen Einfluß in das Schicksal vieler tausend Menschen. Die Triebfedern unsrer Handlungen sind Hoffnung und Furcht. Wenn man diese verändert, oder wegnimmt: so werden auch unsre Unternehmungen verändert, oder aufgehoben werden. Unsre Hoffnung aber und unsre Furcht würden anders seyn, wenn wir vorher wüßten, was geschehen sollte; also würden auch unsre Handlungen, in so weit sie auf unsern freyen Willen ankommen, anders beschaffen seyn, wenn wir ihren Ausgang vorher wüßten. Würde Philippus die unüberwindliche Flotte ausgeschickt haben, wenn er zum voraus gesehen hätte, was er am Ende sah? Es ist nicht zu glauben. Alle diejenigen Menschen, welche auf dieser Flotte umgekommen, oder elend, oder auf gewisse Art glücklich geworden sind, würden also ein andres Schicksal gehabt haben, als sie gehabt, wenn Philippus den Ausgang der Sache zum voraus gewußt hätte. Auf diese Art kann man urtheilen, wie viel anders die Begebenheiten der Welt seyn

wür-

Digitized by Google

würden, wenn ein jeder sähe, was für einen Ausgang sein Unternehmen haben würde. Lasset sie anders seyn, wird man einwenden. Es müßte doch tausend Böses, das von dem freyen Willen der Menschen abhängt, können vermieden werden, wenn wir in die Zukunft hinein dringen, und den Verlauf der Sachen einsehen könnten. Wie zweifelhaft ist dieses! Wenn wir bey unserm Vorhersehen die Begierden und Leidenschaften behielten, welche wir itzt haben: so würde allezeit noch Bosheit und Thorheit genug in der Welt bleiben. Und wenn wir auch dieses oder jenes Böse unterliessen: so würden wir dafür ein anders begeben. Ich will annehmen, daß wir die Laster, die sich selbst bestrafen, unterliessen; würden wir auch die übrigen fliehen? Was würde aber aus der Freyheit und Tugend im ersten Falle werden? Die Völlerey ist ein Laster, das sich bey vielen selber bestrafet. Wenn nun Strephon, der durch den Trunk sich zehn Jahre früher ins Grab gebracht hat, gesehen hätte, daß dieses geschehen würde: so hätte ers vielleicht unterlassen. Und also wäre ein Uebel weniger in der Welt. Es ist wahr. Allein wäre dieses Freyheit und Tugend? Müßte nicht der Eindruck der Vorstellung, du wirst nothwendig eher sterben, wenn du viel trinkst, eben so stark seyn, als wenn einer mit dem bloßen Schwerdte vor mir steht, und mich von dem,

was ich ohne diesen Zwang ausgeführt haben würde, gewaltsam abhält? Wäre dieses nun Zwang, oder Freyheit? Endlich sehen wir, daß viele Trunkenbolde, viele, welche die grössten Ausschweiffungen in der Wollust begehen, doch das höchste Ziel des menschlichen Alters erreichen, und äusserlich immer glücklich dabey leben. Wodurch sollten also diese von ihren Lastern abgehalten werden? Was würde nicht die einzige Gewißheit der Art und des Tages unsers Todes für Unheil stiften? Was würden die guten Zufälle, was die bösen, welche unwidertreiblich wären, und solche würde es allezeit in der Liste der Begebenheiten unsers Lebens geben, für Folgen nach sich ziehen? Hier würden ganze Häuser wegen des bevorstehenden Unglücks wehklagen. Dort würden Trunkne vor Freude und Vergnügen wegen des nahen Glücks herumtaumeln. Keiner würde mehr arbeiten, keiner das gemeine Beste befördern wollen. Wie oft würde man aus Verzweiflung sich selbst, oder andern das Leben nehmen! Der Vater würde seinen Sohn in der Wiege umbringen, ehe er ihn im dreyßigsten Jahre auf dem Rabensteine sterben sähe. Den Freund, der uns morgen unser Glück rauben sollte, würden wir heute aus dem Wege räumen; und morgen hätten vielleicht Andre uns aus Rache, oder wir aus Reue, uns schon selbst umgebracht. Kurz,

Digitized by Google

die Welt würde nicht lange bestehen können, wenn wir unser Schicksal umständlich voraus wüßten. Viele würden in der Blüte ihrer Jahre aus Verdruß und Betrübniß sterben, oder als Schlaftrunkne, die nicht viel zu befürchten hätten, einschlaffen. Itzt betrügen wir uns durch die Hoffnung, daß unser Gutes bald kommen werde; und so streicht ein Tag nach dem andern unvermerkt dahin. Wir fürchten ungewisse Uebel, und auf diese Art bleiben wir immer noch gelassen und geschickt, sie abzuwenden. Wie würden die Menschen ihr Schicksal einander geschwätzig entdecken, wenn sie es vorher wüßten; und was würde daraus für Neid, und mit demselben für Unheil, erfolgen! Was würde Cäsar gethan haben, wenn er gewußt hätte, daß man ihn auf dem Rathhause umbringen würde. Würde Cicero so viel Gutes gestiftet haben? Würde er, ungeachtet seiner Ehrbegierde, wohl jemahls Consul geworden seyn, wenn er zum voraus gesehen hätte, daß der Lohn seiner patriotischen Thaten ein gewaltsamer Tod seyn würde? Würde mancher nach einem Glücke gestrebet haben, wenn er alle die Arbeiten und Beschwerlichkeiten zum voraus gewußt hätte, die er viele Jahre hinter einander, ohne es selbst wahrzunehmen, überwunden hat? Wer würde eine grosse, eine löbliche That unternehmen wollen, wenn ihm durch

die

Digitized by Google

die Wissenschaft seines Schicksals die Hoffnung zur Belohnung entnommen wäre? Wer würde im unvermeidlichen Unglücke Gott vertrauen und zu ihm um Hülfe rufen? Wer würde im Glücke, das ihm nicht entgehen könnte, mäßig und dankbar gegen die Vorsehung, demüthig und liebreich gegen die Menschen seyn? Würde nicht durch ein umständliches Vorherwissen Tugend und Religion beynahe gänzlich vernichtet werden?

Kurz, der Mensch wünscht auf eine oder andre Art etwas Widersprechendes, wenn er sein zukünftiges Schicksal nach allen seinen Umständen vorher zu wissen verlanget. Er wünscht entweder, Begebenheiten vorher zu wissen, die nie Begebenheiten seyn werden, so bald er sie weiß, und so lange er bey seinem Vorherwissen noch eben die Neigungen, Begierden und Leidenschaften, noch eben die Freyheit des Willens behält, worinnen itzt seine Natur bestehet; das heißt, er wünscht zu wissen, daß etwas erfolgen werde, was doch nicht erfolgen wird. Welcher Widerspruch! Oder sollen die Begebenheiten erfolgen können, so wünscht er entweder die gegenwärtige Einrichtung seiner Natur, oder seiner Freyheit zu verlieren; das heißt, er wünscht ein Mensch; und auch kein Mensch zu seyn. So widersprechend und thöricht ist der

Digitized by Google

neugierige Wunsch, sein künftiges Schicksal umständlich vorher zu wissen. Und gesetzt, er wäre dieß nicht: so wird er doch stets einer der feindseligsten Wünsche seyn, die der Mensch wider sich selbst thun kann. Gesetzt, die Welt und die menschliche Natur könnten dabey bestehen, welche Hölle würde die Welt seyn, und welch schreckliches Glück das Glück, ein Mensch zu seyn! Ja sollte es Menschen geben, welche die Gabe hätten, mir mein Schikſal voraus zu sagen: so bitte und beschwöre ich sie, mir ihre unselige Weisheit zu verschweigen. Pest, Hunger und Schwerdt sind groſse Landplagen; aber Nativitätsteller, wofern es welche gäbe, Nativitätsteller für das ganze menschliche Geschlecht, würden noch weit fürchterlicher, als alle diese Uebel seyn.

Von

Von dem Einfluſse der ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz und die Sitten.

Eine Rede,

Bey dem Antritte der Profeſſion.

Aus dem Lateiniſchen überſetzt.

Ich würde höchſt undanckbar, und eben ſo unfähig ſeyn, den Werth einer Wohlthat zu empfinden, als ſie zu verdienen, wenn ich den heutigen Tag, den mir die Gnade des preiswürdigſten AUGUSTS zum rühmlichen Tage macht, nicht für einen der ſchönſten und glücklichſten meines Lebens hielte. Ich mag die hohen Empfehlungen betrachten, die ihn bewogen haben, mich mit dem Amte eines öffentlichen Lehrers zu begnadigen, oder die Würde dieſes Amtes ſelbſt,

Digitized by Google

oder den Ort, wo ich es führen soll: so finde ich überall Ursachen, mir Glück zu wünschen, die Gnade des Königs zu preisen, und den im Stillen anzubeten, der alle unsre Schicksale lenket. Allein, eben diese königliche Gnade, eben dieß rühmliche Amt, eben der Ort, wo ich es führen soll, erfüllen mein Herz mit einer gewissen Furchtsamkeit, von der ich mich nicht anders zu befreyen weiß, als wenn ich sie aufrichtig bekenne. Habe ich auch dieß Glück verdienet? Haben die Beförderer der Wissenschaften nicht zu vortheilhaft von mir geurtheilet? Werde ich auch die Pflichten eines öffentlichen Lehrers genug erfüllen? Werde ich die Fußstapfen so würdiger Vorgänger, Eure Fußstapfen, Ihr Väter und Lehrer dieser Academie, mit Ruhm betreten können? Haltet, theurste Commilitonen, haltet dieses nicht für die Sprache einer stolzen Demuth! Nein, ich habe mein Unvermögen stets zu wohl gekannt, als daß ich je nach diesem Amte geströbt hätte. Ich habe es nicht gesucht, als bis man mir befohlen, es zu suchen. Ich habe ein Amt, dazu man nicht Kräfte genug hat, stets für eine Unehre, und ein Glück, das man ohne Verdienste sucht, für eine gerechte Strafe des Stolzes gehalten. Kann ich nun wohl ohne Furchtsamkeit dieses academische Lehramt übernehmen? Würde ich es nicht noch weniger verdienen, wenn ich stolz

genug

genug wäre, es als den Lohn meiner Verdienste anzusehen? Ja, der König hat mir zu viel Gnade erwiesen, und mein Leben, davon vielleicht nur noch der kleinste Theil übrig ist, wird nicht zureichen, sie zu verdienen; aber kein Theil soll davon verstreichen, an dem ich sie nicht mit allem Eifer zu verdienen streben werde. Euch, würdige Lehrer und Väter dieser hohen Schule, Euch nehme ich zu Zeugen meines heutigen Versprechens, und rufe die Vorsicht an, daß sie meine Bemühungen segne, und mich das seelige Glück erfahren lasse, durch Ausbildung jugendlicher Seelen, Tugend und Weisheit unter den Menschen befördert zu haben.

Um aber die erste Pflicht meines Amtes zu beobachten, so erlaubet mir, daß ich diese Jünglinge, meine Freunde, und der künftigen Zeiten Ehre, zur Liebe gegen die schönen Wissenschaften aus einem Grunde ermuntre, der mit der Würde des Menschen so genau verbunden ist, daß ich ihnen den Einfluß zeige, den sie in das Herz des Menschen, in die Sitten, und in das gemeine Leben haben.

Niemand leugnet, oder sollte doch leugnen, daß die schönen Wissenschaften den Verstand schärfen, die Einbildungskraft beleben, und das

Gedächtniß mit einer Menge von Kenntnissen bereichern, ohne die man sich nie weder in den göttlichen, noch in den menschlichen Wissenschaften, weder in den öffentlichen, noch in den häuslichen Geschäften, über das Mittelmäßige erheben wird. Ich würde unser Jahrhundert entehren, wenn ich dieß weitläuftig beweisen wollte. Sehet, edle Jünglinge, sehet hier eine ehrwürdige Versammlung von Kennern und Lehrern in allen Arten der Wissenschaften, deren Beyspiele stärker beweisen, als alle Gründe des Redners! Durch welche Wege sind sie bis zu dieser Größe emporgestiegen? Wodurch erwarben sie sich alle die Verdienste um die höhern Wissenschaften, die wir an ihnen verehren? Wodurch setzten sie sich in den Stand, ihnen so viel Licht, Gründlichkeit und Anmuth zu geben? Dadurch, daß sie die engen Schranken gewisser Compendien und Systemen ängstlich durchliefen; daß sie ihr Gedächtniß mit einer Menge leerer und trockner Sätze beschwerten? Oder dadurch, daß sie sich eine genaue Kenntniß der Sprachen, Alterthümer und Sitten aller Zeiten erwarben; daß sie die heilige und weltliche Geschichte sorgfältig erlernten; daß sie sich mit den Meisterstücken sowohl der Poesie als Beredsamkeit bekannt, und den Geist und die Schönheit der alten und neuern Schriftsteller durch Lesen, Nachdenken und Nachahmen sich eigen

mach-

Digitized by Google

machten? Es ist wahr, der Nahme eines grossen Gelehrten wird nicht durch Studiren, nicht durch Regeln, nicht durch Kunst und Nachtwachen allein erworben; es wird Genie, es wird eine gewisse natürliche Grösse und Lebhaftigkeit der Seele erfordert, die den Menschen zu allen grossen Unternehmungen begeistern muß. Allein, was vermag das beste Genie ohne Unterricht, ohne Kunst, ohne Uebung? Was wird der größte Geist treffliches hervorbringen, wenn er noch nicht durch Wissenschaften gebildet, noch nicht mit einem Vorrathe schöner und nützlicher Gedanken ausgerüstet, mit einer Menge lebhafter Bilder ausgeschmückt, noch nicht mit den Schätzen der Sprache und des Ausdruckes bereichert ist? Wird man wahr, genau, schön und mannichfaltig denken, wird man sich richtig und lebhaft ausdrücken, wird man lehren, gefallen und das Herz des Menschen rühren können, wenn man sich nicht einen guten Geschmack, eine Kenntniß nützlicher Wahrheiten, und besonders die Kenntniß des menschlichen Herzens erworben hat? Diese Vortheile schenket uns die Erlernung der schönen Wissenschaften. Aber wie? Sind sie bloß von dieser Seite liebenswürdig; bloß darum so schätzbar, daß sie den Saamen einer reichen Erndte nur in unsern Verstand, nicht aber in unser Herz ausstreuen? daß sie uns nur richtig, schön und erha-

ben denken und schreiben, nicht aber gut, schön und edel empfinden und begehren lehren? daß sie uns nur mit feinen und großen Gedanken, nicht aber mit guten und rühmlichen Gesinnungen; nur mit schönen Ausdrücken und Bildern von dem, was überhaupt in der Natur schön, was recht, was tugendhaft ist, nicht aber mit Neigung und Eifer für die Tugend und Rechtschaffenheit, für das Edle und Erhabne erfüllen? Wenn der Nutzen der schönen Wissenschaften nur auf die Studierstube und den Autor eingeschränkt ist; wenn er uns nicht in die Welt, in die Gesellschaften, in die Geschäfte des Lebens und unserer Häuser folget; wenn sie unsern Geist nur aufklären, ohne ihn mit guten und edlen Empfindungen zu beleben; wenn sie uns bey einem angebauten Verstande ein rohes und ungebildetes Herz lassen: so höret, Jünglinge, meine Ermahnung, diese Wissenschaften zu erlernen, höret sie nicht; haltet sie für die Sprache der Parteylichkeit, für die verdächtige Stimme des Lehrers, der das nur rühmet, womit er sich beschäftiget, und darum rühmet, weil er sich damit beschäftiget; der nur das anpreist, was seinem Stolze und seiner Eitelkeit schmeichelt. Aber, wenn ich Euch, so weit es die engen Schranken einer Rede, und die kostbare Geduld gelehrter Männer erlauben, wenn ich Euch beweise, daß eine gründliche Erlernung der schönen Wissen-

Digitized by Google

Wissenschaften einen grosen Einfluss in unser Herz, in unsre Sitten, in das gemeine Leben hat: so versaget Eure Liebe und Euren Fleiß diesen Künsten nicht.

Wenn man die schönen Wissenschaften wohl und fleißig studiret, so erwirbt man sich einen gewissen guten Geschmack; das ist, eine zarte, geschwinde und treue Empfindung alles dessen, was in den Werken des Geistes sowohl in einzelnen Gedanken und Ausdrücken, als überhaupt in dem ganzen Baue des Werkes richtig, schön, edel, harmonisch; und auf der andern Seite alles dessen, was fehlerhaft, was matt, was kindisch, was abentheurlich und mißhellig ist. Diese feine Empfindung, die in dem ersten Falle von einem geheimen Vergnügen, und in dem andern von einem heimlichen Unwillen begleitet wird; dieser gute Geschmack wird uns durch den Gebrauch so natürlich, daß wir ihm nicht allein in unsern Schriften, sondern auch in unsern Gesprächen und Handlungen folgen. Sein Einfluß breitet sich nicht nur über unsre Art zu denken, sondern über unsern ganzen Charakter aus. Er wachet, gleich einem getreuen Aufseher, über alle Pflichten unsers Lebens, und lehrt uns unvermerkt die gute Art, mit der wir sie verrichten sollen. Er machet uns nicht tugendhaft; aber er giebt unsern Tugenden

Digitized by Google

einen Werth und eine Anmuth, die sie ohne ihn nicht haben würden. Wodurch soll ich Euch dieses beweisen? Durch Gründe, die aus der Natur der Seele und der schönen Wissenschaften hergenommen sind, oder durch Zeugnisse und Beyspiele?

Stellet euch einen Freund der schönen Wissenschaften vor; einen Mann, der die Meisterstücke der Alten und Neuern liest, und mit Empfindung liest; der das, was in ihnen schön, edel und groß ist, nicht nur bald entdeckt, sondern dieß Schöne, dieß Edle und Große selbst fühlet, und desto stärker fühlet, je mehr ihn der rührende Ton und die lebhaften Bilder, in denen er es ausgedrückt sieht, entzücken; der die großen Beyspiele der Menschenliebe, der Zärtlichkeit, der Freundschaft, der Dankbarkeit, der Liebe zum Vaterlande, des Heldenmuthes, der wahren Ehrbegierde, die er überall in den Werken des Geistes endeckt, nicht nur bemerkt, sondern tief, und desto tiefer in sein Herz eindrückt, weil er sie in der liebenswürdigsten Gestalt, in ihrem schönsten Lichte erblicket; stellet euch einen Mann vor, der so die schönen Wissenschaften studieret, so die geistvollen Werke der Alten und Neuern liest, und sprechet, ob der Nutzen von seinem Studiren nur in seinem Verstande bleiben, oder ob er nicht auch in sein Herz, in seine Sitten, in sein Leben übergehen werde?

Wird

Digitized by Google

Wird derjenige, der den Werth der Freundschaft, die Heiligkeit des gegebnen Wortes, das Vergnügen einer edelmüthig erwiesenen, oder dankbar angenommenen Wohlthat so oft empfand; der so oft sich bey einer rührenden Stelle von Zärtlichkeit und Mitleiden durchdrungen, so oft in einem erhabenen Beyspiele zu grosen Entschliessungen begeistert fühlte; wird der im gemeinen Leben so leicht ein undankbarer Bürger, ein harter Hausvater, ein beschwerlicher Ehmann, ein treuloser Freund, ein unangenehmer Gesellschafter, ein kalter und müßiger Zuschauer bey dem Unglücke anderer seyn können? Wird ihn nicht sein Herz, durch die schönen Wissenschaften zur Empfindung des Schönen und Guten gewöhnt, in seinen Handlungen, in seinen Gesprächen, kurz, in allen Verrichtungen seines Lebens; wird es ihn hier nicht eben so, wie im Lesen oder Schreiben, durch eine geheime Stimme lehren, was bey einem ieden Vorfalle, an iedem Orte, in iedem Verhältnisse schön, gut und wohlanständig, was zu viel und was zu wenig sey?

Ich behaupte hiedurch nicht, daß die Erlernung der schönen Künste uns die Tugend selbst einflöße, sondern nur, daß sie die Tugenden, die wir der Natur, oder vielmehr der Religion, zu danken haben, angenehmer und brauchbarer mache.

Digitized by Google

Welcher Vortheil für das gemeine Leben! Um ihn desto deutlicher einzusehen, so stellet Euch den Freund der schönen Wissenschaften, stellet Euch noch einmal einen Mann vor, der aus dem Lesen der Autoren weiß, wie viel eine Sache durch die Art, mit der sie gesagt wird, gewinnt, wie man sie vortheilhaft wenden, und dem andern auch das, was er ungern höret, von einer gefälligen Seite zeigen könne; einen Mann, der aus dem beständigen Umgange mit guten Schriften die Kunst gelernt hat, alles, was in dem Gedanken oder in dem Ausdrucke niedrig, schmutzig, hart und beschwerlich ist, zu vermeiden, oder zu verbergen, und überall den Wohlstand zu beobachten. Wird dieser Mann, wenn er mit seinen Freunden, mit seinem Weibe, mit seinen Kindern, mit Gönnern, mit Clienten, mit Fremden spricht und handelt, wird er nicht dieser Empfindung des Wohlstandes, die ihn immerzu gleich einem wachsamen Freunde erinnert, unvermerkt gehorchen? Und die feine Art, mit der er die Pflichten der Tugend und Höflichkeit verrichtet, wird die nicht selbst diesen Pflichten einen neuen Werth ertheilen? Wird er beleidigend seyn, wenn er scherzet, mürrisch, wenn er tadelt, gebietrisch, wenn er befiehlt, ruhmredig, wenn er Wohlthaten erzeigt? Wird er in seinen Gesprächen bäurisch und niederträchtig, in seinem Aeus-

serlichen

Digitized by Google

ferlichen beschwerlich und ekelhaft seyn? Er, der, durch eine feine Empfindung gelehrt, so wohl weiß, was in den Werken des Geistes edel, groß, natürlich, frey, was schön und nicht schön sey?

Man glaube also nicht, daß die Erlernung der schönen Künste nur in so weit gut sey, als man ein Autor, oder ein Lehrer derselben werden, als man selbst ein Redner, ein Dichter, ein Geschichtschreiber seyn will. Nein, ihr Geist wird uns als ein treuer Gefährte in allen Verrichtungen des Lebens, in die Geschäfte des Hauses, in die Angelegenheiten des Staats, in die Unternehmungen des Krieges folgen. Er wird den Cicero beseelen, wenn er in Rom vertheidigt oder anklagt; er wird ihn auch beseelen, wenn er regieret, wenn er das Feuer der Zusammenverschwörung dämpft, Rom dem Untergange entreißt, wenn er das Schicksal einzelner Personen und ganzer Länder entscheidet. Eben der gute Geschmack, der in seinen Reden herrschet, wird auch da herrschen, wenn er mit seinen Freunden von Hausangelegenheiten redet, wenn er Briefe schreibt. Eben der Geist der Ordnung, der Klugheit, der Symmetrie, der den Paul Æmil eine Armee vortheilhaft stellen lehret, wird ihn auch ein allgemeines Fest für ganz Griechenland mit einer anständigen Pracht anordnen lehren. Eben die edle Empfindung, die den Plinius belebt,

belebt, wenn er der Lobredner Trajans iſt, wird ihn auch beleben, wenn er das Lob ſeiner Gemahlinn erzählt, wenn er ihr von ſeiner Liebe ſchreibt. Eben der Geiſt der Menſchlichkeit, der ihn bewegt, wenn er bey dem Trajan für ſeine Freunde bittet, wird ihm auch die Feder führen, wenn er die Sache der Chriſten erzählt. Eben der gute Geſchmack, mit dem ein Kaufmann die Werke des Geiſtes lieſt, wird ihn auch in ſeinen Handlungsgeſchäften angenehm und beredt, und in ſeinen Erfindungen neu und ſinnreich machen.

Aber, höre ich einige ſagen, wenn die Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften einen Einfluß in das Herz, in die Sitten und Handlungen des Menſchen hat; woher kommen unter denen, die ihr ganzes Leben dieſen Künſten gewiedmet haben, ſo viel Ungeſittete, Mürriſche, Zankſüchtige, Stolze, Wollüſtige, woher ſo viele Pedanten? Wie viele, denen man das Verdienſt der Gelehrſamkeit nicht abſprechen kann, haben nicht durch die ärgerlichſten Werke, die ſie geſchrieben, durch die ſchandbarſten Zänkereyen die guten Sitten entehret? Muß man nicht aus ihren Schriften auf ihren Charachter ſchlieſſen? Es iſt wahr, dieſer Vorwurf beſchämt die Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften, aber er ſchadet meiner Sache nicht. Ich habe den ſchönen Künſten keine Zauberkraft

Digitized by Google

herkraft zugeschrieben, die ihre Verehrer auch wider ihren Willen gesittet machte, und ein iedes unedles Herz in ein edles verwandelte. Es ist auch nicht schwer, die Ursachen zu entdecken, warum viele von denen, die sich diesen Künsten ergeben, oft von dem Aeusserlichen und demjenigen, was man den eingeführten Wohlstand nennt, so verlassen sind. Begierig auf ihre Künste, verschliessen sie sich auf ihre Studierstuben, und fliehen den Umgang, auf den sie ihre Kenntnisse sollten anwenden lernen. Sie bleiben Fremdlinge auf dem Schauplatze der Welt; ist es zu verwundern, daß sie ihre Rolle schüchtern und ängstlich spielen, wenn sie denselben so selten betreten? Ist es zu verwundern, daß sie bey dem Geschmacke, den sie besitzen, und in Gesellschaften nie genützt haben, Männer ohne Geschmack zu seyn scheinen, und aus Furcht, keine Pedanten vorzustellen, oft Pedanten werden? So gewiß es ist, daß der Umgang allein, ohne Einsicht, ohne Geschmack, uns nichts, als den Ton des Wohlstandes lehren, und blendende Stutzer oder höfliche Gecken zeugt: so gewiß ist es auch, daß der Geschmack in den schönen Künsten, wenn er nicht auf das gemeine Leben, und die Gesetze des Wohlstandes, durch den Umgang angewandt wird, keinen Mann von Lebensart bildet. Eben so leicht ist es, die Ursache zu finden, warum diejenigen, die sich diesen

Digitized by Google

dieſen Künſten widmen, bey einem gebeſſerten Verſtande immer noch ein ungebeſſertes Herz behalten, und ſo leicht ſtolz und eitel werden. Sie ſtudieren, um viel zu wiſſen, um tadeln zu können, um andre zu übertreffen; und ſie belohnen ſich für ihren Fleiß durch den Stolz und die Verachtung der Andern. Sie denken nicht an das, was ſie treiben, ſondern ſtets an ſich. Sie ſtudiren nicht mehr, um die Schönheiten der Autoren zu entdecken und zu empfinden, ſondern um ihre Gelehrſamkeit zu zeigen. Nicht die Wiſſenſchaften alſo, ſondern ihr fehlerhafter Gebrauch zeuget die übeln Sitten vieler Gelehrten. Sehen wir nicht viele ſelbſt die Lehren der Religion, die ſie mit ihrem Verſtande vollkommen gefaßt haben, durch ein unheiliges Leben entehren? Wollen wir dieſes zum Fehler der Religion machen, der göttlichen Religion, die mehr als irgend eine menſchliche Weisheit die Kraft hat, Herzen zu beſſern? Wie unentbehrlich iſt das Licht unſern Augen, und wie gewiß iſt es dennoch, daß zu viel Licht blendet! Wird der Wein deswegen, weil er die Kraft hat, die Vernunft zu betäuben, und weil ihn viele bis zur Betäubung mißbrauchen, wird er deswegen aufhören, eine kräftige Arzney, ein köſtliches Geſchenke der Natur zu ſeyn? Wenn ich alſo behaupte, daß die ſchönen Wiſſenſchaften einen Einfluß in unſer Herz, und in unſere Sitten

Digitized by Google

Sitten haben: so behaupte ich dieß nur von ihrem rechtmäßigen Gebrauche. Ich lege ihnen nicht eine Kraft bey, iede tief eingewurzelte Neigung auszurotten, und ein lasterhaftes Herz in ein tugendhaftes umzubilden; sondern nur die Kraft, unser Herz guten und edlen Empfindungen aufzuschliessen, und unsre Tugenden zu verschönern. Man stelle mir die geizigen Senecas entgegen, die so vortreflich von der Verachtung der Reichthümer geschrieben haben! Ich will es glauben, daß sie geizig gewesen sind; ich behaupte aber zugleich, daß sie es ohne Wissenschaft noch mehr, oder auf eine niederträchtigere Art gewesen seyn würden. Aber dein Cicero, der grosse Kenner und Beförderer der schönen Wissenschaften; Er, dessen Geist gröſſer war, als die Herrschaft Roms; war er nicht eben so stolz als gelehrt? Hat er nicht in seinem Briefe an den Lucceius ein ewiges Denkmal seiner Eitelkeit hinterlassen? Ja; ich gebe es zu. Aber man sey so groß, wie Cicero; man habe so viel Rühmliches verrichtet, so viel Göttliches geschrieben, so viel für sein Vaterland gethan; man habe Rom, man habe die Welt beherrscht: und dann, dann wird diese Begierde nach Ruhm wenigstens ein sehr verzeihlicher Fehler seyn.

Man fragt mich vielleicht, ob es nicht viele gebe, welche ohne iemals die schönen Wissenschaften studie-

ſtudieret zu haben, ſehr geſittet, und oft geſitteter ſind, als die, welche ihre ganze Lebenszeit darauf verwenden. Ich räume es ein, es giebt ihrer viele. Aber man frage zugleich dieſe Geſitteten nach dem Umgange, nach der Erziehung, die ſie gehabt, nach den Büchern, die ſie geleſen; und man wird finden, daß ihre Eltern, ihre Lehrer, ihre Freunde, und etliche gute Bücher bey ihnen die Stelle der ſchönen Wiſſenſchaften vertreten haben. Nicht der, welcher alles begierig geleſen, alle Schätze der Weisheit ſtolz in ſich aufgehäuft, alles, was mit der Mine der Gelehrſamkeit ſchmeichelt, mühſam unterſucht, tauſend verwickelte Fragen entſchieden, tauſend philoſophiſche Spitzfindigkeiten erforſcht hat; nicht der iſt es allemal, der mit Recht ſich rühmen kann, die ſchönen Wiſſenſchaften ſtudirt, für ſein Herz ſtudirt zu haben. Ein Andrer, der nur etliche, nur die beſten Bücher, fleißig, mit Aufmerkſamkeit, mit Empfindung geleſen, ſo geleſen, daß er ſich oft bis zum Schreiben begeiſtert fühlte; oder der aus dem Umgange mit gelehrten Freunden den Nutzen des Leſens ſelbſt gezogen hat; auch der hat aus den ſchönen Wiſſenſchaften geſchöpft, auch der hat aus ihnen ſein Herz und ſeine Sitten gebildet. Ja ich werde mich nicht verwundern, wenn ein einziges gutes Buch, wenn eine Clariſſa oder ein Grandiſon dem aufmerkſamen Leſer

mehr

Digitized by Google

mehr gute und edle Empfindungen einflößet, als eine ganze Bibliothek moralischer Schriften dem Gelehrten nicht giebt, der sie nur liest, um sie gelesen zu haben, um davon reden, und mit seiner Belesenheit schimmern zu können. Es bleibt also gewiß; auch bey dem, der sich nicht ganz den Wissenschaften widmet, wird eine fleißige Bekanntschaft mit den Werken der Beredsamkeit und Poesie, insonderheit derer, welche für das Herz geschrieben sind; mit den Werken, die uns entweder dee Tugend in ihrer liebenswürdigen Gestalt., oder das Laster von seiner abscheulichen oder lächerlichen Seite zeigen; auch bey ihm wird eine solche Bekanntschaft das Herz nicht nur empfindlich, sondern auch auf sich und seine eignen Fehler aufmerksam machen. Und so werden die guten und bösen Charaktere in dem Heldengedichte, in der Tragödie, in der Comödie, in der Romane; so wird eine Fabel, eine Erdichtung besser als Cratippus und Crantor lehren, je weniger sie die Mine des Lehrers verrathen; und einen desto tiefern und dauerhaften Eindruck zurücklassen, je mehr sie im Lesen entzückten.

Gehet die Zeiten des Alterthums in Gedanken durch: überall werdet ihr die schönen Künste von einer feinen Lebensart und von gesellschaftlichen Tugenden begleitet antreffen. Unter ihren Tritten sproßten,

Digitized by Google

sproßten, wie die Rosen unter den Füßen der Grazien, die angenehmen und liebenswürdigen Sitten Athens hervor. Mit den schönen Wissenschaften kam die Höflichkeit und Leutseligkeit nach Rom; und nie erschienen sie einem Volke, wo sie nicht alsbald von den Klugen geliebt, und nach und nach von der Menge aufgenommen, ihre Annehmlichkeiten dem gemeinen Leben mittheilten, und nachdem sie die Einsichten des Volks verbessert, auch ihre Neigungen und Empfindungen edler und feiner machten. Und konnte dieß anders seyn? Es ist ein allgemeines Gesetz, eine ewige und unveränderliche Richtschnur für unsern Geist, alles, was ihm unangenehm und beschwerlich ist, von sich zu entfernen, und das zu suchen, was ihm angenehm und schön dünket. Eben die Empfindung von der Ordnung, dem Anstande, der Uebereinstimmung, welche wir in den Werken der Künste, in regelmäßigen und prächtigen Gebäuden, in dem Anblicke vortreflicher Schildereyen, in dem Lesen geistreicher Schriften immerzu wahrnehmen; eben diese Empfindung, die sich hier unvermerkt in unsere Seele eindrückt und in ihr festsetzet, folget uns sodann in die gesellschaftlichen und häuslichen Angelegenheiten, und lehret uns auch hier, ohne daß wir daran denken, die Regeln des Wohlstandes, der Ordnung, der Natur, beobachten, das Rauhe und Gezwungene aus unsern Sitten eben so,

Digitized by Google

o, wie aus unsrer Art zu denken, verbannen, und wenigstens die äusserliche Gestalt der Gefälligen, der Leutseligen, der Ordentlichen annehmen, um den Beyfall der Andern zu erwerben.

Und was beweise ich viel? Werde ich nicht vielleicht durch meinen Beweis die Gewißheit der Sache geschwächt haben? Ist es das erstemal, daß man einer Wahrheit geschadet hat, weil man sie zu deutlich machen wollte, da sie sich doch mehr empfinden, als beweisen ließ? Das sicherste Mittel, geliebteste Jünglinge, das sicherste Mittel, wie ihr Euch von der Wahrheit meines Satzes überzeugen könnet, ist, daß Ihr fortfahret, Euch mit allem Eifer den schönen Wissenschaften zu widmen. Ja, verehret sie, liebet sie, ergebet Euch ihnen ganz; und Ihr werdet nicht allein gelehrte und berühmte Männer werden, sondern wie Ihr itzt die wohlgearteten und liebenswürdigsten Jünglinge seyd, so auch durch Euer ganzes Leben rechtschaffne und zärtliche Freunde, gütige und liebreiche Väter, dienstfertige und großmüthige Gönner, angenehme und gefällige Collegen, beredte und freundliche Hausväter seyn, und dem guten Geschmacke in iedem Alter, in iedem Stande, in ieder Gesellschaft, bey ieder Gelegenheit Ehre machen.

Ich

Ich weiß, welche Genies, welche Herzen ich ermuntre. Ich weiß, meine Bitten, die Beyspiele so vieler grosser Männer, die Ihr hier versammelt sehet; der würdige Lohn, den die schönen Wissenschaften unter ihre Verehrer austheilen; die edlen Vergnügungen, welche sie begleiten, haben Euch gewonnen. Ich weiß, Ihr seyd meine Freunde, und das Exempel Eures Freundes ermuntert Euch. Ist es wahr, daß ich so glücklich gewesen bin, Euch bisweilen durch meine Schriften zu gefallen, Euch zu rühren? Ich habe dieß Glück den schönen Wissenschaften, der Liebe zu dem, was rechtschaffen und edel ist, ich habe also Eure Freundschaft selbst ihnen zu danken. Glaubet Ihr, daß ich so glücklich bin, den Beyfall und die Gewogenheit dieser ehrwürdigen Männer zu geniessen? Ich habe sie der Liebe zu den schönen Künsten, der Liebe zu dem, was rechtschaffen und edel ist, zu danken. Glaubet Ihr, daß hohe Mäcenaten mir dieß heutige Glück zuwege gebracht haben? Ich habe ihre Gnade der Liebe zu den guten Sitten, dem Fleiße in den schönen Wissenschaften zu danken, die sie schützen und belohnen. Treibet, treibet sie fleißig, und Ihr werdet erfahren, wie wahr es ist, was Cicero zu ihrem Lobe saget: Sie nähren die Jugend, und vergnügen das Alter; sie verschönern das Glück, und mildern das Unglück; sie sind ein angenehmer Zeitvertreib

vertreib auf unsern Zimmern, ohne uns ein Hinderniss in unsern Geschäften zu seyn; sie übernachten mit uns, reisen mit uns, fliehen mit uns vom Geräusche der Stadt zur Stille des Landlebens.*) Treibet sie, und Ihr selbst werdet die vortreflichsten Beweise seyn, wie wahr der Gedanke des Poeten ist: †

Treu sich den Künsten weihn,
Macht unsre Sitten mild, und lernt uns menschlich seyn.

Endlich komme ich zu der wichtigsten Pflicht, die mir der heutige Tag auferlegt, und verehre noch einmal mit lautem Danke die Gnade unsers Königs, die mir dieses Amt anvertrauet hat. Die Vorsicht erhalte Ihn, und Seinen glorwürdigen Erben, und lasse Beyde die Belohnung der Tugend, der Menschenliebe und Gerechtigkeit, schon auf Erden in einem langen Leben, und in dem Flore Ihrer Länder und Häuser, schmecken. Sie seegne die Königinn, und das ganze Königliche Haus. Sie

*) Haec studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur.
Or. pro Archia c. 7.

† Didiciſſe fideliter artes
Emollit mores, nec finit eſſe feros.
Ovid. El. 9. Lib. II. de Ponto.

Sie mache die Prinzen und Prinzeſſinnen zu Beſchützern der Weisheit und Tugend, zu Wohlthätern vieler Reiche, und zur Freude des menſchlichen Geſchlechts. Sie ſeegne die Miniſter des Königs, und alle ſeine Räthe, und ihr Name müſſe ewig bey den Namen der Rechtſchaffnen, der Weiſen, und der Menſchenfreunde gefunden werden. Sie erhalte die würdigen Lehrer dieſer hohen Schule, und gebe, daß ich in Ihre Fußſtapfen trete. Es blühe dieſe Akademie; ſie ſey eine Quelle der gröſten Geiſter, der ſchönſten und liebenswürdigſten Sitten; und ewig ſey der Name dieſer Stadt,

der Name Leipzigs, Sachſens Zierde,
und fremder Länder Bewunderung!

Betrach-

Digitized by Google

Betrachtungen
über die Religion.

Es giebt viele, welche die Religion verachten und sie nicht kennen; aber es giebt deren noch weit mehr, die sie hochschätzen, und sie doch nicht kennen. Ich weiß nicht, wer sie mehr beschimpft, ob die ersten durch ihre Verachtung, oder die andern durch ihre äusserliche Hochachtung. Wenn man aber fragt, wer ihr den größten Schaden thut: so kann man dreist antworten, daß es die letzten sind. Ein offenbarer Verächter der Lehre, die uns weise, tugendhaft, und glücklich macht, entzieht ihr durch alle seine unverschämten Beschuldigungen, durch alle seine giftigen Spöttereyen, nichts von ihrer Majestät, und selten einen von ihren vernünftigen und wahren Verehrern. Man haßt seine Frechheit, und sieht ihn als einen Feind des menschlichen Geschlechts an, der mit dem verwegensten Stolze der allgemeinen Stimme der Vernunft und der Empfindung widerspricht, und betrachtet ihn, indem man ihn verabscheut, zugleich mit Mitleiden und Erbarmen. Die Empfindungen des Erlaubten und Unerlaubten, des Guten und Bösen,

Digitized by Google

welche der Allmächtige den Herzen der Menschen eingedruckt hat, sind, so schwach sie auch durch das Verderben der Natur und durch unsere Schuld geworden, noch viel zu stark, als daß sie durch den Eindruck der Ungebundenheit und Freyheit, den ein Unverschämter in unsern Seelen machen will, oder auch zuweilen macht, ganz könnten vertilget werden. Er kann ein gutes und unschuldiges Herz zuweilen überraschen, und die Wahrheit durch seine falschen Gründe auf einige Zeit in demselben verfinstern; aber er kann, und wenn er auch der Verschlagenste wäre, durch alle Kunstgriffe das Gefühl des Gewissens, und den Saamen der Wahrheit und Tugend nicht in uns ausrotten. Der in uns ist, ist mächtiger, denn der in ihnen ist. Sollte der Herr denen, die nicht reich an Verstande oder Wissenschaft sind, keinen Schild durch die innerliche Empfindung gegeben haben, der sie wider die Anläufe der Ungläubigen in Sicherheit setzte? Man lasse die grossen Geister, oder, wenn ich den Namen der Schrift brauchen darf, die Thoren behaupten, daß kein Gott, keine Religion, kein wesentlicher Unterschied unter Tugend und Laster sey. Man lasse sie über das Heiligste kühn herfahren, und die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und Ordnung mit frechen Lippen lästern; die Religion behält doch ihren Glanz, die Tugend behält doch ihre Reizungen,

Digitized by Google

zungen, wenn wir sie nur recht kennen. Nicht der allein, der im Himmel wohnt, lacht dieser scharfsinnigen Thoren, nicht allein der Herr spottet ihrer. Nein, er hat unter denen, die er geschaffen hat, gegen einen Unsinnigen, der ihn verunehret, tausend, die ihn mit dem Geiste verherrlichen, in welchem sie die ehrwürdigsten Spuren seiner Gottheit wahrnehmen. Herr, ist nicht schon ein Blick, den wir auf die Werke deiner Allmacht werfen, stark genug, die tiefsinnigsten Beweise eines Freygeistes, der dich uns entreissen will, zu widerlegen? Du, Gott, solltest nicht seyn? Und ich kann nicht mich, nicht die Werke, die um mich sind, betrachten, ohne eine ewige Ursache der Weisheit, der Allmacht, der Ordnung, der Pracht und Schönheit zu denken, die in mir und in diesen Werken herrschen? Du, Gott, solltest nicht seyn? Und gleichwohl sind so viel tausend Beweise da, daß du bist? Ich bemühe mich, eine Welt ohne einige Ursache zu denken, und ich fühle einen unbezwinglichen Widerstand in meiner Seele. Bist du aber der wunderbare Urheber der Menschen und der übrigen Welt, bin ich dein Geschöpf, habe ich alles, was ich habe, von dir; solltest du denn mich und den Gebrauch meiner Kräften der Seele und des Leibes, mir selber, meiner Willkühr überlassen haben? Ich kann diese Kräfte so und anders an-

Digitized by Google

wenden; sollte es einerley seyn, wie ich sie anwende? Ob ich sie zum Verderben meiner Brüger, oder zu ihrem Besten, zu meiner Ruhe; oder zu meiner Pein gebrauche? Ich höre, wenn ich die Begierden schweigen heisse, eine Stimme in mir, die mir sagt, dieses sey gut, und jenes böse. Von wem kömmt diese Stimme? Ihr will ich folgen. Irre ich, so irre ich mit Vernunft. Aber nein, diese Stimme spricht zu göttlich, als daß sie die Stimme des Irrthums seyn sollte; sie sagt mir, daß ich den Allmächtigen, durch den ich bin, über alles verehren soll. Hierinnen besteht mein Glück und meine Pflicht. Ich frage die geoffenbarte Religion, sie bestätiget diesen Ausspruch, und verwandelt das noch schwache Licht der Vernunft in einen hellen Mittag. Sie läßt so viel Strahlen von der Majestät des Unendlichen hervorbrechen, als meine blöden Augen vertragen können. Hier erblicke ich, wer Gott ist, und was ich bin. Er ist Liebe, Erbarmen, Großmuth, Ordnung, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, Macht; er ist alles. Und was ist der Mensch? Ein Werk seiner Hände, das sich bemühen soll, so viel von diesen heiligen Eigenschaften an sich zu nehmen, als es fähig ist, und eben dadurch als ein Geschöpf glücklich zu werden, wodurch der Schöpfer selbst selig ist. Schaue, Sterblicher, in diesen Spiegel der Gottheit. Du

siehst

Digitized by Google

siehst so viel darinnen, als dir zu deiner Wohlfahrt nöthig ist; sieh nur aufmerksam hinein. Du bist für die Ewigkeit geschaffen, und dieses Leben ist der Vorhof derselben. Diese Welt ist das Land der Prüfung. Deine Jahre sind die Tage des Gehorsams, die du dem Schöpfer schenken sollst, damit du der Herrlichkeit würdig werdest, die er für dich bestimmt, und dir durch das Verdienst, durch die Gerechtigkeit und durch das Blut des göttlichen Erlösers, seines eignen Sohnes, hat erkaufen lassen. Du siehst noch Wolken, die sich vor die göttlichen Geheimnisse dieser Offenbarung ziehen. Aber laß dich dadurch nicht erschrecken, noch auf die Verwegenheit bringen, das volle Licht entdecken zu wollen. Womit willst du es thun? Mit deiner Vernunft? Laß ab, die unerforschlichen und ewigen Rathschlüsse des Unendlichen zu ergründen! Wer bist du? Denke an dein Nichts, und sey ehrerbietig gegen den Plan seiner Erbarmung! Die Geheimnisse unsers heiligen Glaubens sind höher, als unsre Vernunft. Du sollst sie nicht glauben, weil du sie begreiffen kannst; sondern deswegen, weil du ihre Beweise begreiffen kannst, und weil dir diese sagen, daß jene göttlich sind. Erstaune und zittre, wenn du an einen göttlichen Erlöser denkst, der ein Mensch war, wie du, die Sünde ausgenommen; der die Schwachheiten und die Be-

Digitized by Google

dürfnisse der Natur eben so fühlte, wie wir; der eben, wie wir, von den Versuchungen zum Bösen beunruhiget wurde; der als ein gemeiner Sterblicher umhergieng und wohlthat, und doch nicht so viel hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte; den zu verachten und zu verfolgen, die Klugen und Blöden, die Weisen und die Thoren, die Mächtigen und die Geringen sich vereinigten; der endlich unter den Geißeln seiner boshaften Geschöpfe, und doch zugleich seiner Brüder, die Schmach der Tugend fühlte; den man mit dem Hauche lästerte, den er selbst in dem Munde der Lästrer erbielt; den man mit der niederträchtigsten Verspottung belegte, der ein Spiel der Barbaren, und zuletzt, nach seiner Strafe zu urtheilen, ein unglückseliger Missethäter war, der so gar das Glück der größten Bösewichter nicht genoß, das traurige Glück, unter seinen Martern bedauret zu werden; der selbst am Kreuze ausrief: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Erstaune über alle diese Gegenstände, und fange an zu zweifeln, ob er von Gott gesandt war. Aber sieh nunmehr auf die Unschuld seines Lebens, auf die Vortrefflichkeit seiner Lehre, auf die göttliche Standhaftigkeit zurück, mit der er alle diese Schmach, alle diese Leiden ertragen; siehe auf die übermenschliche Großmuth, mit der er unter den größten Martern

sich

Digitized by Google

ſich ſeiner Henker noch annimmt: Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Siehſt du da nichts mehr, als einen elenden Sterblichen? Sieh auf die Wunder, mit welchen er in ſeinem Leben, in ſeinem Tode, und nach dem Tode ſeine Lehre und unſern Glauben bekräftigte, und ſage, ſiehſt du nichts Göttliches? Er ſtirbt als ein Menſch, wenn du auf ſein Kreuz blickeſt. Aber, warum verliert die Sonne zu gleicher Zeit ihr Licht? Warum erzittert die Erde? Warum gehen die Todten aus ihren Gräbern hervor? Iſt der Heiland immer nichts mehr, als ein Menſch, wenn er an dem dritten Tage aus dem Grabe hervorgeht, wie er in ſeinem Leben prophezeit hatte; wenn er endlich, nachdem er vierzig Tage ſein neues Leben bewieſen, in einer Wolke vor den Augen ſeiner Brüder die Erde verläßt, und den Himmel triumphirend einnimmt; wenn er am Pfingſtfeſte den verheißnen Geiſt der Wunder zu ſeinen Apoſteln herabſendet, und ſie durch ihn mit übernatürlichen Gaben ausrüſtet; wenn er einige Zeit darauf bey Damaſcus, von einem göttlichen Lichte umglänzt, ſelbſt wieder erſcheint, und aus ſeinem eifrigſten Verfolger ſeinen muthigſten Bekenner macht? Iſt die Erfullung ſo vieler Prophezeihungen von ihm, durch die alle, auch die beſonderſten Umſtände ſeines Lebens, ſo viele Jahrhunderte vorher abgezeichnet

zeichnet wurden; sind seine eignen Prophezeihungen, die er uns von der Verwüstung der Stadt, in der er ermordet worden, von der unseligen Zerstreuung des Volks, das ihn umbrachte, und von seiner fortdauernden Erhaltung gegeben, und göttlich erfüllet; sind die Wunder, mit welchen eine Handvoll elender und verachteter Menschen, denen von allen Enden widersprochen ward, die Lehre von dem gekreuzigten Erlöser in alle Welt ausbreiteten, die Lehre, die den natürlichen Neigungen wegen ihrer Reinigkeit, die sie fodert, die den Vorurtheilen der Heiden und Jüden, dem eingeführten Götzendienste, der Weisheit der Klugen, dem Stolze der Natur so sehr zuwider war; die, ohne die Waffen der Beredtsamkeit und Gewalt, ohne Hoffnung zu irrdischen Vorurtheilen, Hoheiten, Reichthümern, Wollüsten, unter der Erwartung und der Vorherverkündigung der Schmach, der Verfolgung, des Todes, sich dennoch so viele tausend Bekenner erwarb; sind diese und andere Beweise nicht begreiflich und stark genug, dich zu bewegen, das Geheimniß einer Erlösung zu glauben, die du auch alsdenn noch nicht verstehen würdest, wenn du gleich den Verstand der Seraphim besässest? Findest du einen Widerspruch in dem Glauben, daß der Erlöser ein Mensch, und doch auch Gott war: so verlache ihn; denn Gott kann dir

nichts

nichts aufdringen wollen, das der Vernunft, die er dir zur Wegweiserinn gab, widersprechen sollte. Findest du aber nur, daß dir diese Vereinigung unbegreiflich ist: so denke daran, daß du ein Mensch bist, und daß du nicht begreiffen kannst, wie dein Geist in deinem Körper wohnen kann, ob du gleich fühlst, daß er darinnen wohnt. Wie viel mehr wird die Vereinigung der Gottheit und Menschheit ein ewiges Geheimniß bleiben müssen! Findest du eine Sittenlehre, die mit der Vollkommenheit deiner Natur, mit der Ruhe der Welt, mit deinen unauslöschlichen Wünschen nach einer beständigen Zufriedenheit besser übereinstimmt, als die Lehre Christi; findest du eine Lehre, die dir im Glücke mehr Mäßigung, im Elende mehr Trost geben, die das Gewissen, das Schrecken der Laster, die Furcht des Todes, des Gerichts, der Ewigkeit, besser stillen kann; findest du ein Mittel, das dich von deinen thörichten Einbildungen, von deinen stürmischen Lüsten, von Stolz und unseliger Eigenliebe, von der Tyranney der Sinne besser befreyen, vor den Vorurtheilen der Unverständigen und Freyheit sichrer bewahren, dich mit geringerer Mühe und doch gewissern Erfolge weise, tugendhaft, gelassen, zufrieden, und hier und in Ewigkeit glücklich machen kann: so verachte die Religion. Sie ist gewiß nicht von Gott, wenn noch ein

beſſeres Mittel vorhanden iſt, uns zur Glückſeligkeit zu bringen. Aber, wenn du auch kein ſeliger Mittel findeſt, und doch dieſes verachteſt, das alle Kennzeichen eines göttlichen Urſprungs hat: ſo biſt du ſchon allein deswegen, weil du deinen eignen Nutzen ſo wenig kennſt und in Acht nimmſt, nicht werth, unter die Vernünftigen gezählt zu werden. Verleitet dich aber nur die Mühe, welche die Erkenntniß und Ausübung der Religion fodert, die Religion zu verachten: ſo verachte doch alle menſchliche Künſte und Wiſſenſchaften; denn kein Menſch faſſet und treibt ſie ohne Mühe. Du denkſt vielleicht, du würdeſt glücklicher ſeyn, wenn dir Gott eine Religion gegeben hätte, die allen deinen Neigungen gemäß, und das Gegentheil der itzigen wäre. Iſt dieſes dein Ernſt? Möchteſt du wohl in einer Welt voll Räuber, Ehebrecher, Todtſchläger, Trunkenbolde, Verläumder, Unverſchämten und Geitzigen wohnen? Glaubteſt du in der Geſellſchaft ſolcher Menſchen zufrieden und glücklich zu ſeyn? Würde dieß zu deiner Ruhe dienen, wenn du wüßteſt, daß nach dieſem Leben nichts mehr vorhanden wäre? Würdeſt du nach einem Leben voller Mühe und Elend wohl zufrieden ſeyn, daß du gelebt hätteſt, oder würdeſt du nicht im Tod der Stunde deiner Geburt fluchen? Wenn du alles wohl überlegen wirſt: ſo wirſt du ſehen,

daß, wenn die Religion ein Mittel seyn sollte, die Menschen in diesem Leben und in dem zukünftigen ruhig und glückselig zu machen, daß sie uns, sage ich, auch nothwendig auf den Weg des Glaubens, der Gottseligkeit, und der Liebe führen mußte. Und dennoch siehst du die Religion mit Verachtung an? Du mußt dich und sie wohl nicht kennen.

Eine Sache verachten und sie nicht kennen, ist lächerlich. Aber eine Sache hochschätzen und sie nicht kennen, ist dieses weniger unvernünftig? Es giebt Leute, die der Religion alle äusserliche Ehre erzeigen, die sie mit ihren Lippen und Geberden ehren und vertheidigen, die man kaum durch Martern der Henker dahin bringen würde, zu behaupten, daß sie nicht von Gott wäre, und die sie dennoch in ihrem Herzen und mit ihrem Wandel mitten unter ihrem Eifer schänden. Ist es möglich, daß diese Leute die Religion kennen, so muß es auch möglich seyn, zugleich sehend und blind zu seyn. Die Absicht der Religion bestehet darinne, daß sie unsre falschen Begriffe reinigen, die Neigungen unsers Herzens bessern, in Ordnung bringen, und sie und unsre Handlungen den Gesetzen der Vernunft und Tugend unterwerfen; und mit uns selber eins, Gott ähnlich, und uns daher zufrieden machen soll. Wer diese Absicht bey der Religion

nicht sieht, der kennet sie ganz gewiß nicht, so, wie eine Religion gekannt seyn will; er habe auch alle ihre Lehrsätze und Gebotte in dem Gedächtnisse. Allein, wie viel Menschen giebt es nicht, wenn wir auf ihr Verhalten sehen, welche die Religion für nichts als einen Trost ansehen müssen, dessen man sich zuweilen erinnern soll, und den man sich auch durch den Teufel nicht soll rauben lassen, und sonst für nichts weiter! Heißt aber dieß die Religion kennen: so ist nichts leichter in der Welt zu fassen, als sie, und nichts lächerlicher, als die Mühe, die man sich um sie giebt. Denn den Gedanken, daß mich Gott durch den Erlöser, ungeachtet daß ich ein Böswicht bin und bleibe, doch selig machen wird, diesen Gedanken in sich zu erhalten, kostet wenig Schwierigkeit, und alle Menschen können sich die Seligkeit gewiß versprechen, wenn nichts weiter, als diese betrügliche Ueberredung dazu nöthig ist. Man darf nur ein wenig die Welt und das Herz der Menschen kennen, wenn man wissen will, wie viel diese unheilige Hochachtung der Religion dem Wachsthume der Wahrheit und Gottseligkeit Schaden thut.

Aber, warum kennen doch so wenig Menschen die Religion? Man kann tausend, und vielleicht so viele besondere Hindernisse finden, als

als Menſchen ſind. Eine von den erſten Urſachen iſt unſtreitig die geringe Mühe, die wir bey erwachſenen Jahren auf die Religion wenden. Die Wiſſenſchaft der Seligkeit hat das mit allen menſchlichen Künſten und Wiſſenſchaften gemein, daß ſie zuerſt mit dem Verſtande gefaßt werden muß, ehe ſie durch die Anwendung unſer wahres Eigenthum wird. Wer hat aber jemals die leichteſte Wiſſenſchaft ohne Fleiß und anhaltende Mühe in ſeinen Verſtand gebracht? Oder wer vergißt ſie nicht wieder, wenn er die Theile, woraus ſie beſteht, nicht immer ſeinem Geiſte von neuem vorhält, und die Lücken, die in derſelben durch die Zerſtreuungen des Lebens entſtanden ſind, wieder ausfüllt? Warum will man dieſes Recht nicht ebenfalls der Religion widerfahren laſſen? Verdient ſie es nicht, oder hat uns Gott verſprochen, uns ihre Lehren durch eine unmittelbare Einſprache einzuflößen, und uns ohne unſere Mühe in der Ueberzeugung von ihren Wahrheiten zu erhalten? Iſt es genug, ſie ſich den Worten nach in der Jugend bekannt machen zu laſſen? Iſt es denn bey aller Unterweiſung wohl möglich, daß wir in dem Alter, in welchem wir faſt nichts, als den Gebrauch eines noch leeren Gedächtniſſes und einer rohen Einbildungskraft haben, iſt es wohl möglich, daß wir die Hoheit der Religion da können einſehen lernen? Und

Digitized by Google

Und wenn es auch möglich wäre; wird nicht der Vorrath der göttlichen Weisheit unter den Zerstreuungen des Lebens bald in unserer Seele verlohren gehen? Werden die Eindrücke ihrer Lehren nicht durch so viel tausend fremde Vorstellungen nach und nach verlöschet werden? Wird die Ueberzeugung von der Schönheit, Heiligkeit und Göttlichkeit der Religion immer in einem Geiste lebendig bleiben, der durch so viel tausendfache Sorgen, Absichten, Wünsche und Begierden bestürmet wird, die auf ganz andre Dinge gerichtet sind, als auf Weisheit und Tugend? Man habe einen noch so reichen Schatz von Erkenntniß und Weisheit; unser Geist, so lange er mit dem Körper verbunden ist, bleibt stets ein Geist, der durch die Schmeicheleyen der Einbildung, durch die Gewalt seiner Sinne, durch die Süßigkeiten der Lüste, durch das Geräusche der Welt, durch Ehre und Schande, durch Reichthum und Armuth, durch Arbeit und Müßiggang, durch Vergnügen und Schmerz, durch alles, was uns angeht, mit einem Worte, durch ein Nichts, in der Ueberzeugung von unsichtbaren Dingen und in den Bemühungen der Tugend gestöret werden kann. Dieß lehret uns die Schrift, das Beyspiel der größten Männer unter den Gottseligen, und unsre eigne Erfahrung sagt es uns alle Tage. Warum wollen wir denn dieser

Digitized by Google

ser Erfahrung nicht gemäß handeln, und uns beständig in dem Erkenntnisse der Religion üben, weil wir fast beständig in den Geschäften dieses Lebens etwas davon einbüssen? Wie einfältig und begreiflich ist diese Wahrheit: Ein Gut, dessen ich leicht verlustig werden kann, und das mir doch zu meiner Ruhe unentbehrlich ist, muß ich sorgfältig bewahren; ein Gut, dessen Werth sich verringert, so bald ich mich nicht mehr bemühe, es zu vermehren, muß vermehret werden, wenn ich anders weise handeln, und durch den Besitz desselben glücklich werden will! Der Blödeste unter den ordentlichen Menschen richtet sich nach diesen Regeln in dem gemeinen Leben. Warum wollen wir denn diese unwandelbaren Gesetze der Vernunft nicht in dem Leben der Christen gelten lassen? Will die Religion, das wichtigste Geschäft der Sterblichen, nur träge und unaufmerksame Seelen haben, da doch die niedrigste Beschäftigung unsers Lebens Fleiß und Aufmerksamkeit erfodert? Ein Kluger schenkt keiner Sache seine Bemühungen lieber, als derjenigen, die ihn am meisten belohnt. Warum wenden denn die Klugen nicht mehr Fleiß auf die Religion und Gottseligkeit, welche doch die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens hat, der gröste Gewinn, aber auch ein solcher Gewinn ist, den niemand erhalten wird, als der dar-

Digitized by Google

darnach ringt, und das, was er hat, feſt hält, wie die Schrift redet, damit ihm niemand dieſe Krone, dieſe ſelige Hoffnung auf die Gnade des Allmächtigen raubte?

Eines der ſchlimmſten Vorurtheile wider die Religion iſt der fürchterliche Gedanke, daß ſie eine traurige Lehre ſey, die uns das Vergnügen dieſes Lebens und des Umgangs mit der Welt benehme. Man glaubt, man müſſe ſein eigner Feind werden, um ein Freund der Tugend zu ſeyn, und aufhören ein Menſch zu ſeyn, um ein Chriſt zu werden. Aber wer kann ſich Gott ſo grauſam denken? Iſt er denn ein Peiniger der Menſchen? Oder will er, daß ſie ſo zufrieden ſeyn ſollen, als es möglich iſt? Der Gott, der mich in eine Welt geſetzt hat, die mit ſo vielen Schönheiten prangt, und mich ſo gebauet hat, daß ich von ihnen alle Augenblicke kann gerühret werden, der ſollte haben wollen, daß ich in dieſer Welt allen angenehmen Empfindungen abſagen, und mich in ein fühlloſes Bild verwandeln ſollte? Wer kann dergleichen Widerſprüche vereinigen? Aber gleichwohl verbietet uns die Religion ſo viel Vergnügungen! Ich läugne dieſes nicht. Aber was für Vergnügungen? Keine, als diejenigen, die mit der Ruhe der Seele und der Natur des Leibes, mit der Wohlfahrt der Geſellſchaft und unſerm

unſerm ewigen Glücke nicht beſtehen können. Man ſehe ſich nur ſtets als ein Geſchöpf an, das mit einem unſterblichen Geiſte begabt iſt, das auf dieſer Erde nach einer andern Welt, und zugleich nach einem vollkommenen Glücke eilet; und alsdenn unterſuche man, ob uns die Religion das Leben bitter, oder angenehm mache. Die Wolluſt, die Trunkenheit, der Neid, die Rache, die Verläumdung, der Stolz, der Geitz; alle dieſe Leidenſchaften ſind uns verboten, und ich gebe es zu, daß alle dieſe Laſter mit vielen Annehmlichkeiten verknüpft ſind. Allein der muß ſehr blöde ſeyn, oder durch ſeine Lüſte geblendet werden, der nicht ſieht, daß die Unluſt, die mit dieſen Laſtern bald oder ſpät verknüpft iſt, unendlich gröſſer ſey, als jenes flüchtige Vergnügen, das ſie gewähren. Entzieht uns nun wohl die Religion die Vergnügungen des Lebens, wenn ſie dieſe unruhigen und wütenden Begierden dämpft, die eben dadurch wachſen, daß wir ſie ſättigen? Sie verbietet uns die Unkeuſchheit, und preiſt uns eine vernünftige Liebe an. Iſt dieß eine raube Religion? Sie verbietet uns den Geiz, und heißt uns nur ſo weit nach den Gütern dieſes Lebens ſtreben, als ſie uns das kurze Leben leicht und angenehm machen. Iſt dieß eine traurige Religion? Sie will nicht, daß wir unſre Ehre bloß in den Meynungen der Sterblichen, die eben ſo

Digitized by Google

so wohl Thoren und Blöde sind, als wir, suchen. Sie gebietet uns, nach dem Zeugnisse eines guten Gewissens und nach dem Beyfalle der hohen und seligen Geister, der tausend mal tausend zu streben, die vor dem Throne des Höchsten in Weisheit und Gerechtigkeit stehen; nach dem Beyfalle unsers Erlösers, der die Vollkommenheit ist, und die Vollkommenheit allein kennt; mit einem Worte, nach der Ehre bey Gott zu streben, und unsern Ruhm in der Beobachtung unsrer Pflicht, in edlen Absichten und Neigungen, in nützlichen Thaten, und nicht in vergänglichen und nichtswürdigen Dingen zu suchen. Kann man eine solche Religion der Grausamkeit beschuldigen? Herr, öffne uns doch die Augen, daß wir die Wunder an deinem Gesetze erkennen, und durch die Tugend und Ordnung gerühret werden, die du uns darum befohlen hast, weil sie uns glücklich macht, und weil du ohne sie selbst nicht Gott seyn könntest!

Alles genau gegen einander abgewogen, so sind die Annehmlichkeiten, die uns die Religion entziehet, nichts gegen die göttlichen Freuden, mit denen sie uns erfüllt. Sie entzückt nicht allein den Verstand durch ihre Schönheit; nein, die Religion läßt sich empfinden, und eben deswegen ist sie ein Mittel, alle Menschen an sich zu ziehen, weil alle Menschen ihre Kraft und den Frieden,

Digitized by Google

Frieden, den sie dem Herzen giebt, schmecken können. Alles genau gegen einander abgewogen, so sind die Beschwerlichkeiten der Tugend nichts gegen die Plagen und Mühseligkeiten, welche das Laster mit sich führt. Es sey ein grosses Opfer, seinen liebsten Neigungen abzusagen! Bringen wir denn der Tugend dieses Opfer nur als elende Sklaven, die einem tyrannischen Gebieter geborchen? Oder geben wir ihr ein kleines und flüchtiges Vergnügen hin, damit wir von ihr ein dauerhaftes und unendliches bekommen? Wird denn also ein Herz, das sich durch die Religion beiliget, in einem so traurigen und elenden Zustande seyn, als uns unsre Einbildung bereden will! Und wird nicht vielmehr ein solches Herz alle Annehmlichkeiten dieses Lebens erst darum recht schmecken, weil es seines ewigen Vergnügens vollkommen versichert ist? Sollte denn die Ungebundenheit, nach seinen Lüsten zu handeln, ein so grosses Vergnügen seyn, wenn wir bey derselben von der traurigen Möglichkeit gequält werden, daß wir vielleicht ewig unglückselig, und der Rache eines Gottes ausgesetzt sind, der kein Gott wäre, wenn er nicht so unendlich gerecht wäre, als er gü ist; eines Gottes, der uns versichert hat, da ihm unmöglich sey, einen Menschen glücklich machen, der ihm widerstrebt? Ein Vergnü bey dem ich den Tod nicht ohne Schrecken

Digitized by Google

ben kann, ist bey der Vernunft kein Vergnügen; und nur Vergnügungen dieser Art entzieht uns die Religion. Wollen wir sie immer noch für eine Tyranninn halten? Nachdem sie uns das Leben süsse gemacht hat, hilft sie uns endlich den Tod, der der Natur so schrecklich ist, leicht, und warum soll ich nicht sagen, angenehm machen. Wir müssen alle sterben, wir zittern alle vor dieser Nothwendigkeit, wir müssen sie alle Tage und Stunde gewärtig seyn; und wir wollen uns die Religion nicht zu eigen machen, die uns die Bitterkeit des Todes versüssen, und den Himmel ersteigen hilft? Wem der Tod nicht schrecklich ist, dem muß alles andre erträglich und leicht seyn. Zu dieser Hoheit des Gemüths, zu diesem Heldenmuthe, den uns die ganze Natur, den uns Kunst und Fleiß nicht schaffen können, hilft uns die Religion; und wir wollen sie ein trauriges Geschäfte heissen, und sie nicht mit aller Hochachtung annehmen, und ihr nicht die Aufmerksamkeit, den Fleiß, die Untersuchung, die Uebung schenken, die wir dem einzigen Mittel zu einer immerwährender Zufriedenheit schuldig sind? Das kann ich nicht glauben. Ich glaube vielmehr, daß die meisten Menschen die Religion nicht kennen; und deswegen nicht kennen, weil sie nicht wollen.

Von

Digitized by Google

Von
den Fehlern der Studirenden
bey der Erlernung der Wiſſenſchaften,
inſonderheit
auf Academien.

Eine Rede,

bey dem
Beſchluſſe der öffentlichen
Vorleſungen gehalten.

Meine Herren,

Ich wage es, bey dem Beſchluſſe meiner Vorleſungen, vor Ihnen von einer Sache zu reden, die nicht angenehm, nicht neu iſt, und die wegen ihres Inhalts geſchickter zu ſeyn ſcheint, mir ihre Aufmerkſamkeit, die ich doch wünſche, und ihre Gewogenheit, die ich ſo lange zu verdienen geſucht habe, vielmehr zu entziehen, als

zu

Digitized by Google

zu erwerben. Ich will Sie von „einigen der vor-
„nehmſter Fehler unterhalten, die man bey der
„Erlernung der Wiſſenſchaften, inſonderheit auf
„Academien, zu begehen pflegt. „Verrathe ich
dadurch nicht einen Verdacht wider Sie, und
erwecke ich nicht zugleich bey Ihnen einen wider
mich? Warum wähle ich eben dieſe Materie?
Bringt mich vielleicht mehr die Begierde zu ta-
deln, als das Verlangen zu beſſern, auf dieſe
Wahl? Iſt es der Stolz des Lehrers, der mir
dieſen Inhalt eingegeben hat? Der Stolz eines
Lehrers, der Fehler findet, weil er ſie finden
will, der ſie redneriſch vergrößert, um ſie
ſchön zu beſeufzen? Ich weiß, meine Herren,
daß Sie zu gut von mir urtheilen, als daß Sie
ſich dieſen Verdacht erlauben ſollten. Ich be-
ſchuldige Sie der Fehler nicht, von welchen ich
reden will; und wenn Sie auch einige derſelben
an ſich fänden: ſo werde ich eben dadurch, daß
ich Sie davon befreyen will, mehr wahre Hoch-
achtung für Sie bezeugen, als wenn ich Sie durch
Lobſprüche über alle Fehler im Studiren hinweg-
ſetzte. Und wie könnte Perſonen von Ihrem
Charakter der Inhalt meiner Rede zur Laſt ſeyn?
Die Ausführung kann Ihnen mißfallen, wenn
ich nicht Einſicht, nicht Erfahrung, nicht Be-
redſamkeit genug habe, meine Rede lehrreich,
lebhaft, und ihrer Aufmerkſamkeit werth zu
machen

machen; aber der Inhalt nicht. Nur kleine Geister, die zu träge und unmächtig sind, Lob zu verdienen, werden erbittert, wenn man sie tadelt; aber edle Gemüther, wie die Ihrigen, verlangen, daß man ihnen die Fehler zeige, um sich vor denselben zu hüten, oder sie rühmlich abzulegen. Ich kann also ohne Furcht reden, wenn ich mit der Aufrichtigkeit rede, welche ein Lehrer seinen Commilitonen schuldig ist, und mit der Liebe zur Wahrheit, ohne welche der beste Redner ein Schwätzer wird, und, indem er nur für seine Eitelkeit, und nicht für seine Sache spricht, die Ehre des Verstandes dem Ruhme des Witzes aufopfert.

Es ist schwer, ja es ist unmöglich, alle die Fehler zu bestimmen, oder zu sammeln, die man bey dem Studiren auf Academien zu begehen pflegt. Ein ieder kann nach dem Genie, das ihm eigen ist, nach den besondern Umständen, darinn er sich befindet, nach dem Stande, in welchem er gebohren ist, auch eigne und besondre Fehler an sich haben. Wir wollen nur die allgemeinen aufsuchen, und bis auf ihre Quelle zurück gehen. Man fehlt bald in der Absicht und den Bewegungsgründen, bald in der Ausführung, oder der Art, mit der man studiren soll., bald in beyden zugleich.

Digitized by Google

Die beſten Abſichten, das Verlangen, unſern Verſtand mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, unſer Herz edelgeſinnt und rechtſchaffen zu machen, uns zum Dienſte des Vaterlandes, der Welt vorzubereiten; dieſes Verlangen ſollte uns unſtreitig bey unſerm Studiren beleben. Die Vorſtellung, daß es unſre Pflicht, iſt, die Kräfte unſers Geiſtes zur Ehre ſeines Urhebers zu verwenden, ſollte uns regieren, uns die Mühe des Fleißes, des Nachdenkens, verſüßen, welche die Arbeiten des Verſtandes koſten. Der Gedanke, du baueſt dein eigen Glück, du ſchaffeſt deine eigene Zufriedenheit, du beförderſt die Ordnung, die Ruhe der Welt, indem du ſtudireſt, ſollte uns am Morgen beſeelen, wenn wir in das Feld der Künſte und Wiſſenſchaften eilen, und uns am Abend belohnen, wenn wir aus demſelben zurückkehren. Die Ueberzeugung von unſern Fähigkeiten zum Studiren, die Ueberzeugung, du kannſt in dieſer Beſchäftigung, vermöge deiner natürlichen Gaben, als ein Gelehrter künftig den meiſten Nutzen ſtiften, die Stelle eines Mitbürgers in der Welt am würdigſten behaupten; das geheime Gefühl des Schönen an den Künſten und Wiſſenſchaften, ſollte uns in unſerm Fleiße ſtärken, ſollte uns die tauſendfachen Hinderniſſe überwinden helfen, die uns auf der Bahn der Gelehr-

Digitized by Google

Gelehrsamkeit aufstossen, sollte uns beruhigen, wenn wir das nicht so bald erreichen, was wir gern erreichen wollten, sollte uns beherzt machen, die Liebe zur Gemächlichkeit, zum Vergnügen, zur Eitelkeit zu besiegen, sollte uns sorgfältig machen, die Zeit sparsam einzutheilen, klug, den Verführungen müssiger Freunde und dem Eindrucke des schlimmen Beyspiels auszuweichen.

Aber sind dieses wohl die Triebfedern, die uns bey dem Studieren in Bewegung setzen? Legen wir uns in unsern jüngern Jahren deswegen auf die Wissenschaften, um unsern Verstand und unser Herz zu bessern, oder mehr, um den eitlen Namen und die Freyheiten eines Gelehrten zu erlangen? Deswegen, um der Welt mit unsern Wissenschaften zu nützen, oder, um damit zu pralen, und uns groß zu machen? Ist es die Stimme der Pflicht, der innerlichen Neigung, die uns zu den Künsten ruft, oder die Stimme des Vorurtheils, des Beyspiels unsrer Freunde, des Eigensinns der Eltern, der Vortheile, des Vorzuges, den die Gelehrten vor den übrigen Ständen haben? Ist es die angestellte Prüfung unsrer Kräfte, das Urtheil der Verständigen, die Ueberzeugung, daß wir in dem gelehrten Stande der Welt am nützlichsten werden können, ist es dieses, was

Digitized by Google

uns denſelben zu ergreifen und zu behaupten befiehlt; oder iſt es die Liebe zur Freyheit, zur Ungebundenheit, zur Bequemlichkeit, die wir bey dem Geſchäfte des Studirens am erſten zu befriedigen hoffen? Wie oft ſtudirt der Arme und Niedrige, um reich und groß, der Reiche und Vornehme, um noch reicher, noch vornehmer zu werden, oder um den Vorwurf nicht zu dulden, daß er nicht ſtudirt hätte! Dieſer widmet ſich der Gelehrſamkeit, weil es die Mode mit ſich bringt, jener, weil er ſeines Vaters Amt wünſchet, ein andrer, weil ihn der Titel rührt, und vielleicht iſt die Anzahl derer nicht klein, welche es thun, ohne zu wiſſen warum. Viele haben zu wenig Kenntniß von ſich und den Wiſſenſchaften, um zu wiſſen, ob ſie Geſchicklichkeit dazu haben; ſie ſtudiren aus Blindheit. Viele halten eine bloße Luſt zu den Büchern für das Genie zu dem Studiren; und hintergehen ſich. Viele werden von unwiſſenden Lehrern und Freunden für geſchickt zum Studiren erklärt; und laſſen ſich betrügen.

Alle dieſe unedlen Abſichten haben einen ſchlimmern Einfluß in die Wiſſenſchaften, in die Welt, und in diejenigen, in welchen ſie herrſchen, als man denkt. Und warum? ſagt man?

man? Was liegt der Welt an den Absichten, aus welchen wir etwas nützliches unternehmen, genug, wenn die Unternehmung erfolgt? Kann man es, wenn man sonst Genie hat, nicht immer hoch in den Wissenschaften bringen, wenn man gleich aus Eitelkeit, aus Ehrgeiz, aus Gewinnsucht studiret? Ist derjenige, der groß, berühmt, begütert durch die Wissenschaften werden will, weniger genöthiget, Fleiß auf dieselben zu wenden, als ein andrer, der aus Geschmack, aus Liebe, aus Pflicht studiret? Sind unsre Leidenschaften nicht oft gewaltigere Triebfedern zu grossen Dingen, als alle Gründe der Vernunft und Tugend? Kann man etwan kein grosser Redner, kein gründlicher Weltweiser, kein kluger Arzt, kein treflicher Rechtsgelehrter werden, als aus Liebe zur Welt? Nein, ich gebe es gern zu, daß wir durch den Befehl der Eigenliebe angefeuert, durch die reizenden Aussichten der Ehre, der Hoheit, des Vermögens belebt, nicht allein die beschwerlichsten, sondern auch die nützlichsten Bemühungen in den Wissenschaften unternehmen können. Ich verlange nicht, daß das Herz der Studirenden ohne alle Leidenschaften seyn soll; dieses ist stoischer Unsinn. Sie sind uns und der Welt nützlich; und Geschenke der Vorsehung müssen wir nicht von uns werfen; aber wir müssen sie

Digitized by Google

auch in der Absicht zu gebrauchen wissen, zu der sie bestimmt sind. Die Ehre, eine Belohnung des Fleißes, kann uns im Studiren beleben; aber sie soll uns nicht regieren. Viele Dinge kommen uns rühmlich vor, und viele Bemühungen werden von andern für rühmlich erklärt, die doch weder gut, noch nützlich, ja die der Welt oft schädlich sind. Was ist, um nur ein einziges Beyspiel zu geben, die fruchtbarste Quelle der Freygeisterey und des Scharfsinns, den man angewendet hat, die Religion zu bestreiten? Meistentheils eine ungezäumte Begierde nach Ruhm, ein Geiz auf die Ansprüche eines grossen Verstandes, der, zu stolz, sich von gemeinen Meynungen regieren zu lassen, die Einsichten ganzer Nationen übertreffen will; eine Begierde, sich alles zu erlauben, und bey dem Kützel der Ungebundenheit noch die Ehre eines grossen Geistes zu erlangen.

Leute, die aus den gewöhnlichen Absichten studiren, bestrafen sich in ihrem künftigen Leben oft selbst. Die Bewundrung, der Beyfall der Welt, sind nicht allzeit ein so zuverläßiger Lohn der Gelehrsamkeit; und man versagt denen die Ehre am ersten, die es am meisten verrathen, daß sie dieselbe suchen, und daß sie bloß aus Ehrgeiz die Wissenschaften getrieben haben. Ihre Absicht,

Digitized by Google

Absicht, ihr Herz geht in ihre Arbeiten, in ihre Art zu denken, über; und ein stolzer Ton verräth gemeiniglich den Geist eines solchen Gelehrten, und empört die Gemüther wider ihn. Wie unruhig müssen wir nicht am Ende werden, wenn wir sehen, daß uns die Gelehrsamkeit nicht zu den Stufen der Ehre oder des Reichthums erhebt, die wir beständig im Auge gehabt haben! Werden wir nicht die Welt hassen, weil wir sie für undankbar ansehen; und werden wir nicht gelehrte Menschenfeinde werden, weil wir nach unsern Gedanken so unglücklich sind, ohne Belohnung gearbeitet zu haben? Gesetzt aber, daß man seine Endzwecke erreicht, wird nicht die unreine Quelle unsres Fleisses in alle unsre Kenntnisse einfliessen, und sie vergiften; und wenn sie auch uns nicht schadet, doch der Welt schaden? Ein stolzer, ein geiziger, ein eitler Gelehrter ist ein beschwerliches, und für die Ruhe seiner Mitbürger gefährliches Geschöpf. Er verhindert den Nutzen, den seine Wissenschaften stiften konnten, indem er sie verhaßt, oder verächtlich macht; und sein Beyspiel verführt nur desto mehr, je mehr seine gelehrten Verdienste schimmern. Wie oft werden wir endlich unsern Fleiß auf unnöthige, oder doch nicht auf die löblichsten Dinge wenden, wenn wir bloß unsern Leidenschaften bey dem

Digitized by Google

Studiren dienen! Wie leicht werden wir unser Genie verkehren, und es nicht zu der Art der Wissenschaften, zu der es uns neigt, anwenden, bloß weil wir bey einer andern unsre Absicht gewisser, oder ehe zu befriedigen hoffen! Der Gedanke: diese Wissenschaft ist die Modewissenschaft unserer Zeiten, diese Kunst lohnt mit reichern Einkünften, die Wichtigkeit derselben verspricht uns frühere Ehrenstellen, die Schwierigkeit einen größern Namen; dieser Gedanke wird uns der Ruf werden, sie zu wählen. Wir werden also bald nicht das thun, was wir thun sollten, bald nicht in der Ordnung, nicht mit der Geduld, mit der wir es thun sollten. Wir werden eilen, die Früchte zu brechen, ohne die Zeit und die Reife unsrer Kräfte abzuwarten.

Man bedenke ferner, daß die Meisten, die sich aus unedlen Absichten dem Studiren widmen, wenig, oder gar kein Genie haben. Verlassen von dem, was man Geschmack an den Wissenschaften, was man Neigung zu ihnen nennt, dringen sie nie in das innere Wesen derselben; und wie könnten sie das, da sie keinen Reiz an ihnen finden? Sie bleiben auf der Oberfläche der Gelehrsamkeit; sie erfüllen ihr Gedächtniß mit Worten und Begriffen der Gelehrten, ohne daß ihr Verstand dadurch gebildet, oder angebauet wird.

Digitized by Google

wird. Und was brauchen sie zu ihren Absichten mehr, als die Figur der Wissenschaft, als die Mine der Gelehrsamkeit, eine geringe Kenntniß der Sprachen, und das Echo etlicher Lehrbücher, wenn sie nur für dieses, oder jenes Amt, für diese reiche Pfründe, für jene Gerichtsstelle, für diesen Titel, für jene Verbindung mit einem angesehenen Hause, für den Hunger, oder für die Eitelkeit studiren? Also, dürfte man sagen, brauchen wir keine mittelmäßige Gelehrten? Also sollen nur die besten Köpfe studiren? Einbildung! Wie sollen geringe Aemter besetzt werden? Mit grossen Geistern? Würden sich diese dazu schicken? Und wo sind denn die grossen Geister?

Ich will erstlich zugeben, daß die Welt mittelmäßige Gelehrte nöthig hat, weil sie geringe Aemter hat. Aber gelangen denn die Gelehrten dieser Art nur zu niedrigen Aemtern? Haben sie nicht oft das Glück, oder Unglück, in höhere zu rücken, zu denen sie keine Eigenschaft, als die Verwegenheit, besitzen? Ringen nicht diejenigen am meisten nach grossen Stellen, die am wenigsten wissen, was Kunst und Wissenschaft ist; und haben sie nicht in ihrer Unverschämtheit, oder Niederträchtigkeit die stärksten Mittel, wichtige Aemter an sich zu reissen? Sie entziehen andern, die geschickter und bescheidner

Digitized by Google

sind, als sie, die Stelle, zu welcher sie gebohren waren, und in der sie den größten Nutzen würden gestiftet haben. Ist es denn ein geringes Verbrechen gegen die Republik, ein Amt zu verwalten, das man nicht verwalten kann?

Es ist auch so gewiß nicht, daß zu geringen Aemtern nur mittelmäßige Gelehrte gehören. Dürfen diejenigen, die das gemeine Volk öffentlich lehren, nur Halbgelehrte seyn, weil sie ungeschickte Zuhörer unterrichten? Oder sollten sie nicht aus diesem Grunde um so viel mehr Einsicht, Gründlichkeit, Verstand und Lebhaftigkeit im Vortrage haben, um die Wahrheiten der Religion desto glücklicher in den Verstand solcher Menschen überzutragen, die ihn selten geübt haben, und ihn deswegen nicht gebrauchen können? Kann man behaupten, daß zu dem sorgfältigen Unterrichte der Jugend in Schulen nur ein düßrer Kopf mit Wörtern und Sentenzen gehört? Die Verständigsten unter den Gelehrten sollten zu diesen Bedienungen gezogen, und durch Belohnungen von aller Art darinnen erhalten werden.

Ohne Genie, und aus niedrigen Absichten studiren, heißt die Wissenschaften verunehren, sich selbst beschimpfen, die Ordnung der Natur und

Digitized by Google

und der Welt umkehren. Jener würde ein guter Landmann, ein glücklicher Kaufmann, ein wackerer Soldat geworden seyn. Er studirte, ich weiß nicht, warum, und er ist ein elender Gelehrter. Er will seinem Amte ein Genüge thun, und er peiniget sich selbst, aus Mangel der Kräfte, oder er wird träge, weil ihm das Studiren eine Last ist, und vernachläßiget seine Pflichten. Viele solcher Elenden bleiben beständig, oder doch lange Zeit, ohne Beförderung, und werden dem gemeinen Leben zur Last. Sie sind zu verdrossen, zu alt, etwas anders zu ergreiffen; zu träge, zu bequem, eine Arbeit des Körpers auszusteben, oder zu eitel, eine Beschäftigung des gemeinen Lebens zu erwählen; und so beschweren sie, als gelehrte und unglückliche Müßiggänger, die Welt.

Die Fehler, die wir in der Art zu studiren begehen, unsre Absichten mögen edel seyn, oder nicht, sind nicht weniger beträchtlich.

Wir kommen oft mit keiner geringen Meynung von unsern Kräften, und mit dem Gedanken, daß wir binnen drey oder vier Jahren uns zu guten Rechtsgelehrten, zu Theologen, zu Aerzten studiren müssen, auf die Academie. Unsre Kenntniß in den Sprachen und Geschich-

Digitized by Google

ten der Alten, die doch ein unentbehrliches Mittel zur Gelehrsamkeit sind, ist oft sehr seicht. Eben zu der Zeit, da wir sie uns erwerben sollen, hielten wir uns durch eine unzeitige Liebe zu den Schriften der Ausländer, und den Werken in unsrer Muttersprache, davon ab. Wir hielten es für eine löbliche Wißbegierde, so viel neuere Werke des Witzes, Journale, Wochenblätter, gute Romane zu lesen; und wir sahen nicht, daß wir nur für unsre Eitelkeit, für unsern Zeitvertreib, für unsre Bequemlichkeit lasen, und uns durch diesen übel verstandnen Fleiß den Eifer und die Zeit raubten, die wir vornehmlich auf die Sprachen der Alten und ihre Werke der Beredtsamkeit, der Poesie, und der Geschichte hätten verwenden sollen. Anstatt diese Kenntniß auf den Academien zu vermehren, unterlassen wir nichts, uns derselben, als einer beschwerlichen Last, wieder zu entledigen, in der stolzen Einbildung, daß wir wichtige und reelle Dinge treiben müßten. Wir fangen an, die vortreflichsten Schriften der Griechen und Römer, als Bücher, die für die Schulclassen gehören, zu verachten, und rächen uns durch diese Verachtung für die unglückliche Mühe, die sie uns auf der Schule gekostet haben. In eben den Jahren, da unser Verstand reifer wird, und da wir ihn durch die edle Denkungsart der Alten bilden, und

Digitized by Google

und durch ihren guten Geschmack unsern Geschmack schärpen sollten, werfen wir die schönsten Schriften hochmüthig und unwissend aus den Händen, und mit ihnen alle die Vortheile, die uns die Kenntniß dieser Werke in höhern Wissenschaften und in unserm Leben hätte verschaffen können. Es ist wahr, die Sprachen der Alten sind die Gelehrsamkeit nicht. Man kann das Gedächtniß damit angefüllt haben, man kann von Jugend auf gewöhnt worden seyn, Latein zu reden und zu schreiben, und man kann eben so unwissend, eben so schlecht, so unrichtig, so düster denken, als diejenigen, die nur ihre Muttersprache wissen, ja vielleicht noch schlechter, weil diese den Verstand weniger erstickt haben.

Aber dennoch bleibt es wahr, daß wir ohne eine richtige und genaue Kenntniß der alten Sprachen, ihres besondern Charakters, ihrer Regeln, die Werke der Alten nicht mit Nutzen lesen, und nicht mit Gründlichkeit auslegen können. Nur alsdenn verstehen wir eine Schrift, wenn wir bey ihren Worten das denken, was der Schriftsteller dabey gedacht hat. Die Worte sind Zeichen der Gedanken; aber wenn ich diese Zeichen nur halb, wenn ich sie falsch verstehe, mir weniger, oder mehr dabey vorstelle, als ich es soll, werde ich meinen Schriftsteller

Digitized by Google

wohl verſtehen? Werde ich nicht Gefahr laufen, ihm einen Verſtand anzudichten; oder werde ich die Richtigkeit ſeiner Vorſtellung einſehen können? Dieſe Sorgfalt vergeſſen wir nur gar zu ſehr. Wir lernen, wenn wir auch alte Sprachen lernen, ſie nur halb, und ihre Worte aus den Worten unſrer Mutterſprache erklären. Anſtatt daß wir uns gewöhnen ſollten, bey den Worten und Redensarten einer todten Sprache, den Begriff zu denken, und ihn zu beſtimmen: ſo gewöhnen wir uns, Ausdrücke aus unſrer Mutterſprache, die einige Verwandtſchaft mit den Ausdrücken der alten Sprache haben, in unſern Gedanken an ihre Stelle zu ſetzen. Wir vertauſchen Wort mit Wort, und denken bey den Worten eines alten Werkes, was der Gebrauch an dieſes oder jenes Wort in unſrer Sprache gebunden hat. Die ſchlechte Anführung in unſrer Jugend, die elenden Wörterbücher, und unſre Bequemlichkeit beſtärken uns in dieſem kindiſchen Fehler. Iſt es erlaubt, ihn in einem Beyſpiele zu zeigen? Wenn ich bey dem Cicero in Beſchreibung der Philoſophie leſe, daß ſie eine Wiſſenſchaft diuinarum humanarumque rerum ſey, und ich denke im Leſen die Ausdrücke diuinae humanaeque res, durch göttliche und menſchliche Dinge, daß heißt, durch einzelne und allgemeine Wörter

meiner

Digitized by Google

meiner Muttersprache, die einige Verwandtschaft mit jenen haben; und so verfährt der bequeme Leser sehr oft: so denke ich entweder gar nichts, oder doch das nicht, was Cicero gedacht hat, und also verstehe ich ihn nicht; und also kann man eine Sprache wissen, und sie nicht verstehen, weil man sie nicht richtig weiß. Wenn ich daher nicht weiß, daß die Alten unter diuinis rebus in der Philosophie meistens die Physik und die natürliche Theologie, unter den humanis rebus die Lehre von den Kräften des Verstandes und Willens, die Dialectik und Moral verstunden: so denke ich ein Räthsel. Ich beschuldige entweder meinen Autor eines Mangels des Verstandes, oder ich verunehre ihn, und vereitle meine Mühe des Lesens durch eine falsche Meynung.

Gesetzt, wir haben uns eine grammatische Kenntniß der Sprachen der Alten erworben; sind wir deswegen im Stande, sie zu lesen, wenn wir uns nicht in ihre Zeiten versetzen können, wenn wir nicht mit ihren Sitten, Gewohnheiten, Meynungen, mit ihrer Religion, mit ihrer Regierungsform in einer genauen Bekanntschaft stehen, wenn wir ihr Land und seine Geschichte, wenn wir die Zeitrechnung nicht immer vor Augen haben? Ohne die historischen,

Digitized by Google

ſchen, geographiſchen und chronologiſchen Kenntniſſe werden wir die Schriften der Alten nur im Dunkeln leſen. Wir ſollten ſie beſitzen, ehe wir uns an die Autoren wagen. Es iſt zu ſpät, ſich um dieſelben zu bekümmern, wenn wir den Autor ſchon in den Händen haben. Wir halten uns auf, indem wir das Orakel der Noten und Erklärungen um Rath fragen; und es iſt ſo ungetreu, daß es uns oft gar nicht, oft falſch antwortet. Wir können nicht leicht, nicht geſchwind, nicht unterbrochen leſen, und dieß erweckt uns entweder einen Eckel vor dem Leſen ſelbſt, oder wenn wir ihn auch überwinden: ſo verhindern uns doch dieſe Urſachen, daß wir die Schriften der Alten nicht oft genug leſen, nicht ihr Ganzes überſehen, nicht alle ihre Schönheiten entdecken können.

Wie wahr dieſes ſey, beweist die Liebe zu den Ueberſetzungen. Warum leſen wir eine halb getreue Ueberſetzung lieber, als das Original, da wir doch ſicher wiſſen, daß ſie den Autor verunſtaltet zeigt? Deswegen, weil man leichter, geſchwinder fortgeht, und weil man im Leſen gern für die Mühe des Leſens durch eine baldige Einſicht in das ganze Werk belohnt ſeyn will. Die Begierde zu wiſſen und zu empfinden, iſt der Sporn des Leſens. Je weniger ſie Hinderniſſe

Digitized by Google

dernisse findet, je reichlicher sie befriediget wird, desto mehr wird sie uns in der Aufmerksamkeit und im Fleisse erhalten; und desto mehr also sollten wir die Sprachen treiben.

Wer die Schriften der Alten mit Nutzen lesen will, der muß sich bemühen, die Schönheiten der Sachen und der Schreibart zu beurtheilen und zu fühlen. Dieß ist die Verfassung, in die man sich bey dem Lesen setzen sollte. Hierzu sollte man sich auf Schulen und Academien vorbereiten, um in seinen übrigen Jahren darinnen fortzufahren.

Man wundert sich, warum Männer, denen man die Kenntniß der Sprachen gar nicht absprechen kann, Männer, die beweisen, daß sie die Alten bey nahe im Gedächtnisse haben, und auch verstehen, warum, sage ich, solche Männer, wenn sie eine Schrift entwerfen, so kraftlos, so verlassen von Geist und Geschmacke, denken und sich ausdrücken? Warum werden sie denn nicht durch den Geist der Alten belebt? Sollte nicht eine von den vornehmsten Ursachen diese seyn, daß sie sich in ihren ersten Jahren nicht bestrebt haben, die Schönheiten der Alten in Ansehung der Einrichtung und Anlage, der Ausführung und Schreibart zu bemerken und zu fühlen;

Digitized by Google

fühlen; daß sie sich nicht gewöhnet haben, die Zeichnung des Werks und seine Colonie wahrzunehmen? Man kann den Homer sorgfältig gelesen haben und verstehen; und man kann weder den Werth der Einrichtung der Ilias, noch die Tugend einzelner Stellen, und die Schönheit und Feinheit der Gedanken einsehen und empfinden. Man kann die Oden des Horaz im Gedächtnisse haben, man kann sie loben und bewundern, sie überhaupt dem Verstande nach richtig erklären, und doch weder die Kunst, noch die Natur, die in ihnen herrschet, sehen und fühlen. Was wird uns diese Kenntniß der Alten nützen? Was hilft sie uns, wenn sie uns ein Werk des Geschmacks nicht anlegen, nicht beleben, nicht ausführen hilft? Und wie kann sie dieses, da wir die Alten nie, oder sehr wenig, von dieser Seite betrachtet haben? Die besten Gedanken verlieren, wenn sie nicht am rechten Orte, nicht zu rechter Zeit, nicht mit Bescheidenheit und Klugheit, kurz, nicht mit Geschmacke angebracht werden. Mein Gegenstand muß sie mir darbieten; er enthält die Funken, wenn ich so reden darf, und mein Genie ist nur der Zunder, der sie auffängt. Meine Einsicht muß es mir sagen, wie viel ich von diesem Lichte zu meiner Absicht, zur Gründlichkeit, zur Deutlichkeit, zum Glanze gebrauchen soll, oder

Digitized by Google

oder nicht. Gesetzt nun, wir hätten durch vieles Lesen einen Vorrath der besten Gedanken der Alten eingesammelt; was wird uns dieser Schatz helfen, den wir nicht zu gebrauchen wissen? Wenn wir uns ihre Klugheit und ihre Feinheit der Schreibart nicht zugleich eigen gemacht haben: so können wir bey aller unsrer Einsicht in ihren Verstand, und bey allem Genie, in unsern Werken gezwungen, unnatürlich, und abentheuerlich schreiben. Wir können Praler, Verschwender, Pedanten, Kinder in der Schreibart werden. Wir können Sklaven, furchtsame Sklaven im Ausdrucke werden, und eben dadurch das gröste Verdienst, die natürliche Anmuth und Ungezwungenheit, aus unsern Schriften verdrängen.

Was wird es also nützen, wenn man die Werke der Alten liest, und sie nicht nach den Regeln der Kunst, ich möchte bald sagen, nach den Regeln der Natur; denn was sind alle Regeln der Kunst anders, als Stimmen, Befehle der Natur, welche die grösten Geister gehört, verstanden und ausgeübt haben? wenn man sie, sage ich, nicht mit Einsicht in die Regeln, und mit Geschmack, oder Empfindung liest? Pope spricht: Mit eben demselben Geiste, mit welchem sie der Autor geschrieben hat. *)*

Dieser

*) A perfect Judge will read each work of Wit
With the same spirit that its author writ.
Essay on Criticism. v. 233.

Digitized by Google

Dieſer Fehler iſt gemeiner, als man denkt. Man nehme, daß ich nur bey den einzelnen Gedanken und ihrem Ausdrucke ſtehen bleibe, die Ueberſetzungen und Auslegungen gelehrter Männer über die Alten, ſolcher Männer, die alles gewußt haben, was zum Verſtande des Originals gehört, und die doch das Schöne daran oft nicht empfunden haben. Hätten ſie das, was in der Grundſprache in Anſehung des Gedankens, ſeiner Wendung, ſeines Ausdrucks, edel, fein, verdeckt, nur halbgezeigt iſt, wohl ganz zeigen, oder plump ausdrücken können, wenn ſie mehr, als den groben Verſtand des Originals, gefühlt hätten?

Wer die Schönheit des Ausdrucks, die Verſchiedenheit der Schreibart nach der Bedürfniß der Materie, die künſtliche Abwechslung und Mannigfaltigkeit des eigentlichen und uneigentlichen Ausdrucks, das Licht und den Schatten der Schreibart nicht ſieht nnd nicht fühlt, der lieſt nicht mit Geſchmacke. Es iſt wahr, daß eine gewiſſe richtige Empfindung der Natur zu dieſer Art des Lebens erfodert wird. Allein man kann ſich dieſes Gefühl auf gewiſſe Weiſe durch Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, durch die Anmerkungen groſſer Kenner, und durch die Einſicht in die Sprache und Sachen geben.

Digitized by Google

ben. Thun wir dieses wohl in den Jahren, da wir studiren?

Was heißt Einsicht in die Sprache, was heißt Aufmerksamkeit im Lesen, um mit Empfindung zu lesen? Ich muß nicht nur die Sprache überhaupt, ich muß die besondre Sprache meines Autors verstehen, vornehmlich, wenn die Sprache, in der er geschrieben, itzt eine todte Sprache ist. Wie kann ich diese verstehen, wenn ich ihn nicht oft, nicht einmal, oder etliche male, nach einander lese, um mich mit den Bedeutungen seiner Wörter und mit seinem besondern Genie bekannt zu machen; wenn ich ihn nicht alsdenn mit einer Art der Zergliederung durchgehe, und bey nahe mit eben der Sorgfalt lese, mit der man schreibt; wenn ich ihn nicht mit einer Einsicht in seinen Endzweck, in seinen Plan, fast auf jeglicher Seite lese? Alsdenn werde ich die Schönheiten finden; sie werden meinem forschenden Auge in den Theilen, im Ganzen begegnen. Ich werde sehen, mein Autor mag ein Geschichtschreiber, ein Redner, ein Poet seyn, ich werde sehen, wie alles zu seinem Zwecke eilet; wie er überall die Natur, die wahre oder wahrscheinliche um Rath gefragt hat; wie er das, was zu viel ist, eben so wohl vermeidet, als was zu wenig ist; wie er die allgemeine Deut-

Digitized by Google

Deutlichkeit und Richtigkeit in seinen Gedanken überall herrschen läßt, eine Ordnung beobachtet, die dem Verstande der Menschen und der Natur der Sache gemäß ist; seinen Ausdruck nach richtigen Vorstellungen abmißt; wie seine Schreibart, gleich den Strahlen der Sonne, die Gegenstände zwar aufklärt, aber nicht verändert; wie er Schönheiten anbringt, wo sie die Sache rechtfertiget; wie er die Hauptschönheit, nämlich Einfalt und Wahrheit, nie durch gesuchte Nebenschönheiten überlädt, noch das Bedürfniß der Sache und des Unterrichts über der Begierde nach Zierrathen vergißt. Ich werde sehen, wie er deutlich denkt und spricht, ohne in das Matte und Leere zu fallen, wie er fein, ohne in das Gezwungene, nachläßig, ohne in das Eckelhafte, edel, ohne in das Praleriſche, und nachdrücklich spricht, ohne in das Gesuchte sich zu verlieren.

Aber dieſes, wird man sagen, sind schöne Träume. Wozu wird mirs nützen, daß ich die Sprachen und Schönheiten der Alten auf dieſe Art gefaßt habe, wenn ich nicht ein Lehrer auf Schulen oder auf Univerſitäten werden will? Was werden mir alle dieſe Kenntniſſe helfen, wenn ich in öffentliche Geſchäfte komme, die ganz andre Einſichten vorausſetzen? Was werden ſie nützen, als daß ich ſie unter tauſend nöthi-

Digitized by Google

nötbigern Arbeiten vergessen, und die verlohrne Arbeit beklagen muß? Kann ein Staatsmann, ein Gesandter, ein General, ein praktischer Rechtsgelehrter, können tausend andere Bediente des Staats aus dieser Weisheit der Alten einen andern Vortheil ziehen, als daß sie Pedanten werden? Sollten sie diese Beschäftigungen in ihren Aemtern zu ihrem Vergnügen noch treiben, und dadurch ihre Pflicht verabsäumen? Man will also wissen, was uns alle diese Gelehrsamkeit nützen wird? Wir werden in öffentlichen Aemtern, wenn alles auf beyden Seiten gleich ist, glücklicher arbeiten, als andre, die sie nicht besitzen; wir werden mit mehr Einsicht, mit mehr Klugheit, mit mehr Geschmack grosse Geschäfte besorgen, in unsern schriftlichen oder mündlichen Vorträgen mehr Ordnung, mehr Deutlichkeit, mehr Kürze beobachten; wir werden in dem gesellschaftlichen Leben beredter, gesitteter, leutseliger seyn; wir werden da sprechen können, wenn andre verstummen; wir werden der Gesellschaft, dem Hofe, unvermerkt unsern guten, unsern richtigen Geschmack mittheilen; wir werden in unsern Häusern, als Väter, als Freunde, die Erziehung der Unsrigen besser besorgen; wir werden andern durch unsern Rath nützlicher, wir werden uns nach vollendeten Arbeiten weniger zur Last werden, weil

weil wir durch das Lesen alter und neuer Schriften unser Vergnügen erschaffen, oder selbst etwas niederschreiben können, das würdig wäre, von den Alten gelesen zu werden. Werden wir in öffentlichen Bedienungen des Staats nichts aus den Schriften eines Xenophon, Cicero, Cäsars nützen können? Waren es Pedanten, oder waren es Staatsmänner, Generale und Helden? Wird von ihrer Klugheit nichts in uns einfliessen? Waren es nicht zugleich Weltweise, Redner, Geschichtschreiber? Und würden sie in ihren Aemtern so groß geworden seyn, wenn sie in ihren jüngern Jahren die Gelehrsamkeit weniger getrieben hätten? Würden sie das, was sie geschrieben, so vortrefflich haben schreiben können? Wenigstens beweisen solche Beyspiele, daß man in den größten Bedienungen noch Zeit zum Studiren, und in den erlernten Wissenschaften der jüngern Jahre noch eine Quelle des Vergnügens im Alter finden kann.

Wer hat, wird man einwenden, wer hat auf den Akademien Zeit, auf diese Weise die Alten zu studiren? Wann wird man die Neuern lesen können? Wann wird man die höhern Wissenschaften treiben, wann wird man das, was in der Gelehrsamkeit praktisch ist, austreiben können? Wann man das wird thun können, fragen

Digitized by Google

fragen Sie? Vielleicht alsdann, meine Herren, wenn man auf den Schulen, wenn man in den ersten Jahren die Sprachen und ihre Hülfsmittel nicht so nachläßig und unzulänglich gefaßt haben wird; wenn man mit besserer Zurüstung, mit mehr Neigung für die Wissenschaften, mit mehr Fleiß auf die Academien zieht; wenn man sich einige Jahre länger auf denselben aufhält; wenn man die Zeit weniger verschwendet; wenn man das Vorurtheil ablegt, daß die Zeit zum Lesen und Studiren nur in die Grenzen der Jahre des Jünglings eingeschloßen sey; wenn man das Vorurtheil ablegt, man könne auf Akademien gelehrt werden; wenn man sich stärker überzeugen wird, daß man an diesen Orten nur den Grund zur Gelehrsamkeit lege, daß ein Jüngling auf Akademien den Saamen einsammle, der in seinem Genie künftig tragen soll, der aber Zeit zur Reife, Wartung und Sonne erfodert, und der künftig aus seinem eignen Boden die Nahrung ziehen muß, um Früchte zu bringen. Sie fragen, wo man, bey einer solchen Art zu studiren, Zeit zu den höhern Wissenschaften auf Akademien gewinnen wird? Man wird sie schon gewonnen haben, wenn man die Sprachen und Geschichte auf diese Art getrieben hat. Man wird in den Rechten, in der Gottesgelahrheit, in der Medicin schneller und glücklicher fortgehen.

Man wird weniger Hinderniſſe finden, mehr Muth haben, wenn man ſieht, daß man die Quellen ſchon kennt; man wird die Lehrer beſſer verſtehn; man wird das, was man in ſeinen Lehrbüchern findet, beſſer überdenken, richtiger ausführen können, weil man ſich gewöhnt hat, nicht Worte ohne Sachen zu denken, weil man ſchon einen Vorrath vieler Kenntniſſe beſitzt, weil man die beſten Schriften ohne Mühe und Angſt, und ohne ſich auf den bloſſen Ausſpruch ſeines Lehrers zu verlaſſen, zu Rathe ziehen kann. Sie fragen, wo man Zeit zur Erlernung der Philoſophie bernehmen will? Vielleicht daher, daß man ſie nützlicher und vorſichtiger treibt. Die Philoſophie, ſo heilſam ſie an und für ſich den Studirenden iſt: ſo ſchädlich wird ſie doch vielen durch die Art, mit der ſie dieſelbe treiben. Seinen Verſtand in Ordnung bringen, die allgemeinen Geſetze der Vernunft und Wahrheit, die Wege kennen lernen, auf welchen unſer Verſtand zur Deutlichkeit und Gründlichkeit ſeiner Urtheile gelangt, die Richtigkeit und Fehler der Schlüſſe und Beweiſe kennen lernen; was kann vortrefflicher ſeyn? Aber ſollen wir dieſes allein lernen, um es zu wiſſen, um es mit tauſend Spitzfindigkeiten andern wieder herzuſagen, um nur das Syſtem unſers Lehrers in unſerm Gedächtniſſe aufzubehalten? Nein, um unſerm Ver-

Digitized by Google

Verstande die gehörige und natürliche Richtung zu geben, um uns die Fertigkeit richtig zu denken und zu urtheilen zu erwerben. Sind wir dadurch gebessert, daß wir unser Gedächtniß oft mit einer unzähligen Menge von Regeln und Kunstwörtern überladen, die unsern Verstand strotzender, aber nicht stärker und gesünder machen, die von uns nur halb, und von andern, die unsre Methode nicht gelernt haben, gar nicht verstanden werden? Ist die Kenntniß der Philosophie nur die Kenntniß der Sätze und Kunstwörter, die unsre Lehrer aufgebracht haben, und die nach wenig Jahren mit ihnen wieder verschwunden seyn werden? Eine gründliche Vernunftlehre fassen, und sie bald anwenden lernen, ist eine vortreffliche Sache. Eine Kenntniß der natürlichen und ersten Pflichten sich erwerben, damit man sie ausüben und andern beybringen könne, ist unsre unumgängliche Schuldigkeit. Die Weisheit, die Ordnung, die Wunder der Natur kennen lernen, damit wir ihren Urheber verehren, und durch Gehorsam und Ordnung in unsern Handlungen preisen und anbeten, und die Vortheile des menschlichen Lebens vermehren, ist das heilsamste Geschäfte. Aber aus der Philosophie eine müßige Weisheit machen, das Gedächtniß mit trocknen Lehrsätzen anfüllen, die dem Verstande keine Nahrung, sondern nur Arbeit

verschaffen, diese oder jene Methode, als das Wesen und den Kern der Weltweisheit viele Jahre studiren, und einige Verbesserungen, oder Aenderungen des Systems für die noch unerfundne, noch nicht gedachte Wahrheit ansehen, und mit grossen Kosten der Zeit und des Fleisses fassen; dieses heißt sich im Studiren aufhalten, und aus Ehrerbietung für die Philosophie seine Vernunft blenden. Ich vergöttere die Alten und ihre Philosophie insonderheit gar nicht; aber das weiß ich, daß sie ihre Weltweisheit praktischer getrieben haben; das weiß ich, daß ein Weltalter in Athen war, wo die Philosophie und die Beredtsamkeit mit einander verbunden waren, wo die Gründlichkeit der Gedanken zugleich mit der Schönheit der Ausführung und der Sprache vereint wurde. Wir, die wir gemeiniglich in der trockensten und dunkelsten lateinischen, oder deutschen Sprache, die von der Sprache der Alten, und von der Sprache der Welt so sehr entfernt ist, philosophiren lernen, was werden wir anfangen, wenn wir Redner auf den Kanzeln, auf der Cathedr, Scribenten der Geschichte und der übrigen Wissenschaften seyn sollen? Werden wir nicht mit vielem Stolze auf unsre Ungeschicklichkeit armselig und barbarisch sprechen?

Ja

Ja, meine Herren, daß wir so viel Zeit auf die Erlernung der Regeln, und so wenig Fleiß und Zeit auf Ausübungen derselben wenden, daß wir unsre Kraft zu denken, und unsre Gedanken auszudrücken, so wenig durch schriftliche Versuche stärken, dieses ist der letzte Fehler, den ich noch berühren will; ein unvergeblicher Fehler! Was ist die Beredtsamkeit überhaupt, als eine Kunst seine Gedanken deutlich, ordentlich und schön vorzutragen? Was nützt alle Wissenschaft, wenn ich nicht die Gabe der Deutlichkeit, der Ordnung und Anmuth habe? Durch die Uebung nach Regeln, durch öftere Versuche, durch Nachahmungen schöner Beyspiele, durch die Anmerkungen der Verständigen, können wir uns diese Gabe erwerben, und das Licht und den Glanz der Schreibart in unsre Gewalt bringen. Und wenn stellen wir diese Versuche an? Wenn hören wir die Kritiken der Kenner, wenn verbessern wir unsre Aufsätze nach ihren Anmerkungen? Es ist einem Studirenden notwendig, sich in der lateinischen Schreibart zu üben; es ist seine Schande, und oft zeitlebens seine Schande, es nicht genug gethan zu haben. Doch brauchen wir für die Geschäfte des gemeinen Lebens, für die Kanzeln, für die Gerichtsstuben, brauchen wir nicht auch die Muttersprache? Etwas von der Grammatik

wissen, so viel Deutsch wissen, als man im täglichen Umgange hört, das heißt nicht seiner Sprache mächtig seyn. Man muß die Sprache gebraucht, geübt, man muß viel darinnen gedacht und geschrieben haben, wenn man sie bis zur Deutlichkeit, Schönheit, bis zum Nachdrucke in der Gewalt haben will. Wir wollen Männer werden, die in ihren Aemtern durch Briefe, durch andere schriftliche Aufsätze ihre Gedanken in der Muttersprache abfassen sollen; und wir vernachlässigen sie, und beschimpfen künftig die Beredtsamkeit und unsre Pflicht? Wir wollen Männer werden, die dem Volke die göttlichen Wahrheiten öffentlich vortragen sollen; und wir gewöhnen uns nicht, Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth uns natürlich, und alle Schätze der Muttersprache durch sorgfältige Uebung uns eigen zu machen? Glauben wir, daß es der Religion und der Tugend gleichgültig ist, ob wir dunkel oder hell, gründlich oder abentheuerlich, ordentlich oder verwirrt, ihre Lehren vortragen, ob wir von den heiligsten Wahrheiten in einer elenden, gezwungnen, niederträchtigen, oder in einer reinen, natürlichen und edlen Sprache reden? Wir wollen als Scribenten für die Welt, oder für unser Vaterland zur Aufnahme des Geschmacks, der Sitten, der Künste schreiben; und wir üben uns nicht mehr in der guten Schreibart, ehe wir

diese

diese öffentlichen Aemter über uns nehmen? Ich will gar nicht, daß man Anfänger übereilen, daß man sie nöthigen soll zu schreiben, ehe sie denken können, daß man sie bey ihren Arbeiten in dem unmündigen Stolze, sich gedruckt zu sehen, bestärken soll. Muß alles so fort im Drucke erscheinen? Kann man unsere Schreibart nicht reif werden lassen; und kann man sich nicht üben, seine Fehler abzulegen, ohne die Welt zum Zeugen zu nehmen, und junge Leute zu gleicher Zeit eitel und lächerlich zu machen?

Vergeben Sie mir, meine Herren, die Länge, zu welcher mich die Liebe zur Wahrheit verleitet hat. Vergeben Sie mir die Fehler, die ich vielleicht begangen habe, da ich von den Fehlern der Studirenden geredet. Machen Sie den Wissenschaften, der Weisheit und Tugend, dem Geschmacke und ihrem Namen dadurch Ehre, daß Sie sich vor den Abweichungen hüten, von welchen ich gesprochen habe. Berechtiget Sie Ihr Stand nicht, für Ihr Glück zu studiren: so befreyt Sie doch Ihr Stand nicht von der Pflicht, durch Wissenschaft der Welt ein Seegen, und Ihrem eignen Herzen ein Glück zu werden. Ich weiß es, Sie haben diese edle Absichten. Und Sie, meine Herren, welche sich zu den Aemtern der Schulen, der Akademien,

Digitized by Google

der Gerichte, der Kirche vorbereiten; möchte ich Sie doch in Ihrem rühmlichen Eifer, in der gründlichen Erlernung der Sprachen, der Geschichte, der Philosophie, der Beredtsamkeit und Poesie, zum Besten der höhern Wissenschaften, durch diese Rede bestürkt haben! Sorgen Sie nicht für Ihr Glück, nicht für das Amt, sorgen Sie für die Verdienste zum Amte, und für die Kunst, Ihre Geschicklichkeit anwenden zu können. Die Zeit belohnt Sie gewiß; und sollte es die Welt nicht thun: so wird Sie ihr Gewissen belohnen. Und was sage ich so wenig? Der wird Sie belohnen, der unsre Absichten, unsre Aufrichtigkeit, unsern Fleiß, unsre Klugheit bey unsern Handlungen, und nicht bloß die Größe der Wirkungen ansieht. Von wem haben wir unsern Geist, der die Wissenschaften faßt? Sollten wir sie nicht zur Ehre des Vaters der Geister und der Menschen erlernen und anwenden? Und was ist die Ehre Gottes?

Die Ausbreitung der Weisheit, der Tugend, der Glückseligkeit seiner vernünftigen Geschöpfe.

Von

Von den Annehmlichkeiten des Miſsvergnügens.

Wir beſchweren uns oft über einen gewiſſen Gemüthszuſtand, den wir das Miſsvergnügen nennen, und thun doch nichts, uns deſſelben zu entledigen. In ſehr vielen Fällen iſt es Abſicht. Wir dulden das Miſsvergnügen, weil wir ohne daſſelbe unſre Leidenſchaften, oder unſre Pflichten aufgeben müſsten, ja nach und nach verwandeln wir es zuweilen durch Kunſt oder Tugend ſo gar in Anmuth, indem wir es zur Nahrung unſrer edlen oder unedlen Begierden machen. Von dieſer Art des Miſsvergnügens rede ich eigentlich nicht. Nein, wir klagen oft über einen gewiſſen Unmuth, über Unruhen, über ein trauriges und verdrüſsliches Weſen, von dem wir uns befreyen könnten, und unterhalten doch, ohne daſs wir ſelbſt daran denken, dieſen Unmuth, dieſe Unruhen, dieſes verdrüſsliche Gefühl ſo ſorgfältig, als ob wir ein natürliches Verlangen darnach hätten. Sollte man nicht daraus ſchlieſsen können, daſs wir in gewiſſen Regungen von Miſsvergnügen eine Art des Vergnügens finden müſsen? und zu gewiſſen

Digitized by Google

Zeiten die Unruhe des Geistes eben so wohl lieben, als zu andern Zeiten die Ruhe desselben? Denen, die das menschliche Herz nicht aus ihren eignen Empfindungen und aus der Erfahrung, sondern bloß nach gewissen Grundsätzen ihres Systems beurtheilen, muß diese Meynung wunderbar vorkommen. Was? Ein Mensch sollte in der Unlust seine Lust finden können, und mißvergnügt werden, um vergnügt zu seyn? Welcher Widerspruch! Andre werden nur schlechthin die Erfahrung läugnen. Wann, werden sie sagen, wann fühlen wir wohl den Vorsatz, mißvergnügt zu seyn? Und wenn wir diesen nicht haben, was behauptet man für Erdichtungen? Wollen die Letztern bedenken, daß wir oft selbst nicht wissen, was in uns vorgeht; daß wir oft etwas wollen, ohne uns deutlich bewußt zu seyn, daß wir von der Gegenwart dieses oder jenes Verlangens oft durch unsre Handlungen versichert werden können: so wird ihr Zweifel vielleicht bald gehoben seyn. Cleon ist voll Verdruß, weil ihn Dorant heute hat besuchen wollen, und doch nicht gekommen ist. Er schilt, und lärmt, und wollte viel verlieren, wenn er sich nicht so ärgern dürfte. Indessen kömmt ein guter Freund und versichert den Cleon aufrichtig, daß Dorant aus keiner andern Ursache ausgeblieben sey, als weil ihm befohlen worden, bey Hofe zu erscheinen.

nen. Wäre es dem Cleon ein Ernſt, nicht länger verdrüßlich zu ſeyn: ſo müßte ihn dieſe Entſchuldigung beſänftigen. Allein, er mag ſie nicht einmal anhören. Er mag nicht wiſſen, warum Dorant nicht gekommen iſt. Er will böſe, er will verdrüßlich ſeyn. Er lärmt immer noch mehr in ſeinem Hauſe. Man ſchlägt ihm gewiſſe Vergnügungen und Zeitvertreibe vor, die ihm ſonſt angenehm ſind; aber er verwirft ſie alle, und bleibt bey ſeinem Unmuthe. Ich urtheile daraus, daß dem Cleon mit ſeinem Verdruſſe gedienet ſeyn, und daß er ihm lange nicht ſo beſchwerlich fallen muß; und ſeine Aufführung ſagt mir viel gewiſſer, was itzt in ihm vorgeht, als es ihm ſein Herz ſagen kann. Wer einen ſauren Wein vor ſich ſtehen hat, und doch immer ein Glas nach dem andern hineintrinkt; ohne daß ihn jemand nöthiget; der wird mich umſonſt zu bereden ſuchen, daß er dieſen Wein ohne alles Vergnügen trinke. Er muß doch noch etwas angenehmes für ihn haben, es mag nun beſtehen, worinnen es will. Warum ſetzt er denn nicht den Wein bey Seite? Warum nimmt er nicht dafür ein anders Getränke. Sejus klagt, daß er dieſen Abend nicht aufgeräumt ſey, ohne zu wiſſen, warum? Seine Freunde wollen die dunkeln Wolken vertreiben, die ſich in ſeiner Seele aufgethürmet haben.

Digitized by Google

Er liebt Musik, Scherz und muntere Erzählungen. Man versucht alle diese Mittel, ihn zu beruhigen, und Sejus wird nur trauriger, und mürrischer. Er nimmt es übel, daß man ihm sein Mißvergnügen rauben will. Muß er also diesen Abend nicht verdrüßlich seyn wollen? Und würde er dieses wollen können, wenn sein Verdruß nicht etwas angenehmes für ihn hätte?

Aber wie kann uns denn ein Mißvergnügen ein Vergnügen geben? Kann denn unsre Seele, indem sie den Verdruß schmeckt, der eine widrige Empfindung ist, an dem Gefühle dieser widrigen Regung einen Wohlgefallen finden? Warum nicht? Unter gewissen Umständen scheint mir dieses sehr natürlich zu seyn. Mit allen unsern Empfindungen sind gewisse Vorstellungen verbunden, wir mögen uns ihrer nun allemal deutlich bewußt seyn, oder nicht. Sie erzeugen die Empfindungen, und die Empfindungen hinwieder erhalten und stärken sie zugleich. Es kann also kommen, daß uns gewisse unangenehme Regungen lieb werden, weil wir gewisse Vorstellungen gern haben wollen, welche ohne jene nicht gegenwärtig, oder nicht recht lebendig bleiben. Ich werde einige Stunden traurig, weil ich nicht habe, was ich wünsche, und was andre haben. Diese Traurigkeit ist eine unangenehme

Empfin-

Digitized by Google

Empfindung, und eine Wirkung meines Gedankens, daß ich nicht glücklich bin. Gleichwohl widersetze ich mich ihr nicht, ob sie gleich unangenehm ist. Warum nicht? Sie belohnt mich für den Zutritt, den ich ihr zu meinem Herzen erlaube. Sie hilft mir auf die glückliche Vorstellung, daß ich ein weit besseres Schicksal verdiene, und eben so viel, oder noch weit mehr werth bin, als andere Leute. Sie unterhält meine Eigenliebe, und ich sehe mein trauriges Wesen als einen Beweis an, daß ich weit glücklicher seyn sollte, als ich bin, ob es gleich nur ein Beweis ist, daß ich nicht glücklich bin. Man kömmt, und will mich in dieser Traurigkeit stören. Aber nein! ich will nicht darinne gestört seyn. Ich fühle, daß, wenn ich sie verliere, auch die Vorstellungen von meinen Verdiensten und andrer Leute ihren geringen Vorzügen etwas von ihrer Kraft verlieren. Daher lasse ich mir meine Traurigkeit nicht nehmen, und fange an, sie zu lieben. Viele, welche so heftig auf das Misvergnügen in der Welt zürnen, würden erst über Unglück klagen, wenn man die misvergnügten Stunden aus ihrem Leben herausnehmen könnte. Sie würden sehen, daß man ihnen das Bittere entrissen. Der Hunger ist an und für sich etwas beschwerliches: aber er ist doch zu gleicher Zeit dasjenige, was uns

die Speisen schmackhaft macht. Und man würde es dem wenig Dank wissen, der uns ausser den Stand setzte, den Hunger jemals zu fühlen und wen auch mit dem Mißvergnügen keine Lust zugleich verbunden wäre: so kann es doch vielleicht als eine scharfe Würze entweder dem vorhergegangenen oder dem folgenden Vergnügen eine stärkere Annehmlichkeit ertheilen, und durch das dunkle Gefühl, daß es unsre Freuden versüße; beschützt werden. Man gebe nur Acht, ob die Freude, welche auf eine Unlust folgt, nicht empfindlicher ist, als die Freude auf eine Reihe von Freuden. Als Menschen, wie wir itzt sind, und da es zur Natur der Freuden dieses Lebens gehört, daß wir ihrer zeitig satt werden, würden wir, deucht mich, in der Welt bald einschlafen, wenn wir gar kein Mißvergnügen hätten. Wir würden das Vergnügen auf keine Weise so lebhaft fühlen, weil wir es nie entbehrten. Wir würden uns der vergangnen Lust nie mit so vieler Annehmlichkeit erinnern, weil die Spuren der vorigen Vergnügens gleich durch die Ankunft eines neuen ausgelöschet würden. Wie viele Unlust entsteht nicht, daß ich nur ein Beyspiel anführe, aus der Gemüthsbewegung, welche wir die Furcht nennen! Aber wie matt würde der allgemeine Trieb der Hoffnung in uns seyn, wenn er von gar keiner

Furcht

Furcht begleitet würde! Der wirkliche Genuß des Vergnügens würde uns nicht so erfreuen, wenn die Furcht, oder die vorhergegangne Vorstellung, wir würden dasselbe verlieren, unser Verlangen darnach nicht in eine starke Bewegung gesetzt hätte.

Will man das Mißvergnügen als eine Vermischung von Lust und Unlust ansehen, wo bald das eine das andre überwiegt, bald beydes einander gleich ist: so darf man sich nicht wundern, warum wir zuweilen eine mißvergnügte Gemütsbeschaffenheit nicht gegen eine vergnügte vertauschen mögen. Eine gemischte Empfindung hat, gegen eine einfache gehalten, etwas neues und etwas sehr rührendes, weil eine Regung die andre durch ihren Widerstand erhöht; und darum gefällt sie uns. Finden wir nicht zuweilen mehr Geschmack an einer Mischung des Süssen und Sauren, als an dem Süssen allein? Eben so stelle ich mir auch vor, daß eine gemischte freudige und traurige Regung dem Herzen oft wille kommner seyn kann, als eine freudige allein.

Ja ich sehe nicht, warum ein Mißvergnügen, als ein Mißvergnügen, nicht einige Zeit sollte angenehm seyn können. Ich will nicht sagen, auf das erstemal, sondern wenn wir es verschie-

Digitized by Google

schiedenemale empfunden haben. Das Bittre verursacht uns im Anfange einen widrigen Geschmack, und wenn wir es oft zu uns nehmen, so finden wir endlich etwas angenehmes darinne. Warum kann das bey dem Geschmacke der Seele nicht eben so wohl möglich seyn, was bey dem körperlichen Geschmacke wahr ist? Wer dieses läugnen will, der mag uns erklären, warum gewisse Leute so gern sich ereifern, so gern zanken, und zwar mit einer heftigen Erschütterung ihres Blutes und ihrer Lebensgeister. Im Anfange können sie schwerlich zum Vergnügen gezankt haben, weil der Zorn etwas sehr gewaltsames bey sich führet. Aber nach und nach sind sie dieser Gewalt gewohnet worden, und nun vergnügt sie das stürmische und tobende Wesen, weil es sich für ihre angenommene Beschaffenheit schicht, welche bey ihnen die Stelle der Natur vertritt.

Vielen wird vielleicht das Mißvergnügen, wegen einer natürlichen Trägheit, zum Vergnügen. Ihr träges und schweres Blut kann die heftige Bewegung der Freude nicht wohl vertragen; daher ist ihnen ein gemischter Gemüthszustand von Lust und Unlust weit lieber. Sie können ganze Tage verdrüßlich, traurig und

und stumm seyn, ganze Stunden weinen und klagen. Sie hängen dem nach, was sie in ihrer Unlust unterhält, und fliehen alles, was zur Freude geschickt ist. Würden sie dieses wohl thun, wenn sie sich nicht bey ihrer Traurigkeit wohl befänden? Ihr Misvergnügen ist das, was der Schlummer ist. Sie mögen nicht wachen, und sind doch zum Schlafen nicht müde genug. Sie sind mit dem Schlummer, mit der Hälfte von Ruhe und Unruhe, zufrieden. Klagen, Thränen, betrübte Minen und andere äusserliche Zeichen der Traurigkeit bedeuten bey ihnen das gar nicht, was sie bey andern zu erkennen geben. Sie klagen und weinen aus Wollust. Sie haben die Ruhe, den heitern Geist eines Frölichen nicht. Sie sind gegen diesen gehalten unruhig und traurig; und doch sind sie in ihrer Art so vergnügt, als jener. Sie haben den Zustand, den ihre Gemüthsart und Leibesbeschaffenheit ins besondere begehrt; und also können sie bey ihrer Unruhe immer ruhig seyn, und sich eine Gefälligkeit erweisen, indem sie weinen. Man stelle sich zween Leute vor, von denen der eine Wasser, der andre Wein trinkt. Dieser fühlt die geistigen Bewegungen seines erwärmenden Getränkes, und der Wassertrinker fühlt sie nicht. In so weit muß ihm etwas fehlen, was jenen zufrieden

Digitized by Google

frieden macht. Aber man setze dazu, daß der Wassertrinker kein Verlangen nach dem Weine, oder gar eine Abneigung vor demselben hat, wird er wohl nach seiner besondern Beschaffenheit ein Vergnügen entbehren? Wird er nicht in seiner Art so zufrieden bey seinem Wasser seyn, als jener bey seinem Weine ist? Auf eben diese Weise kann ein von Natur Schläfriger bey seinen schwermüthigen Stunden oft eben die Anmuth finden, die ein Munterer in freudigen Augenblicken antrift.

Vielleicht bleiben viele darum zuweilen mißvergnügt, weil es ihnen Mühe kosten würde, sich vergnügt zu machen; und auf diese Art wird ihnen eine Unruhe lieb, weil ihnen die Ruhe Arbeit kostet. Sich aus einem Gemüthszustande in den entgegen gesetzten, aus dem Verdrusse so gleich in Freude, zu setzen, kostet mehr, als ein bloßes Wollen. Lucia ist sehr unzufrieden, weil sie ihre Freundinn in einem neuen Putze gesehen hat, der ihr fehlt. Ihr Mann schickt gleich fort, und läßt ihr denselben holen, ohne daß sie es weiß. Lucia sieht den Putz an, und bleibt verdrüßlich. Es geht ihr, wie denen, die plötzlich aus einem dunkeln Zimmer in das volle Licht kommen. Sie schlagen die Augen zu, ob sie gleich

gleich das Licht gern sehen möchten. Lucia fühlet einen Widerstand, daß sie auf einmal aufhören soll, verdrüßlich zu seyn, und sie bleibt lieber ohne Mühe mürrisch, als daß sie dem Vergnügen Raum geben, und durch neue Vorstellungen die alten verdrängen sollte.

Mich deucht also, daß es für viele ein Verlust seyn würde, wenn nichts in der Welt wäre, das zum Mißvergnügen diente. Da sie nicht stets vergnügt seyn können, oder mögen: so sehe ich nicht, womit sie sich unterhalten wollten, wenn ihre Seele nicht durch Unlust in Bewegung gesetzt würde; denn ganz unthätig mag unsre Seele nie seyn. *) Da endlich die meisten Arten von Mißvergnügen entweder zu einem Vergnügen werden, oder doch bey ihrer Bitterkeit noch mit einiger Anmuth vermischt sind, oder das darauf folgende Vergnügen desto schmackhafter machen, oder, in so weit sie die Seele anstrengen und erschüttern, sich doch für uns schicken, weil wir nach einer langen Unthätigkeit angestrengt seyn wollen,

*) S. den Abt du Bos, „von der Nothwendigkeit, „beschäftiget zu seyn," in seinen Reflexions sur la Poesie et la Peinture, zu Anfange des ersten Theils.

wollen, und den Eindruck des gewohnten Vergnügens nicht genug fühlen, um dadurch bewegt zu werden: so scheint es, daß wir selbst in dem Mißvergnügen eine Art von Wollust finden können. Deßwegen wird es immer eine Thorheit bleiben, sich mit Fleiß dem Mißvergnügen zu überlassen; denn wie viele Dinge hören darum noch nicht auf, Thorheit zu seyn, weil sie uns natürlich und angenehm sind!

Digitized by Google

Wie weit ſich der Nutzen der Regeln in der Beredtſamkeit und Poeſie erſtrecke.

Eine Rede,

bey dem Beſchluſſe
der
öffentlichen Rhetoriſchen Vorleſungen
gehalten.

Meine Herren,

Es iſt nothwendig, ſich zu überzeugen, wie weit der Nutzen der Regeln in der Beredtſamkeit und Poeſie ſich erſtrecke; man verfällt ſonſt gar zu leicht in eine übertriebne Hochach-

Digitized by Google

Hochachtung oder Geringschätzung der Regeln, und schadet sich eben so leicht durch einen abergläubischen Gebrauch derselben, als durch eine kühne Verachtung.

Die Natur der Regeln und die Erfahrung sollen uns ihre Bestimmung lehren. Ihre innerliche Beschaffenheit wird uns zeigen, daß sie zu wissen nötbig sind, daß wir ohne die Kenntniß derselben wenig, oder nichts ausrichten können. Aber eben ihre Beschaffenheit und die Erfahrung werden uns auch lehren, daß man die Regeln dieser beyden Künste wissen, und doch wenig Vortheil davon haben kann. Wenn man nicht Genie, nicht Gelehrsamkeit besitzt: so werden uns die Regeln in der Ausarbeitung zu nichts helfen, als daß sie uns die kunstmäßige Einrichtung einer Rede, oder eines Gedichts, entwerfen und beurtheilen lehren. Haben wir Genie, so können uns die Regeln viel nützen; aber sie können uns doch die Anwendung nicht lehren. Diese kömmt auf unsre Einsicht, auf unsern Geschmack an. Die Regeln können selbst ein Genie noch immer fehl führen. Sie sind allgemein, sie sind nicht stets nothwendig, sie sind unvollkommen. Wie viel ist uns also bey der Arbeit selbst noch übrig gelassen, wenn wir auch die Regeln noch so gut wissen; und wie oft werden sie uns zweifel-

Digitized by Google

zweifelhaft, furchtsam, sclavisch machen können, wenn wir nicht einen Schutzgeist in unsrer eignen Einsicht, oder in den Beyspielen schöner Werke haben!

Gute Regeln sind Vorschriften der gesunden Vernunft, die sich auf die Natur der Sache und auf die Erfahrung gründen. Regeln von der Poesie und Beredtsamkeit sind Gesetze, welche durch die Absicht dieser Künste bestimmt werden. Man will nützen und vergnügen; man will unterrichten und überzeugen, gefallen und rühren. Man will Menschen unterrichten und vergnügen, welche eben die Natur haben, die uns gegeben ist. Unser Verstand, unser eignes Herz, wird uns also sagen, was wir thun sollen. Die Erfahrung wird es bestätigen, ob wir gute Mittel ausgesonnen haben; sie wird bald die Wahl der Mittel, bald ihre Anwendung billigen, verbessern, oder auch verwerfen. Unsre Empfindung wird uns lehren, wie die Gegenstände beschaffen seyn müssen, welche unsern Verstand aufklären, ihm gefallen, und unser Herz nöthigen sollen, Antheil zu nehmen. Sie wird uns lehren, wie diese Gegenstände von diesem Verstande bearbeitet werden müssen, damit sie die Einsicht und Aufmerksamkeit befördern. Auf diese Weise kann man sich vorstellen, wie die

gute

Digitized by Google

guten Werke der Beredtsamkeit und Poesie eher, als die Regeln, haben seyn können. Männer von tiefer Einsicht und einem grossen Geiste redten und schrieben, ohne die Regeln der Beredtsamkeit zu kennen. Sie folgten den Eingebungen ihres Verstandes und der Empfindung. Sie redten glücklich. Ihre Exempel wurden zu Regeln. Männer von glücklichem Genie dichteten um zu vergnügen und zu nützen. Sie folgten den Eingebungen ihres Genies, ihres Geschmacks. Sie erreichten ihre Absicht, und ihre Exempel wurden zu Regeln.

Man kann also mit dem Quintilian sicher sagen, daß die Werke der prosaischen und poetischen Beredtsamkeit älter sind, als die Regeln der Künste; und daß sie, in ihrer Form betrachtet, nur Anleitungen sind, die man aus den Meisterstücken gezogen hat. Aber man kann auch von einer andern Seite behaupten, daß die Regeln älter sind, als die Meisterstücke. Sie waren in dem Geiste großer Männer zugegen, ehe sie redten und dichteten; wie würden wir sie sonst in ihren Arbeiten antreffen können?

Aus dieser Erklärung der Regeln läßt sich ihr Werth schon bestimmen. Sind sie nicht Vorschriften des Eigensinns; sind sie Befehle der Ver-

Digitized by Google

Vernunft und der Empfindung, was werden wir denn ohne sie ausrichten können? Wollen wir auf gut Glück in der Beredtsamkeit und Poesie arbeiten? Wollen wir weder an eine Anlage, noch an ihre Ausführung, weder an die Erfindung, noch an die Ausbildung unsrer Gedanken denken? Das heißt, wollen wir Absichten ohne Mittel erreichen? Wollen wir, ohne die Gesetze der Ordnung, der Deutlichkeit, der Gründlichkeit zu beobachten, unterrichten und nützen; ohne Anmuth, ohne Schönheit gefallen; ohne Nachdruck, ohne Stärke, das Herz rühren und bewegen? Oder will man sich darauf verlassen, daß unser Verstand uns die Regeln bey unsern Arbeiten schon eingeben wird? Ja, die Regeln sind später, als die Werke selbst. Sie sind von den Alten gefunden worden; wir können sie auch finden. Aber sie sind nicht auf einmal, sie sind nicht von einem allein, sie sind durch eine lange Uebung, durch viele Erfahrung entdecket, bewähret und brauchbar gemacht worden. Was hofft ein Verächter aller Regeln, der nur seinem Genie folgen will? Hofft er nicht, daß ihm das allein glücken soll, was vielen nach und nach kaum geglückt ist? Besitzt er den grossen Geist, den jene besassen, welche durch ihre Exempel der Welt die Regeln in diesen Künsten entdeckten? Ist er in so glückliche Umstände gesetzt,

Digitized by Google

wie jene, sein Genie zu versuchen, zu üben und zu bilden? Muß er nicht erst den Ausspruch der Welt, oder vielmehr der Klugen erwarten, ob seine Wege die richtigen, ob sie die besten sind? Gesetzt, man könnte ohne Wegweiser in ein entferntes Land gelangen, wird man nicht sicherer, nicht geschwinder und gewisser die Strassen treffen, wenn man die Kenntnisse, die andre sich erworben haben, zu Hülfe nimmt? Es ist Stolz und Unwissenheit, sich keine Kenntniß der Regeln erwerben. Es ist Undank, sich die Anmerkungen der geistreichen Männer nicht zu Nutze machen wollen. Es ist Verwegenheit, sich auf sich selbst verlassen, und doch nicht läugnen können, daß die Natur in vielen Jahrhunderten nur wenige, nur etliche Geister hervorgebracht, die sie mit einer ausserordentlichen und göttlichen Stärke des Verstandes, der Einsicht und des Geschmacks begabt hat. Es ist Thorheit, von andern gefundene Schütze nicht gebrauchen wollen, in der Hoffnung, daß man sie auch finden könne. Es ist Einfalt, sich kühn auf das Wasser begeben, und die Anweisung derjenigen, welche die Erfahrung die Vortheile des Schwimmens gelehret hat, deswegen nicht hören wollen, weil die ersten diese Vortheile auch ohne Anleitung, und auf ihre eigne Gefahr gefunden haben.

Die

Digitized by Google

Die Regeln der Poeſie und Beredtſamkeit lehren uns, wie wir verfahren müſſen, die Welt zu überreden, ihr zu gefallen, ſie zu rühren. Sie lehren uns, wie vortreffliche Männer in ſolchen Umſtänden ſich verhalten haben. Sie lehren uns, daß dieſe ihre Abſicht dadurch erreicht haben; in ſo weit ſind die Regeln nützlich, nothwendig. Sie ſind das Echo unſrer eignen Vernunft und die Stimmen der Natur; und ſie nicht hören, heißt taub ſeyn.

Die Regeln der Poeſie und Beredtſamkeit lehren uns die Weisheit und Ordnung der Natur, ihre Vortrefflichkeit in der Verbindung des Nützlichen mit dem Schönen, nachahmen. Sie lehren uns die Einheit in unſern Werken beobachten, damit das Auge des Verſtandes ſich nicht verirre. Sie lehren uns aus Theilen, die ſich zuſammen ſchicken, das Ganze erbauen, das die Abſicht befiehlt, und das Beyſpiel der Natur billigen. Sie lehren uns die Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit dieſer Theile, dem Eckel vorzuwehren. Sie lehren uns die Ausbildung und Vollkommenheit dieſer Theile, damit ſie in das Auge des Verſtandes genug eindringen. Sie lehren uns das Ebenmaaß und die Ordnung derſelben, damit ſie der Verſtand bemerken, vergleichen, und ſtufenweiſe von dem einen zum andern fortgehen könne.

Digitized by Google

Sie lehren uns, den Verstand anstrengen, ohne ihn zu ermüden; seine Wißbegierde nähren, ohne sie auf einmal zu sättigen. Sie lehren uns, durch die Einbildungskraft unsern Gedanken diejenigen Gestalten geben, in welchen sie sich dem Geiste der Leser und Zuhörer am geschwindesten und tiefsten eindrücken können. Sie lehren uns, was wir für Gegenstände wählen müssen, wenn wir gefallen und bewegen wollen, daß sie wichtig, neu, lehrreich, anziehend seyn, daß sie Wahrheit und Gründlichkeit in der Beredtsamkeit, und Wahrscheinlichkeit und Wunderbares in der Dichtkunst zur Seite haben müssen. Sie lehren uns, wie wir Schatten und Licht unter diese Gegenstände vertheilen, unsern Werken nicht zu viel Glanz geben sollen, damit sie nicht blenden; nicht zu wenig Licht, damit sie nicht unkenntlich werden. Sie lehren uns in den Schönheiten Maaß halten, damit wir nicht in Pralereyen nnd Ueppigkeit verfallen. Sie lehren uns den Reichthum der Gründe, Gedanken nnd Ausdrücke, damit wir nicht in Dürftigkeit und Armuth verfallen. Sie lehren uns die Genauigkeit und Feinheit, damit wir das Ueberflüßige, das Grobe, vermeiden. Sie lehren uns die Farben, die sich zu unsern Gegenständen schicken; die Schreibart, die unsrer Materie, dem Charakter der Werke, ins besondere anständig ist; den Ton,

mit

Digitized by Google

mit dem wir unsre Empfindungen angeben, und in andern erwecken sollen. Mit einem Worte, sie lehren uns die Fehler und Schönheiten des Ganzen, der Gedanken und der Schreibart kennen. Dieses thun die guten Regeln. Braucht man etwas weiter zum Ruhme ihres Nutzens, als daß man ihre Natur, ihre Eigenschaften erkläret? Es sind Anordnungen der Vernunft und Natur, und nicht eigensinnige, oder willkührliche Gesetze der Schullehrer. Die Kunst, mit Pan zu reden, ist die Natur, in eine Methode gebracht.*)

Wie weit werden wir es mit unserm Genie bringen, wenn wir es nicht durch die Gewalt der Regel, wie ein muthiges Pferd durch den Zügel, lenken und regieren? Die Regel dient uns bey unsern Arbeiten zum Leitfaden, sie dient uns zur Prüfung, indem wir die Werke verfertigen; sie ist die Richterinn, nach deren Ausspruche wir von den vollendeten Arbeiten hier wegnehmen, dort sie ergänzen, verbessern, umarbeiten müssen. Die Regel, vom Geschmacke angewandt, ist die Critik. Man habe das fruchtbarste Genie, desto nöthiger wird ihm die Critik

*) These Rules of old discover'd, not devis'
Are Nature still, but Nature methodiz'd.
Critic. v. 88.

Digitized by Google

seyn; je leichter eine grosse Fruchtbarkeit in einen üppigen Ueberfluß ausarten kann. Ein Weinstock, der stark treibt, muß am meisten geheftet und beschnitten werden, damit er die göttliche Kraft des Weins nicht in müßigen Ranken, in unnützem Laube verschwende. Hat es dem Ovidius, den Senecas, den Lukanen am Genie, oder an der Regel; an der Fruchtbarkeit, oder an der weisen Mäßigung; am Witze, oder an der Kraft, ihn zu regieren, gefehlet? Wer weiß nicht, daß der Ueberfluß ihr Fehler ist, und daß Werke der Beredtsamkeit durch zu viel Witz verderben, wie die Körper durch zu viel Blut? *) Man habe Fähigkeiten, und keine die Regeln nicht; oder setze sich kühn über sie hinweg: wohin wird man als ein Redner, als ein Poet gerathen? In das Reich der Riemer, der Lobensteine, und der Sänger der h. Magdalene.

Die Regeln nützen nicht allein denen, die arbeiten wollen; sie sind auch denen unentbehrlich, welche die Werke der andern lesen, und beurtheilen wollen. Wir werden ohne den Beystand der Regeln und der Critik tausend Fehler nicht sehen,

*) For works may have more witt than does 'em good,
As bodies perish thro' excess of blood.
Critic. v. 303.

sehen, oder Fehler selbst für Schönheiten halten. Wir werden uns viele Schönheiten ungenossen entwischen lassen, oder nicht alles, was an einer Sache schön ist, genug sehen, genug empfinden. Wir werden vieles als schön empfinden, und es nicht genug schätzen, weil wir die Ursache der Schönheit, die angebrachte Regel, die Feinheit, mit der sie angewandt ist, die Wege der Kunst, nicht genug einsehen. Es ist wahr, es giebt Schönheiten in den Werken des Geschmacks, die sich von allen empfinden lassen. Man liest sie, man hört sie; sie nehmen ein, sie entzücken uns, ohne daß wir die Ursachen wissen. Aber es giebt sanftere Annehmlichkeiten, welche Aufmerksamkeit und Kenntniß der Regeln voraussetzen. Und wie es überhaupt leichter ist, die Fehler einer schlechten Schrift zu bemerken, als die Schönheiten einer guten: so muß derjenige, welcher keine Regeln, oder sie unrichtig versteht, den größten Vortheil des Lesens entbehren; den Vortheil, das Schöne gefühlt und gesehen, geprüft und im Lesen in seinen eignen Geist eingedrückt zu haben. Er wird also seinen Geschmack durch das Lesen, oder durch die Vorstellung schöner Stücke wenig verbessern. Er wird tollkühn urtheilen, und oft dem Mittelmäßigen den Beyfall, dem Vortrefflichen den Tadel zuerkennen. Er wird zwischen den Mosheimen

Digitized by Google

und Cobern keinen Unterschied merken, den Oedipus eines Seneca mit eben der Entzückung als den Oedipus des Sophokles lesen. Er wird bey einem Xenophon, Cicero, Livius gähnen, den la Motte einem la Fontaine vorziehen, den Misanthrop des Moliere für traurig, und die Athalia eines Racine für mittelmäßig erklären, die Clarissa aus der Hand legen, bloß, weil sie der Mariane nicht gleiche.

Dieses sind die Vortheile der Regeln, die derjenige entdecken muß, der sie nicht kennet, oder sie verachtet. Allein so wahr und groß diese Vortheile sind: so sind sie es doch nur unter einer gewissen Bedingung. Die Regeln können uns weder das Vermögen, noch die Klugheit ertheilen, sie zu gebrauchen. Beydes setzen sie voraus. Traurige Einschränkung, welche die am meisten angeht, die selbst in der Beredsamkeit und Poesie arbeiten wollen; und welche von ihnen am meisten bestärket wird!

Die Regeln geben uns das Vermögen der Beredtsamkeit und Poesie nicht; sie sagen nur, wie wirs anwenden sollen. Wie viel Demosthenes und Cicerone, wie viel Xenophonte und Livios, wie viel Homere und Virgile müßten wir haben, wenn die Regeln Redner und Poeten zeugten!

Digitized by Google

ten! Ist es denn etwan so schwer, sich die guten Regeln bekannt zu machen? Ich glaube, wer in der Beredtsamkeit die Vorschriften des Aristoteles, des Cicero, des Quintilian, des Longin gelesen, der kennet das Vortrefflichste in dieser Art. Gehört dazu mehr, als etwas Fleiß und Aufmerksamkeit? Ich glaube, wer die Poetik des Aristoteles, des Horaz Schreiben an die Pisonen, und etliche andre seiner Briefe sorgfältig gelesen hat, der weiß die vorzüglichsten Regeln der Poesie. Gehört dazu so viel Zeit, so viel Fleiß? Und gesetzt, diese Anweisungen wären für unsre Zeiten nicht allemal helle genug; haben wir nicht Scaligere, Racine, Daciere, Corneille, die sie aufklären? Können wir diese nicht nützen? Gesetzt, die Regeln der Alten wären nicht vollständig; gesetzt, Horazens Poetik wäre nicht das Zeichnungsbuch der Poeten allein: wie bald kann man nicht einen Vida, einen Boileau, einen Pope, einen Saint-Mard von eben dieser Kunst lesen! Wer fragt diese alten und neuen Orakel nicht um Rath? Und wo sind denn die vielen grossen Redner und Poeten? Wie viele kennen die besten Regeln auswendig! Und wo sind denn die schönen und vortrefflichen Schriften der Beredtsamkeit und Poesie? Wurden in Rom die Regeln der Beredtsamkeit allein vom Crassus, Cicero, Hortensius

und Cäsar verstanden? Wenn die Regeln beredt machen, sagt Tullius, (und wer kannte den Werth derselben besser, als er?) wenn die Regeln beredt machen, wer würde nicht beredt seyn? *)

Man kann die Regeln wissen; man kann sie durch Fleiß zur Ausübung bringen; und man kann ohne Genie doch nicht weiter als zum Mittelmäßigen durch sie gelangen.

So irrig und schädlich der Gedanke ist: wenn ich weiß, wie eine Sache gemacht werden muß, so kann ich sie selbst machen: so muß er doch zu allen Zeiten seine Freunde und Verehrer gefunden haben. Woher sind die elenden und mittelmäßigen Werke so vieler Scribenten entstanden, wenn sie nicht durch dieses Vorurtheil gebohren worden? Wissen, wie ich den Bogen halten, wie ich mit dem Auge das Ziel suchen, und fassen muß, wenn ichs treffen will; dieses ist eine nothwendige Regel. Ich weiß sie, ich übe sie aus. Allein ich habe keine Kraft, keine Festigkeit in den Nerven, mein Auge trägt nicht weit genug, ich rücke und verfehle das Ziel.

*) Quae (ars) si eloquentes facere possit, quis esset non eloquens?

de Orat. II. 57.

Digitized by Google

Ziel bey aller meiner Regel. Dieses ist das Schicksal derer, die ohne Genie, bloß unter der Anführung der Regeln, sich in das Feld des Witzes und des Geschmacks gewagt haben.

Schmeichle dich in dem Eingange der Rede bey deinen Zuhörern ein; bereite sie zur Aufmerksamkeit; gieb ihnen das Licht, das zur Einsicht in das folgende nöthig ist. Vortreffliche Regeln! Wodurch erhalte ich dieses? Die Mittel liegen in der Materie, die du wählest, in dir und deinen Zuhörern. Wähle etwas wichtiges, nützliches, neues. Zeige deine Wahl im Eingange von dieser Seite; und du wirst den Zuhörer aufmerksam machen. Weise Vorschriften! Zeige den Zuhörern deine Rechtschaffenheit, deinen Eifer für die Wahrheit, deine Bescheidenheit und deine Einsicht; und sie werden dir gewogen werden. Zeige ihnen das, worauf es am meisten bey der Sache ankömmt, und du wirst sie vorbereiten, daß sie dieselbe desto gewisser einsehen.

Ich übe diese Regeln bey einer Rede aus. Mein Eingang schickt sich zur Sache. Sein Inhalt hängt genau mit der Materie der Rede zusammen. Dank sey es der Regel! Aber der Inhalt meines Eingangs ist mager, ist ausgedehnt;

dehnt; ich konnte ihn nicht schön denken; ich sah nicht, was das Vorzüglichste, das Beste an ihm war; die Armuth, die Mattigkeit meines Geistes ward ihm eingedrückt. Ich erwecke die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer durch die Wichtigkeit meiner Materie, und werde ein regelmäßiger Praler. Mir kömmt die Sache wichtig, oder neu vor, und sie ist es doch andern nicht. Ich verblendeter und sclavischer Anbeter der Regel! Ich suche die Gewogenheit meiner Zuhörer, und ich werde ein kriechender Schmeichler; ich zeige ihnen mein unedles Herz zu eben der Zeit, da ich ihnen einen guten Begriff von meinem Herzen machen will; meine geringe Einsicht zu eben der Zeit, da mir die Regel befahl, ein Vertrauen bey andern gegen mich zu erwecken.

Die Beweise und ihre Ausführung sind die Seele der Rede. Die Regel lehrt mich überhaupt, wo ich sie finden, daß ich die besten wählen, daß ich sie auseinander setzen, sie deutlich und helle, sie lebhaft und nachdrücklich machen soll.

Ich suche die Quellen der Gründe auf; ich glaube die besten gefunden zu haben; ich will sie durch neue Gründe, durch Ursachen, mit denen sie zusammenhängen, verstärken; ich will das zeigen,

Digitized by Google

zeigen, was in dieſen Sätzen verſchloſſen iſt; ich öffne ſie, und ſtelle ihre Theile aus einander; mein Beweis wird ein regelmäßiger Beweis, meine Rede wird ein zuſammengefügtes Ganzes; alle Glieder ſind verbunden, und ſtehen an ihrer Stelle. Nur eins fehlt dieſem Körper; er hat keine Seele; er iſt ſtarr; er iſt nach allgemeinen Regeln ohne Fehler, bis auf den Fehler, daß er nicht einnimmt, nicht entzücht. Die Rede beweiſt, und man fühlt doch keine Kraft davon in ſeinem Verſtande; man ſieht nur die Figur des Beweiſes. Die Hauptſätze ſind aufgeklärt worden, und das Licht in der Sache iſt dadurch nicht gewachſen. Die Rede iſt deutlich; aber ſie iſt auch matt. Die Sachen ſind zu wahr, als daß ſie mühſam hätten ſollen erwieſen werden. Meine Rede iſt vielleicht gründlich; aber ſie hat nicht das Licht der allgemeinen Deutlichkeit, nicht das Verdienſt der Anmuth. Sie ermüdet, indem ſie lehret; und weil ſie nicht gefällt, lehrt ſie auch nicht genug. Die Sachen ſind ſchön, die Einrichtung hat Ordnung; aber Cicero oder Saurin hätte ſie ausführen ſollen.

Was hilft mir die Regel, die mich lehrt, wie ich edel, groß, erhaben, pathetiſch denken ſoll, die mir die Eigenſchaften dieſer Schreibart erkläret; wenn ich die natürliche Stärke des Ver-

Digitized by Google

stándes und Herzens nicht habe? Ich will noch mehr sagen, was nützen die besten Beyspiele in diesen Gattungen der Beredtsamkeit, wenn sie derjenige nachahmet, der keine Lebhaftigkeit des Geistes besitzt, der nichts vor der edlen Kühnheit, nichts von dem Feuer empfindet, womit man denken muß, wenn man nicht gemein denken will; der das edle, das erhabne Herz, den Gott der Beredtsamkeit, nicht in sich fühlt? Er zwinge sich nur, das Hohe nachzuahmen; er wird es verfehlen, er wird in das Schwülstige und Abentheurliche gerathen. Er wird grosse, prächtige Worte wählen, und der Gedanke wird klein und unedel seyn. Er wird lebhaft seyn wollen, er wird Figuren und Metaphern häufen; und diese werden gezwungen, gesucht, verlegen, oder immer einförmig seyn. Er wird pathetisch seyn, er wird die Herzen bestürmen wollen; und ohne Empfindung wird er die frostigen Ausrufungen mit ohnmächtigen Fragen abwechseln, und seine Zuhörer ein blindes Feldgeschrey hören lassen.

Gilt dieses von der Beredtsamkeit: so gilt es noch weit mehr von der Dichtkunst. Man kann ihre Hauptregeln wissen und ausüben, und dennoch das elendeste Werk hervorbringen. Wie glücklich wären wir, wenn wir hiervon weniger Zeugen aufzustellen hätten; wenn es nicht so

wahr

Digitized by Google

wahr wäre, daß die erste Regel in der Poesie diese sey: Man muß Genie haben! Der Abt von Aubignac hatte die besten Regeln des Theaters aus den Alten gesammelt, und sich den Beyfall der Kenner dadurch erworben. Er schrieb eine Tragödie, schrieb sie nach den Regeln, und es ward ein elendes Werk. Ja, ihr Regeln, vom Genie verlassen, euch hat das Theater die gesetzmäßigen Trauerspiele und Lustspiele zu danken, in welchen die Handlung einfach, in welchen die Einheit der Zeit und des Orts sorgfältig beobachtet, in welchen die Fabel in fünf Aufzüge meisterlich eingetheilet, in welchen jede Scene mit der andern verbunden, in welchen die Wahrscheinlichkeit durchgängig behauptet, in welchen der Charakter der Personen sich immer gleich, und doch alles leer, und ohne Leben ist. Ihr wollt uns durch eure Tragödien rühren, ihr Kenner der Regeln! Und wir fühlen gleichwohl, daß euch der schöpfrische Geist gemangelt, eine grosse, sonderbare, anziehende Handlung, heroische Charaktere, starke Leidenschaften, Reden, die der Würde der Personen, der Sache, der Poesie gemäß waren, zu bilden. Ihr mordet und tödtet auf dem Theater; und wir nehmen keinen Antheil daran. Ihr macht Verwickelungen; und wir werden doch nicht begierig den Anfang zu wissen. Was sollen eure

Auf-

Digitized by Google

Auflösungen? Sie überraschen, sie bestürzen uns nicht. Sollten wir eure Helden und Heldinnen bewundern? Sie denken, wie ihr; sie reden, wie sie denken, ohne Hoheit, ohne Gefühl; sie schreyen, sie declamiren. Sie wollen die Natur der Menschen, aber nicht die alltäglichе, wir wollen die verschönerte Natur sehen und hören. Wir wollen bewegt, und der gewöhnlichen Ruhe entrissen seyn; wir wollen hoffen und fürchten, wir wollen Mitleiden und Schrecken fühlen, wir wollen Thränen vergiessen; und ihr laßt uns in euren Tragödien lachen, oder einschlafen? Ihr zeigt uns Personen, die wir nicht lieben und beobachten können; und wir sollen an ihren Schicksalen Antheil nehmen? Ihr zeigt uns böse Charaktere, und macht sie so abscheulich, daß wir sie nicht sehen mögen? Ihr kennt das menschliche Herz nicht. Alle eure Regeln sind die Schönheiten des Theaters nicht. Habt Genie und Geschmack, habt einen grossen Geist, einnehmende Handlungen und Charaktere zu schaffen, und auszuführen; alsdann schreibt nach Regeln; alsdann vermehrt die Anzahl der glücklichen theatralischen Dichter.

Unglücklicher Gedanke, wer nach Regeln schreibt, der ist ein Poet! Helfen sie doch den Autoren dieses Vorurtheil benehmen, meine Herren.

Sie

Digitized by Google

Sie werden sich sehr um den guten Geschmack und um die Ehre Ihres Vaterlands verdient machen. Es werden sich alsdann weniger Poeten auf die Bahn des Heldengedichtes, welche durch grosse Genies bey uns geöffnet worden, unrühmlich wagen. Unfruchtbares Griechenland und Latien! Ihr hattet nur einen Homer, nur einen Virgil. Aber Deutschland, unser Vaterland, zählt in einem Jahrhunderte so viele Homere, so viele Virgile. Italien kennt nur einen Tasso, und lobt ihn nicht stets. England triumphiret nur mit einem Milton; und bewundert ihn nicht immer; hat nach dem Milton nur einen vortreflichen Glover! Aber wir - - o wie glüklich sind wir!

Hat la Motte etwan die Regeln der Fabel nicht verstanden? Aber warum sind seine Fabeln so wenig anziehend? Warum ist er kein la Fontaine? Weil uns die Regel das Dialogische, das Anmuthige, das Naive, das Feine nicht geben kann. Warum behält Frankreich den einen auswendig, und den andern nicht? Weil la Fontaine Natur, und la Motte nur Kunst ist; weil man die Kunst ausüben kann, ohne zu gefallen.

Auch wenn wir Genie haben, ist der Nutzen der Regeln noch sehr eingeschränkt. Sie sind

sind allgemein und unvollkommen. Sie lehren uns zwar, was wir überhaupt thun sollen; aber nicht, wie viel, und wie wenig in jedem Falle. Der Gebrauch wird durch unsre Einsicht, durch unsern Geschmack, bestimmt.

Nehmen Sie nur etliche der allgemeinen Regeln. Nicht jede Rede braucht einen Eingang. Wer sagt mir, ob diese, oder jene einen verlangt? Mein Genie zeigt mir mehr als einen. Wer sagt mir, welches der beste ist? Was heissen die Regeln: man richte sich nach den Umständen der Zeit, des Orts, der Personen; man rede seiner Materie gemäß? Ich thue es, ich setze mich in alle die Umstände. Die Sachen und Gedanken entstehen durch aufmerksame Betrachtung meines Gegenstandes; aber wer entdeckt mir, ob meine Gedanken gut sind? Wie soll ich die rechte Wahl treffen? Die Sprache entsteht mit meinen Gedanken; ich will natürlich und leicht, ich will lebhaft, ich will nachdrücklich sprechen. Wer sagt mir, ob ichs an dieser Stelle gethan habe? Ich erkläre; sollte meine Erklärung auch etwan zu tiefsinnig, zu mühsam seyn? Sollte ich jenes nicht auch erklären müssen? Ich beweise; meine Gründe sind gut. Ich will sie ausbilden. Mein Verstand giebt mir gewisse Sätze, meine Beleſenheit giebt mir

Digitized by Google

mir Beyſpiele, mein Witz Vergleichungen an die Hand. Wie werde ich alles dieſes ungezwungen zuſammen fügen? Vielleicht ſollte ich dieſen Beweisgrund nur zeigen. Er hat wohl Kraft genug, ohne Erweiterung; vielleicht ſchwächt ihn die Erweiterung. Wer ſagt mir dieſes? Iſt mein Beweis an dieſem Orte nicht nur ſtrenge, ſondern auch helle genug; oder gleicht er den alten Waffen, die zwar feſt, aber auch voll Roſt ſind? Dieſer Beweis iſt an und für ſich gut; aber iſt er hier in dieſer Form nöthig? Ich will die Affecten bewegen. Sind meine Leſer, meine Zuhörer auch genug vorbereitet? Muß ichs nur gegen das Ende der Rede thun? War in der Mitte nicht auch eine bequeme Gelegenheit? Verträgt mein Inhalt die Leidenſchaften?

Man nehme die Regel: Was zu viel iſt, iſt eben ſowohl ein Fehler, als was zu wenig iſt. Ich habe ein fruchtbares Genie. Und wie? Habe ich auch in meinem Eingange zu viel geſagt? Habe ich die Beſchaffenheiten übertrieben; oder habe ich meinem Charakter und dem Charakter der Perſonen gemäß geredet? Habe ich die Aufmerkſamkeit erſiegt, oder erbettelt? Habe ich zu ſtolz von mir geſprochen, oder zu demüthig? Ich erzähle, ich erkläre. Wie;

bin

bin ich hier auch zu weitläuftig, dort zu kurz? Ich will meinen Gegenstand sichtbar machen. War dieß die beste Art? Habe ich die vorzüglichsten Theile gewählt, oder habe ich durch zu viele Theile das Ganze dem Auge verdunkelt? Ist zu viel Schimmer, etwan gar zu viel Licht in jener Gedanke? Soll ich mich bey dieser Stelle länger aufhalten, oder soll ich forteilen? Und wie soll ich geschickt zu dem Folgenden übergehen? Ist hier etwan zu viel Schmuck, und dort zu wenig? Uebertreibe ich auch das Pathetische? Ist dieß die rechte Schreibart, die sich für meine Materie schickt? An jenem Orte durfte ich nur deutlich seyn; aber wurde ich hier nicht zu lebhaft? Verschwende ich die Figuren? Verlangt die Sache nicht einen gelinden Ton? Wähle ich die Sprache zu wenig, oder zu sehr? Bin ich richtig und genau in meinem Ausdrucke, ohne karg und dürftig zu seyn? Bin ich lebhaft und prächtig, ohne üppig und prälerisch zu seyn? Gewinnt das, was ich zum Vergnügen anbringe, die Gestalt des Nutzens in meiner Rede, und befördert es den Nutzen; oder ist es nur ein Ueberfluß meines Witzes, der von meiner Eitelkeit, und nicht von der Sache erzeugt wird? Bin ich mannigfaltig genug in der Einrichtung und Ausführung? In der Stellung meiner Beweise und

Gedan-

Digitized by Google

Gedanken? Iſt mein Ausdruck zu einfürbig, oder iſt er zu bunt? Soll ich dieſen Gedanken ſchonen, ihn nur halb, oder ganz ſehen laſſen? Iſt er nicht in dieſer Geſtalt zu nachläßig, und in jener zu geputzt? Iſt dieſer Period, dieſer Wohlklang, nicht zu künſtlich? Iſt in meiner ganzen Rede, oder in meinem Gedichte die Genauigkeit mit der Ungezwungenheit verbunden? Scheint es, als ob ich nichts anders, und doch auch nichts beſſers, als ob ichs auf keine andre Art, in keinem andern Zuſammenhange, mit keiner andern Sprache, hätte ſagen ſollen; oder merkt man die Kunſt auf Koſten des Natürlichen, an dieſem oder jenem Orte? Wer löst mir alle dieſe Fragen auf? Vermögen das die Regeln? Muß nicht meine Materie die Regeln erſt rechtfertigen? Wer ſagt mir dieſes? Wer bewahrt mich vor den Abweichungen auf dieſe oder jene Seite? Wer warnet mich, daß mich die Regeln nicht zu Fehltritten verleiten? Der Geſchmack, eine richtige, geſchwinde Empfindung vom Verſtande gebildet. Dieſer Geſchmack begleitet den Redner durch die verſchiednen Scenen der Beredtſamkeit. Er warnet ihn, nicht zu viel zu wagen. Er ermuntert ihn, ſich zu rechter Zeit zu erheben. Er lehrt ihn die groſſe Kunſt der Schreibart, die Kunſt zu rechter Zeit aufzuhören. Haben wir dieſe Empfindung nicht; haben wir ſie

nicht

Digitized by Google

nicht durch Uebung gestärkt; nicht durch das Lesen und die Betruchtung vortrefflicher Schauspiele geschärft: so können wir bey unserm Genie in die gröſten Fehler verfallen. Man muß als Redner und Poet Verstand und Einbildungskraft haben; eins braucht des andern Hülfe, wie Mann und Weib, sagt Pope. Aber wie oft sind Verstand und Einbildungskraft, gleich ihnen, mit einander im Streit! *) *Wer vereiniget sie? Der Geschmack, die Einsicht des Scribenten, und nicht die Regeln; und noch weit mehr die Beyspiele, als die Regeln.*

Darf ich alles dieses mit dem Ausspruche eines der gröſten Kenner und Lehrer der Beredtsamkeit beweisen? Nicht alles, sagt Quintilian, **) *was die Kunst ausrichtet, kann gelehret*

*) — vit and judgment often are at strife,
Tho' meant each others aid, like man and wife, *Critic.* v. 82,

**) *Institut. Orat.* L. VII. c. 1. Tradi enim omnia, quae ars efficit, non possunt. — Quaedam vero non docentium sunt, sed discentium. Nam et medicus, quid in quoque valetudinis genere faciendum sit, quid, quibus signis providendum, docebit. Vim sentiendi pulsus venarum, caloris motus, spiritus meatum, coloris distantiam, quae sua cuiusque sunt, ingenium dabit. Quare plurima petamus a nobis et cum causis deliberemus; cogitemusque, homines ante inveniſſe artem quam docuisse.

Digitized by Google

lehret werden. Der Arzt wird seine Schüler zwar unterrichten, was man bey einer jeden Gattung der Krankheit zu thun hat; worauf man sehen muß, an was für Kennzeichen man sie bemerken kann. Aber die Geschicklichkeit, die Schläge des Pulses, die Grade der Hitze, den Gang des Athems, die Aendrung der Farben und der Mine, die bey jedem verschieden sind, zu bemerken, dieses wird das Genie lehren. Daher laßt uns den meisten Rath bey uns selbst suchen, und erwägen, daß die Menschen die Kunst eher erfunden und ausübt, als gelehret haben.

Die besten Regeln in der Poesie sind allgemeine Lehren. Sie reichen nicht bis an die besondern und einzelnen Fälle, die dem Genie in der Arbeit aufstossen. Ich weiß, um nur eine Erläuterung zu geben, was in dieser Gattung der Gedichte überhaupt gut ist; aber ein Umstand bey meiner Materie macht mich ungewiß, wie ich itzt ins besondere verfahren, wie ich ihn mit der Regel vereinigen soll. Wer soll den Ausspruch thun? Ich. Wer giebt mir die Klugheit, das Allgemeine der Regel zu bestimmen? Ich muß sie durch eine sorgfältige Betrachtung von meinem eignen Gegenstande erlernen. Ich muß das, was bey dieser Gelegenheit schön, oder fehlerhaft ist, empfinden. Daraus muß ich den

Sinn

Digitized by Google

Sinn der Regel einschränken und die Schritte abmessen, die ich hier thun soll. Die Regeln der Poesie gleichen einer allgemeinen Karte eines Landes. Diese zeigt mir seine Grenzen, die vornehmsten Plätze, Flüsse und Strassen. Ich reise nach ihrer Anweisung von dem einen Orte zum andern. Ich kenne die Hauptstrasse; aber ich treffe Nebenwege auf meiner Reise an. Ich frage die Karte; sie sagt mir nichts. Hier ein Wald, dort eine sandigte Einöde! Wie werde ich den Weg finden? Hier ein Morast! Ich muß ausweichen. Ich kann mich verirren. Hier ist ein Bach angelaufen; er ist gefährlich, ich muß den Weg ändern. Wer giebt mir in diesen Fällen das Licht, die Entschliessung, den Muth, den ich nöthig habe? Die Karte?

Jedes Werk in der Poesie verlangt seine eignen Regeln. Ich habe eine Comödie verfertiget; sie gefiel. Ihre Einrichtung, ihre Verwickelung, ihre Auflösung waren schön, und ihre Characterе trefflich. Ich entwerfe eine andre. Meine Handlung verträgt die vorige Einrichtung nicht. Ich muß einen andern Weg gehen. Werde ich ihn glücklich treffen; und wie? Jenesmal zeichnete ich das Gemälde des Geizigen. Ich setzte ihn in die vortheilhaftesten Umstände. Itzt will ich den Schwätzer schildern. Mein Gegen-

Digitized by Google

Gegenſtand iſt anders; ich muß ſie wahrſcheinlich machen. Welches wird die beſte Einrichtung ſeyn? Mein Inhalt iſt anders beſchaffen; ich muß einen andern Ton wählen; und welchen? Iſt dieſes in den Arbeiten einer Art wahr; wie vielmehr wird es in den verſchiedenen Gattungen der Gedichte wahr ſeyn? Dort war ich comiſch; hier ſoll ich tragiſch reden. Dort foderte meine Erfindung Ernſt und Nachdruck; hier verlangt ſie Scherz und Munterkeit. Dort erhob ich mich zu dem majeſtätiſchen Tone einer Heldenode; itzt ſoll ich in der einfältigen Sprache eines zärtlichen Schäfers reden. Damals lachte ich in einem ſcherzhaften Liede; itzt will ich die Unruhen der Liebe in der Elegie ſprechen laſſen.

Die Regeln laſſen uns aber nicht nur in der Ungewißheit, ſie können uns auch an dem Orte, wo wir ihnen mit Recht folgen, zu Fehlern verleiten. Die Bemühung, ſie anzubringen, kann ſehr oft eine Urſache desjenigen Fehlers werden, welchen wir das Aengſtliche in der Schreibart nennen. Wir dachten zu ſehr an die Regel, und dieſe Anſtrengung, dieſe Mühe prägt ſich unvermerkt den Arbeiten ſelbſt mit ein. Sie haben, wenn ich ſo reden darf, zwar die Schönheit der Farbe und die Stärke, die aus geſun-

Digitized by Google

dem Blute und aus guten Säften entsteht; aber die Mine ist nicht frey, nicht gefallend genug; sie hat etwas Schüchternes. Die Stellung einer Bildsäule kann regelmäßig und doch ohne Leben seyn. Noch mehr. Mitten in der Arbeit können die Regeln, die wir zu sehr vor Augen haben, das Genie zurückhalten. Das edle Feuer des Geistes, das zu dieser oder jener Stelle nöthig war, verfliegt, indem wir die Regel um Rath fragen. Wir halten den Geist in seiner Kühnheit auf, weil wir unvorsichtig den Zügel rücken. Wir sollten itzt von unserm Gegenstande allein erfüllt seyn, ihn allein denken und empfinden; wir sollten uns vergessen; und sieht, die Furcht, einen Fehler zu begehen, die Begierde, der Regel zu folgen, stört uns in der glücklichsten Verwegenheit. Die schönen Vorstellungen, die wieder neue gezeugt hätten, mußten einige Zeit unterbrochen werden, bis wir berathschlaget hatten. Wir sind nunmehr einig; aber wir sind auch darüber matt worden. Die vorigen Gedanken haben sich verlohren; wir suchen sie vergebens wieder, und setzen an ihre Stelle die Frucht des Fleißes und der Kunst, da jene das Werk des Genies und der Natur gewesen seyn würden. Um gar nicht zu fehlen, verfallen wir in den Fehler, niemals bis zur Bewunderung schön zu seyn. Und wie oft erfahren nicht diejenigen, die

arbei-

Digitized by Google

arbeiten, daß in den Werken des Geschmacks nämlich das Natürliche der Gedanken und der Sprache, ohne ihr Suchen, komme, und daß die Regel das Wenigste dazu beygetragen habe! Es giebt tausend Schönheiten eines Werks, die durch keine Regeln erkläret, oder gelehret werden können, und für die wir keine Namen wissen. Unser Genie zeugt diese Kinder der Anmuth; aber die Kunst, gleich einer tyrannischen Mutter, erstickt sie nicht selten in der Geburt, weil sie ihnen keinen ehrlichen Namen nach den Regeln zu geben weiß. Eben dieses widerfährt uns auch bey der Beurtheilung fremder Werke der poetischen oder prosaischen Beredtsamkeit, wenn wir uns den Regeln zu sehr ergeben. Wir verwerfen oft eine Schönheit, weil wir die gemeinen Regeln nicht beobachtet finden; und halten etwas schlechtes für schön, weil die Regel äusserlich beobachtet ist. "Wie oft haben nicht die Regeln unglückliche Kunstrichter gemacht! Der Autor schrieb und drückte das Bild von dem idealischen Schönen, das sein hoher Geist ihm entworfen hatte, aus. Der Kunstrichter, der in seinem eingeschränkten Verstande das Original nicht antrift, nach welchem dieses Gemälde entworfen ist, schilt es unnatürlich, behauptet, daß es wider die Regel sündiget, und sieht, aus blindem Gehorsam gegen die Regel, die Erweiterung der

Digitized by Google

Grenzen in dem Gebiete des Schönen als eine Verheerung an. Er legt seine poetischen Verordnungen bey der Beurtheilung eines Meisterstücks zum Grunde, und wo er diese nicht getreu beobachtet findet, glaubt er sich im Gewissen verbunden, einen grossen Geist für einen Pfuscher zu halten, um nicht selbst diesen Namen zu verdienen.

Meine Herren, alle diese Betrachtungen sollen uns den Gebrauch lehren, den wir von den Regeln machen müssen. Man kann ohne ihre Kenntniß wenig, oder nichts ausrichten; es ist also nothwendig, daß man sich dieselben bekannt mache. Man kann sie wissen, und doch nicht im Stande seyn, sie auszuüben; man muß sie also anwenden, und ihre geheime Kraft zuerst an den Versuchen der Meister, an schönen Beyspielen, empfinden lernen. Man muß nach ihren Vorschriften seine Gedanken entwerfen, und sich eine Fertigkeit zu erwerben suchen, den Willen der Regel zu thun, ohne daß man mehr weiß, daß man ihn in diesem, oder jenem Falle thut. Aber man kann die Regeln wissen; man kann es durch Fleiß dahin gebracht haben, daß man sie in der Form auszuüben weiß; und man kann immer noch mittelmäßig schreiben, und elend urtheilen, wenn man von der Natur kein Genie erhalten hat. Dieses muß uns

bey

Digitized by Google

bey unſern Unternehmungen behutſam machen, und uns ein Befehl werden, daß wir uns mit unſern Arbeiten nicht eher an das Licht wagen, bis wir die Kenner um ihr Urtheil gefragt und ihren Beyfall erhalten haben. Wir können uns betrügen, und die Wiſſenſchaft der Regeln für das Genie halten. Man kann Genie haben, und die Regeln doch übel anbringen. Wir müſſen alſo durch gute Beyſpiele, durch vernünftige Critiken, die Geſchicklichkeit, ſie anzuwenden, in uns verſtärken, und unſre Ausarbeitungen den Verſtändigern zeigen. Ihre Anmerkungen müſſen uns neue Regeln werden, bis durch ihre Critiken, durch das Leſen der Redner und Poeten, durch den Anwachs der Wiſſenſchaften, unſer Verſtand genug Stärke und Licht erhält.

So gewiß es iſt, daß die Regeln uns nicht das Vortreffliche in der Beredtſamkeit geben, ſo können ſie uns doch das Einträgliche gewähren; und da wir ſo viel geiſtliche Redner nöthig haben, ſo müſſen wir auch mit ſolchen zufrieden ſeyn, die keine Saurine, keine Mosheime ſind; denn die Natur bringt nur wenig groſſe Geiſter hervor. Aber wir müſſen auch alle den Fleiß anwenden, wodurch wir unſre Art zu denken deutlich, ordentlich und gründlich, das heißt, nützlich machen können. Je mittelmäßiger die

Digitized by Google

Gaben sind, die wir zu einem Redner besitzen, desto mehr müssen wir das vermeiden, was sie unerträglich machen kann, den Mangel der Verbesserung.

Mit denen, die Poeten werden wollen, muß man grausamer umgehen. *) *Die Welt kann die Poeten entbehren, und mittelmäßige braucht sie gar nicht. Junge Dichter ohne Genie muß man zurückhalten. Es ist die größte Wohlthat für sie, wenn man sie nöthiget, auf einer andern Seite ihren Fleiß rühmlich anzuwenden, mit dem sie sich hier lächerlich machen würden. Ich weiß wohl, daß die Sucht der Poesie eine Krankheit ist, die sich so leicht nicht heilen läßt; aber eine strenge Critik, mit einer Aufrichtigkeit verbunden, bleibt doch die Schuldigkeit eines Lehrers, wenn sie auch fruchtlos wäre.*

Aber die Rede ist ja nicht das einzige Werk der Beredtsamkeit. Briefe, Geschichte, moralische Betrachtungen, Romane, gehören auch in ihren

*) hoc tibi dictum
Tolle memor: certis medium et tolerabile rebus
Recte concedi: - -
mediocribus esse poetis
Non homines, non Dii, non concessere columnae.
Hor. A. P. v. 367

Digitized by Google

ihren Umfang. Hat man Genie zu dieſen Gattungen der Beredtſamkeit, oder zur Dichtkunſt; hat man die Regeln gefaßt: ſo ſey man dennoch ſparſam in eignen Ausarbeitungen, wenn man noch in den erſten Jahren ſteht. Man verderbe die Zeit nicht mit vielen Verſuchen. Man nähre ſeinen Verſtand mehr durch das Leſen, durch einen nützlichen Vorrath von Gelehrſamkeit aus der Geſchichte, aus der Natur, aus der Philoſophie. Die Uebung iſt unumgänglich; aber wehe dem Redner, wehe dem jungen Poeten, der nichts thut, als ſein Genie, ſein ungebautes Genie, ausſchreibt! Er gleicht einem eigennützigen Pachter, der, um in wenig Jahren viele Früchte einzuerndten, das Feld ausſaugt, und weil er es nicht ruhen läßt, ihm auf das Künftige die Kraft benimmt, mit zehnfachem Wucher zu tragen. Ein wenig Wiſſenſchaft, ein wenig Gelehrſamkeit, ruft uns Pope *) zu, iſt eine gefährliche Sache. Schöpft tief, oder koſtet den Pieriſchen Quell gar nicht. Ein ſolcher Trunk berauſcht das Gehirn; aber volle Züge machen wieder nüchtern.

*) A little learning is a dang'rous thing;
Dring delp, or taſte not the Pierian ſpring:
There ſhallow draughts intoxicate the brain.
And drinking largely ſobers us again.

Critic. v. 215.

Digitized by Google

Ich habe Ihnen zeither die Regeln der Beredtsamkeit, davon sich ein gutes Theil auch auf die Poesie anwenden läßt, vorgetragen. Da die Kenntniß der Regeln nöthig ist: so habe ich nichts unnützliches gethan, wenn anderst mein Vortrag der richtige gewesen ist. Aber das Meiste bleibt Ihnen selbst überlassen. Die Ehre, wenn sie grosse Poeten, oder Redner werden, ist Ihre allein. Ich kann nichts gethan haben, als daß ich Ihnen die Bahn gewiesen, die Sie betreten sollen; daß ich Ihnen gezeigt, wie Sie lesen, was Sie lesen, wie Sie arbeiten und beurtheilen sollen. Der Fleiß der Anwendung und Uebung ist Ihre. Doch dieser Fleiß ist eine Beschäftigung, die sich nicht auf ein Collegium, nicht auf ein kurzes Jahr, einschränken läßt. Ich sehe Sie durch Ihr ganzes Leben glücklich darinnen fortfahren; und wie zufrieden würde ich meine Vorlesungen schliessen, wenn ich wüßte, daß ich ihnen so sehr genützt hätte, als es meine Absicht gewesen ist! Wenigstens hoffe ich, daß ich Sie in dem Vorsatze bestärkt haben werde, Ihr Genie nie anders, als zur Ehre der Wahrheit, zu einem unschuldigen und nützlichen Vergnügen, zur Ausbreitung des guten Geschmacks und guter Sitten anzuwenden. Ich kann mir nichts schrecklichers vorstellen, als einen witzigen Scribenten, der auf seinem Todbette alles das Unheil, das Ver-

Digitized by Google

Verderben der Gemüther überſieht, das ſeine dem Inhalte nach unerlaubten, und der Schreibart nach, vortrefflichen Schriften, itzt und in vielen Jahrhunderten noch ſtiften werden. Und wie glücklich muß der Autor ſeyn, der am Ende ſeiner Tage den ſeligen Gedanken mit in die Ewigkeit nehmen kann, daß er noch Jahrhunderte hindurch der Unterricht und das Vergnügen der Welt ſeyn wird! Diejenigen, meine Herren, welche die Gaben zum Schreiben nicht von der Natur empfangen haben, müſſen ſich beruhigen, daß ſie andre mit Geſchmack leſen, beurtheilen, und alſo nützen können. Sie müſſen ſich damit tröſten, daß man ein nützlicher und rechtſchaffner Mann ſeyn kann, wenn man gleich kein Redner oder Poet iſt; daß es eine gröſſere Ehre iſt, eine Sache, die man nicht von uns fodert, nicht zu thun, als ſie mittelmäßig zu thun; daß die Welt nur wenig groſſe Geiſter, aber deſto mehr von der mittlern Gattung nöthig hat. Sind wir zur Beredtſamkeit von Natur geſchickt: ſo wollen wir nie vergeſſen, daß ein groſſer Redner ſich auch eine groſſe Gelehrſamkeit erwerben, täglich ſeinen Verſtand mit Wahrheit nähren, die Welt und das menſchliche Herz ſorgfältig ſtudiren, daß er bald durch Leſen, bald durch Schreiben ſeinen Geiſt üben muß. Haben wir ein Naturell zur Poeſie, ſo wollen wir uns täglich ſagen, daß ein Poet ohne Wiſſenſchaft

nie groß werden wird; daß er eben so wohl, als ein Redner, die Philosophie wohl fassen, und sich mit tausend nützlichen Kenntnissen aus der Natur bereichern muß, wenn er seinem Genie abhelfen will. Die Wollust der Poesie zieht uns gar zu leicht von dem Fleiße ab, den wir andern Arbeiten schuldig sind; um desto mehr müssen wir über unsere Neigung wachen, und bedenken, daß wir nicht ewig Poeten seyn können, wenn wir auch wollten; daß es wenig ist, ein schöner Scribent zu seyn; daß man auch ein Mann für Geschäfte, für den Umgang, ein Freund, ein rechtschaffner Mann seyn und durch ein edles Herz eben sowohl seine Sitten, als seine Gedichte, lehrreich und angenehm machen muß. Und wir viele sind unglücklich geworden, weil sie mit Gewalt Poeten seyn wollten!

Endlich nehmen sie noch den Dank von mir an, den ich Ihnen für Ihre zeitherige Aufmerksamkeit schuldig bin. Geben Sie mir ferner Gelegenheit, Ihre Gewogenheit und Ihr Vertrauen verdienen zu können, und leben Sie wohl!

Von

Digitized by Google

Digitized by Google

Von den

Troſtgründen

wider ein ſieches Leben.

Ich halte es nicht für unnöthig, meinen Leſern zu ſagen, ehe ich mit ihnen von den Troſtgründen wider ein ſieches Leben rede, daß ich ſelber mit dieſem Uebel ſeit verſchiedenen Jahren beſchweret bin. Es iſt wahr, daß ich deßwegen nicht gründlicher, deutlicher und ordentlicher von dieſen Gründen handeln werde, als ein anderer; aber vielleicht kann man kräftiger und nachdrücklicher von einer Sache ſprechen, wenn man ſie ſelber empfunden hat. Es giebt eine gewiſſe Beredtſamkeit des Herzens, die nicht ſo wohl durch den Verſtand erzeugt, als durch die innerliche Empfindung unterſtützet wird. Sie erwecket die Aufmerkſamkeit und das Vertrauen des Andern. Und wie viel hat derjenige nicht gewonnen, der ſeine Leſer in dieſe Gemüthsverfaſſung ſetzen kann! Sie werden die Wahrheit noch einmal ſo begierig annehmen, als ſie nicht thun würden, wenn er ſie gleich durch die be-

Digitized by Google

redteſte und tiefſinnigſte Abhandlung in Erſtaunen und Bewunderung geſetzet hätte. Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat: ſo muß es denen Kranken, die man beruhigen will, lieber ſeyn, den zu hören, dem die Erfahrung und innerliche Ueberzeugung zu Hülfe kömmt, als einen, der dieſen Vortheil entbehrt. Wie glücklich will ich mich ſchätzen, wenn ich meinen ſiechen Mitgeſellen die Laſt, unter der ſie ſeufzen, durch dieſe Schrift in etwas erleichtere! Dieſe Abſicht hoffe ich um deſto eher zu erreichen; je weniger ich durch dieſe Blätter nach dem Ruhme des Witzes und der Gelehrſamkeit ſtrebe, der uns oft verführt, mehr für das, was gefällt, als für das Wahre und Nützliche bey unſerm Unterrichte zu ſorgen. Ich ſelber will mich mit befriedigen, indem ich andere zu beruhigen ſuche, und eben dieſe Bemühung ſoll mir zu einem neuen Troſtgrunde bey ſiechen Stunden dienen.

Wir ſagen meiſtentheils, daß derjenige ein ſieches Leben führe, der mit gewiſſen Plagen des Körpers beläſtiget iſt, die ihn nie ganz verlaſſen, oder doch ſelten von ihm weichen; der viele Jahre, oder die gröſſte, oder die ganze Zeit ſeines Lebens mehr krank, als geſund iſt. Da eine Krankheit an und für ſich ſchmerzhafter iſt, als die andere; da ſie hier länger anhält

hält; als dort; hier öfter kömmt, dort geschwinder weicht; bey diesem mehr Theile angreift, als bey dem andern; hier mehr die Kräfte des Leibes, dort zugleich die Kräfte des Gemüths schwächt; dem einen fast alles Vergnügen des menschlichen Lebens raubt; dem andern noch gute Stunden gönnt; kurz, da sich sowohl bey den Krankheiten, als bey den äusserlichen Umständen derselben eine grosse Ungleichheit findet: so scheinet es, daß man so viele besondere Trostgründe aufsuchen müßte, als siechе Menschen sind. Allein wenn auch diese Mühe nicht unmöglich wäre: so ist sie doch nicht nöthig. Alle, die ein solches Leben führen, lassen sich bey ihrer grossen Ungleichheit doch darinn mit einander vereinen, daß sie ihren Zustand für ein Uebel halten, und sich die Befreyung von demselben wünschen. In so weit kann man einerley Mittel für sie alle brauchen. Alles, was daraus folget, ist, daß es bey dem einen mehr oder weniger, geschwinder oder langsamer wirken wird. Nachdem der Trost mehr oder weniger Widerstand finden wird, nachdem wird er mehr oder weniger ausrichten. Bey allen muß er doch die Kraft haben, sie größtentheils zu überwinden, die Hindernisse mögen so stark seyn, wie sie wollen, wenn er anders ein vollständiges Mittel seyn soll.

Es

Es giebt einen andern Unterſcheid bey den ſiechen Tagen der Menſchen, der mehr zu ſagen, und einen gröſſern Einfluß in die Troſtgründe hat. Das Uebel eines ſiechen Lebens hat verſchiedene Quellen. Es kann entweder eine Schuld der Natur, oder ein beſonderes Verhängniß von GOtt ſeyn; oder es kann von unſern oder von den freyen Handlungen andrer herrühren. Oder es kann endlich in Anſehung unſerer Gewißheit eine unbekannte Quelle haben, das heißt, wir können nicht wiſſen, wem wir es eigentlich zuſchreiben ſollen.

Man ſieht leicht, daß vier Perſonen, die aus vier verſchiedenen Urſachen ſich mit einem ſiechen Körper tragen, nicht aus einem und eben demſelben Grunde ſich aufrichten können. Welcher Unterſcheid herrſcht nicht bloß unter denenjenigen, die ſich ſelber für die Vermüſter ihrer Geſundheit halten müſſen! Bald können wir aus Schwachheit des Verſtandes, bald aus Uebereilung, bald durch vielen Fleiß in Geſchäften, bald durch einen plötzlich erregten Affekt, bald durch flüchtige Laſter, bald durch lange Unordnung und anhaltende Thorheit uns einen ſiechen Körper zugezogen haben. Wie viele haben ſich nicht durch eine gut gemeynte Arzney, durch einen unvorſichtigen Trunk, durch einen plötzli-

chen

Digitized by Google

chen Zorn, durch eine ungeſtümme Rachſucht um die Geſundheit gebracht! Wird ſich nicht von dieſen immer einer leichter, oder ſchwerer, tröſten können, als der andere?

Wer ſich alſo bey einem ſiechen Leben mit Nachdruck tröſten will, der muß genau unterſuchen, wem er dieſes Uebel zuzuſchreiben habe. Ein Menſch, der durch allerhand Ausſchweifungen ſein eigener Peiniger geworden iſt, bey dem die Laſter ein quälendes Gift in ſeinen Säften zurück gelaſſen haben, und der aus Betrug des Herzens ſein Elend zu einer göttlichen Schickung macht, wird durch dieſe Vorſtellung niemals recht ruhig werden. Es wird ſich ſtets ein heimlicher Widerſpruch in ihm regen, der dem Troſtgrunde, daß ihm GOtt aus heiligen Urſachen die Laſt aufgeleget habe, ſeine Kraft rauben wird. Er wird zu gewiſſen Stunden glauben, daß er getroſt ſey, und er wird in kurzer Zeit, wenn ſein Gewiſſen zu reden anfängt, eine Unruhe des Geiſtes fühlen, die gar nicht weichen will, ſo ſehr er ſie ſich auch durch den Gedanken von dem göttlichen Verhängniſſe zu vertreiben ſucht. So viel als ein balſamiſches Pflaſter auf einer gereinigten Wunde nützen wird; ſo wenig wird es da helfen, wo die Fäulniß durch ſcharfe Mittel noch nicht gehoben

Digitized by Google

ben iſt. Wer aus natürlicher Schwermuth und Furchtſamkeit die Leiden ſeines Körpers für ſelbſtgemachte Plagen und für den Lohn ſeiner Thorheit anſieht, da es doch Folgen der Beſchaffenheit ſeiner ſchwachen Natur, oder göttliche Schickungen ſind, der wird die Bangigkeit ſeiner Seele eben ſo wenig beſtreiten, als ein Menſch, der durch ſein wallendes Blut in eine furchtſame Einbildung im Schlafe geräth, und doch glaubt, daß er von böſen Geiſtern beunruhiget werde.

Indeſſen muß ich geſtehen, daß der Rath, die Quellen ſeines ſiechen Lebens wohl zu unterſuchen, gar nicht ſo leicht iſt, als es ſcheint. Oft ſteht uns die Unmöglichkeit, oft die Eigenliebe im Wege, wenn wir auf den Grund unſerer ſiechen Tage zurück gehen wollen. Und eben die Ungewißheit, daß wir nicht einſehen können, ob unſere Schmerzen Früchte unſerer eigenen Thorheit und Bosheit, oder Wirkungen der natürlichen Geburt, oder heilſame Plagen von GOtt, oder die Schulden andrer Menſchen ſind; eben dieſe Ungewißheit ſchlägt uns oft am meiſten nieder. Wie bald würde der traurige Phi-let, der ſich kaum zu laſſen weiß, dahin gebracht werden, ſein Leiden geduldig zu ertragen, wenn man ihm zeigen könnte, daß es ihm GOtt oder

Digitized by Google

oder die Geburt aufgelegt habe, und daß er ohne Schuld sey! Wie bald würde Charinus, der die Güte GOttes und seine harte Plagen des Leibes nicht mit einander vereinigen kann, vieles von seinem Unmuthe fallen lassen, wenn er überführt werden könnte, daß nicht sowohl die göttliche Fügung, als er selbst die Ursache seiner Schmerzen sey! Allein es ist in vielen und vielleicht in den meisten Fällen schwer auszumachen, ob unsere Siechheit ein durch unsere Schuld verursachtes Uebel, oder ein von GOtt verordnetes oder verhängtes Elend sey. Chremes genießt bis in sein zwanzigstes Jahr einer guten Gesundheit. Von dieser Zeit an wird er mit schmerzhaften Zufällen geplagt, welche sich mit den Jahren immer fester setzen, und ihn, seiner Vorsorge und strengen Lebensart ungeachtet, zu einem lebendigen Gerippe machen. Er gestehet, daß er in seinen jungen Jahren verschiedene Ausschweifungen im Trunke, oder in der Wollust begangen habe. Allein, fährt er fort, mein Vater war auch siech. Woher weiß ich, ob ich mein Uebel nicht vielmehr durch das Blut geerbet, als mir durch meine Thorheiten zugezogen habe. Mein Freund, Portius, der zehn Jahre älter ist, als ich bin, und wohl zwanzig Jahre der Trunkenheit und der Wollust ergeben gewesen; fühlet so wenig eine Abnahme an seinen Kräften,

Digitized by Google

Kräften, daß er ſich vielmehr recht wohl befindet. Und ich ſoll durch etliche Ausſchweifungen mich um den Beſitz der Geſundheit gebracht haben? Es kann ſeyn; aber wo weiß ichs? Es iſt wahrſcheinlich; aber iſt das Gegentheil nicht auch wahrſcheinlich? Kann ich nicht die Schuld der Natur an meinem Leibe tragen? Cleon iſt von Jugend auf ſiech geweſen; aber mit den Jahren wächst das Uebel. Er hat einen ordentlichen Wandel geführt. Allein er erinnert ſich doch verſchiedener Thorheiten und Schwachheiten. Und wer iſt ſo rein, daß ihm ſein Gewiſſen keine offenbaren Vergehungen vorrücken ſollte? Cleon fragt nicht nach dem Urſprunge ſeines Elendes. Er will nur wiſſen, ob er es nicht durch dieſe oder jene That vermehret habe, oder noch vermehre. Er ſieht auf der einen Seite tauſend Urſachen, die wider unſre Schuld eine eingewurzelte Krankheit vergröſſern. Auf der andern Seite ſieht er ſeine eigenen Thorheiten. Auch dieſe können das ihrige beygetragen haben.

Wäre es nicht ſtets unmöglich, hinter die wahre Urſachen zu kommen: ſo macht doch unſere Eigenliebe dem Verſtande tauſend Blendwerke vor, durch welche er nicht durchdringen kann. Keiner will gern die ganze Urſache ſeines Unglücks ſeyn. Iſt er ſehr heilig, ſo will er nur einen

Digitized by Google

einen Theil der Schuld tragen. Einem andern fällt dieses schon schwer. Und so gern als wir alle glücklich seyn wollen, eben so gern wollen wir auch, wenn wir leiden, unschuldig leiden. Dieses Verlangen macht uns erstlich sinnreich, durch allerhand Ausflüchte die Schuld von uns abzulehnen, und zugleich macht es uns blind, die Ursache zu sehen, die wir nicht gern sehen wollen. Kurz, wir bleiben bey einer aufrichtigen Prüfung entweder noch ungewiß, und dieß ist schon Elend genug. Oder wir versehen uns, und halten unvermeidliche Uebel für solche, die wir uns verursachet haben. Dieses vermehret ohne Noth unsere Traurigkeit. Oder wir klagen GOtt und die Natur an, wo wir uns beschuldigen sollten, und stärken durch diese Klagen unsern Unmuth. Oder wir richten uns mit der göttlichen Schickung auf, und fühlen doch, weil wir selbst Schuld sind, nie eine wahre Beruhigung. So wahr dieses und jenes ist, um desto mehr müssen wir sorgfältig den Grund des Verlusts unserer Gesundheit untersuchen. So schwer es ist, so folgt doch nichts daraus, als daß wir desto behutsamer bey dieser Prüfung verfahren müssen. So wenig als wir endlich allemal zu einer völligen Gewißheit kommen werden; so viel gewinnen wir doch, wenn wir wissen, daß wir uns alle Mühe gegeben haben,

sie

Digitized by Google

ſie zu erlangen. In dieſem Falle kann die Ungewißheit ein Glück für uns werden. Vielleicht ſind wir die einzige Urſache unſers ungeſunden Lebens. Säben wir dieſes gewiß ein, ſo würden wir aus natürlicher Gemüthsbeſchaffenheit oft gar nicht getröſtet werden können. Die Vorſicht hat unſtreitig aus groſſer Güte viele Urſachen unſers Unglücks mit einem Vorhange umzogen, weil viele den Anblick derſelben gar nicht zu ertragen fähig ſeyn würden. Ob nun gleich die meiſten ſiechen Menſchen nicht mit vollkommener Gewißheit die Urſachen ihrer Schmerzen entdecken werden: ſo darf ſie doch dieſes gar nicht abhalten, gar keinen Ausſpruch zu thun. Wo wir zu keiner völligen Gewißheit gelangen können, da iſt die Wahrſcheinlichkeit ſo gut, als die ausgemachte Wahrheit. Damon, der zehn, oder noch mehr Jahre ſehr unmäßig gelebet, und ſeiner Natur ſchon in ihrer Blüte alles das abgedrungen hat, was ſie kaum leiſtet, wenn ſie reif iſt; dieſer Damon zweifelt, wem er ſeine erſchöpften Kräfte, ſeine vertrocknete Lebensgeiſter, ſeinen Kampf in den Gefäſſen des Leibes zuſchreiben ſoll. Und was hält ihn ab, daß er ſich und ſeine begangene Laſter nicht zur Urſache davon macht? Eine ſchwere Krankheit, die er in ſeinem achten Jahre ausgeſtanden; ein Fall von einem Baume, den er in ſeinem zehnten Jahre gethan. Wer weiß,

Digitized by Google

weiß, sagt er, was jene langwierige Krankheit für ein schleichendes Gift in mir zurück gelassen hat, das itzt erst anfängt zu wirken! Wer weiß, was der hohe Fall in dem Baue der zarten Nerven verletzet hat, daß mein Körper nunmehr so sichtbar untergehet! Damon hat nicht Ursache länger ungewiß zu bleiben. Seine Krankheit, sein Fall in der Jugend sind entfernte Ursachen. Man kann ohne diese Dinge durch bloße Unmäßigkeit sich schon in das siechste Leben stürzen. Warum will er also nicht glauben, daß er sein eigener Verderber gewesen sey? Oder woher kann er vermuthen, daß sein Leib nicht weit dauerhafter gewesen seyn würde, wenn er ihn durch anhaltende Ausschweifungen nicht selbst verwüstet hätte? Gesetzt, er wäre, wenn er auch vernünftig gelebt hätte, mit dem Anwachse der Jahre eben so siech geworden; gesetzt, seine Laster wären nicht Schuld: so hat er doch nur eine Möglichkeit vor sich. Diese kann ihn, wenn er vernünftig ist, nicht verbindern, einer Wahrscheinlichkeit Gehör zu geben. Und so gewiß es auch in den Augen GOttes seyn möchte, daß sein Fall von dem Baume ihn siech gemacht: so wird er doch in seinem Herzen nie ruhig werden können, wenn er nicht glaubt, daß er durch seine Ausschweifungen sich selber entkräftet habe.

Wir

Wir können nunmehr das Geſchlecht der Siechen in zwo Hauptlinien theilen. In der einen ſtehen diejenigen, die es gewiß oder doch wahrſcheinlich wiſſen, daß ſie Schuld an ihrem Leiden ſind, oder nicht. In der andern diejenigen, die es weder gewiß, noch mit zulänglicher Vermuthung wiſſen können. Beyde Arten trennen ſich im Anfange auf dem Wege zu ihrem Troſte, und beyde kommen doch endlich wieder zuſammen. Wir glauben durch dieſe Erinnerungen uns die Bahn zu der Anzahl der Troſtgründe geöffnet zu haben. Man kann, wenn man alle, die ſiech ſind, aus einem gewiſſen Geſichtspuncte betrachtet, ſagen, daß es nur Einen Troſtgrund für ſie alle giebt. Und man redt ſehr wahr. Man kann aber auch ſagen, daß es zwo Gattungen der Troſtgründe, ja daß es ſo viele Arten deſſelben giebt, als Perſonen ſind, und man redt nicht unrecht.

Allein, was heißt tröſten? Was iſt ein wahrer Troſtgrund? Vielen wird dieſe Frage unnöthig ſcheinen. Man glaubt, daß man gewiſſe Wörter ſehr wohl verſtehe, weil man ſie täglich im Munde hat. Und es ſind doch oft in ihrer Bedeutung keine ungewiſſer, als diejenigen, deren ſich alle bedienen. Wie uneinig würden die Beſchreibungen ausſehen, wenn man

zehn

Digitized by Google

zehn Personen sagen liesse, was trösten heisse; was Trostgründe wären. So viel ist gewiss. Keiner von denen, welche einen trösten wollen, will eigentlich die Schmerzen des Leibes stillen, sondern nur des Geistes, die aus jenen entstehen. Will man nun sagen, trösten heisse die Schmerzen der Seele vertreiben, oder lindern, die aus dem Leiden des Leibes bey einem siechen Menschen entspringen: so fragt sichs nur, wie man diese verringern oder heben kann, wenn man jene nicht vermindert oder wegschafft. Gleichwohl muss trösten, wenn es etwas heissen soll, eben dieses bedeuten. Und wir sehen kein Mittel dazu, als die Vorstellungen, und die Kraft gewisser Wahrheiten. Wenn die Unruhe der Seele nur in gewissen Vorstellungen des Geistes bestünde: so liesse sichs leicht begreifen, wie eine Vorstellung durch die andre könnte vermindert werden. Allein diese Unruhe ist mit einer Empfindung verknüpft. Und wie wird sie durch eine blosse Vorstellung des Verstandes können unterdrückt werden? Orgon ist zum Exempel lange Zeit mit heftigen Steinschmerzen geplagt. Seine Seele leidet mit, weil sein Körper leidet. Der andre, der seinen körperlichen Schmerzen nicht wehren kann, will doch die Bangigkeit seiner Seelen lindern. Er will ihn trösten, und zwar durch die Vorstellung einer Wahrheit. Er sagt ihm in der

stoischen Sprache, daß die Schmerzen des Leibes kein Uebel wären, und daß der Besitz des wahren Gutes nur in der Tugend bestünde. Wer diese hätte, der wäre von allem Uebel frey. Ich will annehmen, daß Orgon diesen Satz glaubt. Was wird entstehen? Sein Verstand sagt ihm, daß er nicht unglücklich ist, und seine Empfindung behauptet, daß ers ist. Er will die trüben Wolken seines Geistes durch das Licht der Wahrheit brechen, und es steigen aus seiner Empfindung stets neue auf. Er will es gern glauben, daß er nicht elend ist, und er wird doch genöthiget, es für wahr zu halten. Was hilft mirs, daß man mir sagt, der Schmerz ist kein Uebel? Hört deswegen mein Gefühl auf? Wenn also durch die bloße Vorstellung in Gedanken kein Schmerz, den ich wirklich fühle, aufgehoben oder gelindert werden kann: so ist kein Weg des Trostes übrig, als daß ich Empfindungen mit Empfindungen vermindere oder vertreibe. Das heißt, wenn ich meinem Verstande nicht solche Wahrheiten vorhalten kann, die eine angenehme Empfindung in meiner Seele wirken: so werde ich ihren gegenwärtigen Schmerz nie vermindern. Irre ich nicht, so ist dieses die wahre Gestalt des Trostes. Die Erfahrung mag Zeuge seyn. Philemon hat tausend Thaler verloren. Er hält dieses Geld für ein nothwendiges Stück seiner Zufriedenheit. Man sage ihm noch so viel

Digitized by Google

viel von der Nichtigkeit der sinnlichen Güter vor. Man zeige ihm sonnenklar, daß sie nicht glücklich machen. Wird man ihn dadurch beruhigen? Er entbehrt mit diesem Gelde vieles von seinem Vergnügen, von seiner Bequemlichkeit. Dieser Verlust kränkt seine Begierde glücklich zu seyn, und verursacht ihm unangenehme Empfindungen, die nicht aus bloßen Vorstellungen, sondern aus einem wirklichen Verluste herrühren. Wie kann nun die Betrachtung von der Eitelkeit der Güter den Mangel des Vergnügens und der Bequemlichkeit ersetzen, worinnen Philemon sein Glück sucht? Man mache ihm hingegen Hoffnung, daß er die verlohrnen tausend Thaler zweymal, oder daß er wenigstens eben soviel bald wieder gewinnen werde, so wird er sich leicht zufrieden geben. Und woher dieses? Man hat Empfindung mit Empfindung bestritten. Die Vorstellung, daß er gewinnen würde, blieb nicht bloß im Verstande, sie drang in das Herz. Die Einbildung zeigte ihm alle die Vortheile so lebendig, daß er das Vergnügen der Hoffnung schmecken mußte. Auf diese Art bestritt ein wirkliches Vergnügen ein wirkliches Misvergnügen. Der Kranke, dem die Natur den Besitz der Gesundheit nicht gegönnet hat, weiß heute die Traurigkeit seines Geistes nicht länger zu unterdrücken. Sein Freund

will ihn mit dem Trostgrunde der unvermeidlichen Nothwendigkeit aufrichten. Sie, spricht er, helfen sich nicht durch ihren Unmuth. Sie vermehren nur die Schmerzen des Leidens dadurch. Fassen sie sich in Geduld. Es ist nicht zu ändern. Diese Welt ist die beste. Gott hat sie einmal so geordnet, und was er macht, ist gut, und kann nicht geändert werden. Die Welt, sollte sie das seyn, was sie ist, konnte ohne sechs Menschen nicht seyn. Was wird der arme Kranke für eine Beruhigung daraus ziehen können, daß sein Uebel ein unvermeidliches Elend ist? Leidet den weniger, der da weiß, daß er leiden muß? Man überführe ihn hingegen, daß ihm Gott in kurzer Zeit eine dauerhafte Gesundheit geben wird: so wird er die grösten Schmerzen mit einer gewissen Freudigkeit des Geistes ertragen. Das Gefühl der Hofnung macht den Geist munter, und der Schmerz des Leibes kann den ganzen Raum der Seele, daß ich so rede, nicht mehr einnehmen, weil eine Seite davon mit dem Vergnügen einer lebendigen Hofnung angefüllet ist. Man nehme tausend Exempel zu Hülfe, so wird sich bey allen zeigen lassen, daß derjenige am sichersten und kräftigsten tröstet, der die sicherste und stärkste Hoffnung erwecken kann. Und zwar, daher, weil die Hofnung allezeit mit einem gegenwärtigen Vergnügen verknüpft ist. Trösten wird also

Digitized by Google

überhaupt so viel seyn, als eine lebhafte Hoffnung in dem Herzen des Elenden erweken, daß er noch glücklich werden wird. Wenn dieses seine Richtigkeit hat: so wird sichs von selber geben, daß dieses die besten Trostgründe sind, die uns die stärkste und meiste Hofnung glücklich zu werden einflößen. Es kömmt hier auf zweyerley an. Die Hoffnung muß lebendig auf eine unfehlbare Gewißheit gegründet seyn; sonst wird sie keine Empfindung des Vergnügens wirken können. Das Glück, das sie mir verspricht, muß entweder eben das seyn, was ich mir wünsche, und was ich entbehre, oder es muß gar noch gröſſer seyn. Alle diejenigen Trostgründe, die zu diesem Zwecke nicht geschicht sind, verdienen den Nahmen der Tröstungen nicht. Es wird sich nunmehr leicht ausgen lassen, daß die Religion allein die wahren und besten Trogründe in den Händen hat. Alle Vernunft, alle Philosophie erreicht das Gröſſe und Erhabne nicht, womit uns die Religion aufrichtet.

Indem ich dieses behaupte: so sehe ich verschiedene Gattungen von Widersachern wider mich aufstehen. Einige, denen alles verächtlich und zuwider ist, was aus der Religion kömmt, werden diesen Satz für unrichtig, und mich für einen frommen Schwätzer halten. Andre, welche die

Religion eben nicht hassen, aber auch zugleich die Vernunft nicht sowohl wegen ihrer Stärke lieben, sondern weil sie unserm Stolze zu Hülfe kommt, werfen mir vorwerfen, daß ich die Religion auf Kosten der Vernunft erhöhe. Andre, welche die Religion aus gutem Herzen, aus einer geheiligten Ehrfurcht, die oft mehr von der Erziehung, als von der Ueberzeugung herkömmt, gern bey ihrer Hoheit lassen, werden mir sagen, daß sie die Kraft derselben, uns zu trösten, nicht läugneten, aber daß sie so unglücklich wären, sie niebt zu fühlen.

Ich will diesen dreyen so gut antworten, als es ihre Einwürfe verdienen. Derjenige, der die Religion entweder aus Mangel der Einsicht, oder aus Begierde sich alles zu erlauben, für nichts göttliches hält, kann unmöglich mit der Meinung zufrieden seyn, daß ihre Wahrheiten am geschicktesten seyn, einen siechen Menschen aufzurichten. Er lacht über unsern Unverstand, und heißt uns blödsinnig, wenn er auf die Beweise für die Wahrheit der Religion geführet wird. Ich schmeichle mir gar nicht, daß ich solche starke Geister überführen werde. Ich bitte sie nur, mir zu sagen, was in der Art, sich durch die Religion zu trösten, Unvernünftiges enthalten ist.

Mentor

Mentor mag sein Elend erzählen, und sich nach den Grundsätzen der Religion trösten. Sie sollen zuhören und urtheilen, wider welch Gesetz der Vernunft er verstößt.

Ich bin, fängt Mentor an, seit zehen Jahren eines der elendesten Geschöpfe, wenn ich auf meinen Körper, und auf die gegenwärtige Welt sehe. Mein Leben scheint nichts, als ein beständiger Schmerz zu seyn, der nur darum zuweilen durch einige Vergnügungen unterbrochen wird, damit ich ihn desto peinlicher fühlen soll. Diese Stunde bin ich gesund und schöpfe neue Hoffnung zu meiner Genesung. Kaum habe ich etwas Speise oder Trank zu mir genommen; kaum habe ich einen Mund voll frischer Luft geschöpft; kaum habe ich mich etwas bewegen wollen: so fühle ich schon die entsetzlichste Bangigkeit. Ich ringe mit dem Athem, und jeder Zug, den ich mit der größten Beklemmung wage, macht den folgenden immer beschwerlicher. Ich fürchte zu sterben, und sterbe auf diese Art ganze halbe Tage, und was noch betrübter ist, ganze Nächte. Alle Hülfsmittel sind zu nichts geschickt, als meinem Uebel, wenn es da ist, nur mehr Nahrung zu geben, oder ich bin wegen der Erstickung ungeschickt, mich ihrer zu bedienen. Mein Uebel verläßt mich von neuem einige Stunden, oder es

ange Tage. Aber ich fühle doch seine Gegenwart noch immer. Die Trägheit meines Geistes, die Last meiner erstorbenen Glieder zeigt mir meine Plage von ferne. Ich will mich erholen. Doch, o Gott, was helfen mir die Vergnügungen des Lebens! Man bringt mir eine erquickende Speise, und ich zittre dabey, als ob es ein zubereitetes Gift wäre. Ich fürchte, daß nach dem Genusse derselben neue Plagen entstehen werden. Die Einbildung vergrössert meine Furcht, und die Erfahrung stärkt meine Einbildung. Ich will die Düsterheit meines Gemüths zerstreuen. Ich lasse zween gute Freunde rufen. Ihre Aufrichtigkeit scheint mich zu vergnügen, und in eben dem Augenblicke beleidiget sie mich. Ein erlaubter Scherz, den der andere vorbringt, mißfällt mir, nicht deswegen, weil er nicht witzig und artig war, nein, weil ich nicht mehr im Stande bin, eben dergleichen Scherz zu sagen, oder weil mein unmuthsvoller Geist eben so wenig die Kraft eines sinnreichen Gedankens vertragen kan, als mein Magen die Nahrung einer stärkenden Speise. Kurz, ich wünsche, daß mich meine Freunde verlassen mögen. Und ich mag hinsehen, wo ich will, so sehe ich nichts, als neuen Vorrath zur Betrübniß. Entweder ich kann die meisten Güter dieses Lebens nicht geniessen, oder ich geniesse sie mit lauter fürchterlichen Vorstellungen, oder ich bezahle ein kleines und kurzes Vergnü-

gnügen meistens mit der Reue und den Schmerzen des Leibes von vielen Stunden. Rührt mich wohl die Ehre? Vergnügt mich der Reichthum? Reizt mich die Liebe? Der Freund, die Gattinn, die zahlreiche Gesellschaft, ein wohlgeschriebnes Buch, ein Scherz, ein Spiel, eine gute Musik, eine schöne Gegend, ein künstliches Gemälde, die beste Mahlzeit, das geistige Getränke, die Einsamkeit, das traurige Glücke der Elenden, alles ist mir entweder zur Last, oder hat gar keine, oder doch nur halbe und betrübte Annehmlichkeiten für mich. Der Mangel meiner Gesundheit macht sie für mich unbrauchbar. So lange man mir diese nicht wiedergeben kan: so sehe ich alle das übrige, als ein Gut an, das mich von meinem Unglücke nur destomehr überzeugen soll. Und was habe ich denn, nach so vielen Jahren für Hoffnung zur Genesung übrig? Wodurch soll mein erstorbner Körper wieder aufleben? Der Arzt weist mich zur Geduld, und verbeut mir aus Sorge für meine Erhaltung so gar meinen letzten Trost, das Denken und Nachsinnen. Bin ich nicht der unglücklichste Mensch? Man biete mir die ganze Welt an. Werde ich nicht elender, je mehr ich das habe, was ich nicht brauchen kann? Und ich entbehre nicht allein das Vergnügen des Lebens. Nein, ich leide zugleich die gröstem Schmerzen, und sehe keine Hülfe. Womit soll ich mich aufrichten? Damit, daß ich ein Uebel

des Leibes für kein wahres Uebel halte? Welche Einbildung! Vielleicht damit, daß ich mir vorstelle, daß mein und der ganzen Welt ihr Schicksal etwas unumgänglich nothwendiges ist? Wird mein Elend leichter, weil es nothwendig ist? Warum müßte denn ich unglücklich seyn, und warum wurden andere glücklich? Soll ich mich vielleicht damit trösten, daß es noch unglückseeligere Geschöpfe giebt, als ich bin? Elender Trost! Hört mein Verlangen, die Gesundheit zu besitzen, darum auf, weil andre noch ungesunder sind, als ich? Dienet dieses nicht vielmehr zu neuer Furcht? Kann nicht also mein eigner Schmerz noch gröſſer werden, weil es noch gröſsere Schmerzen giebt? Geduld! ruft man mir zu. Durch Geduld und Standhaftigkeit vermindert man sein Leiden. Und wie erlange ich diese Geduld, wider die alles in mir und auſſer mir streitet? Kömmt es wohl auf meinen Willen an? Und was hilft mir denn ein Mittel, das ich nicht brauchen, oder erlangen kann? Sey gutes Muths, läſst sich ein anderer hören. Das Schicksal legt dem am meisten auf, der geschickter ist, als andere, vieles zu ertragen. Bedenke deine Gröſse, und tröste dich damit, daß du gröſser, als andere bist. Welche Ehre, die sich mein Herz gar nicht wünscht! Soll ich deswegen mein Leiden hochachten, weil es andre nicht würden ertragen

tragen können? Ich frage nach der Quelle meines Unglücks; und man zeigt mir ein unerbittliches und unveränderliches Schicksal. Welcher fürchterliche Anblick, der geschickt ist, uns vollends in Verzweiflung zu stürzen! Ich suche Linderung; und man weist mir Personen, die noch elender als ich sind. Welch ein grausamer Trost! Ich wollte eben wissen, wie mir zu helfen wäre; und man zeigt mir, daß mir nicht kann geholfen werden. Man nennt mir die Geduld, als das einzige Arzneymittel. Ich suche es, und kann seiner nicht mächtig werden. Welche elende Hülfe! Bin ich nicht eben so unglücklich, als wenn keines vorhanden wäre? Stillt sich mein Durst, wenn man mir sagt, daß es in jenem Brunnen eine kühle Quelle giebt, welche doch für mich verschlossen ist? Ich will ruhig werden! Man sagt mir, daß ein weiser, ein tugendhafter Mann glücklich sey, es möge ihm gehen, wie es wolle. Dein Körper geht dich nicht selber an. Die Gesundheit ist ein Gut ausser dir. Die wahren Güter bestehen in deiner Seele. Diese können dir durch ein siechtes Leben von tausend Jahren nicht genommen werden. Und gleichwohl ist dieser Körper so unzertrennlich mit meiner Seele verknüpft, daß diese alles fühlt, was in ihm vorgeht. Und ich kann dieses Band nicht aufheben. Ist es denn für meine Seele nicht besser,

wenn mein Körper geſund iſt? Wünſcht und verlangt ſie dieſes nicht? Und wie kann ich ein Verlangen ausrotten, das zu meiner Natur gehört? Aber du würdeſt die Vollkommenheit deines Geiſtes nicht ſo hoch bringen, wenn du nicht in ſolchen Umſtänden wäreſt. Du würdeſt nicht die edle Standhaftigkeit, die göttliche Hoheit der Seele erlangen, wenn nicht Dinge da wären, die ſie in dir erwecken hülfen. Nehmet dieſe Dinge weg, ſo brauche ich jene Hoheit des Geiſtes nicht. Will man darum jemanden ungeſund machen, daß man ihn lehren kann, wie er eine Arzney dafür ausſinden könnte? Ich will gelaſſen werden. Man zeigt mir meine Feindinn. Deine Einbildung, ſagt man, vergröſſert dein Unglück. Sie ſtellt dir dein Uebel ehe vor, als es zugegen iſt, und quält dich mit der Furcht. Sie ſtellt dir dein Unglück gröſſer vor, als es iſt, und bringt dich vollends um alle Gelaſſenheit. Was nützt mir dieſer Rath? Ein groſſer Theil meines Uebels ſoll in meiner Einbildung beſtehen. Wie kann ich dieſes glauben, da ich das Uebel wirklich ſo groß fühle, als ich mirs vorſtelle? Und gut, ich will es glauben, daß meine Einbildung die Schmerzen vergröſſert. Ich will ſie unterdrücken; aber ich kann es nicht. Sie wächſt mit meinem Uebel, und iſt eine Frucht meiner Krankheit. Bin ich nun glücklicher, weil ich meinen Feind kenne, ohne das Vermögen zu haben, mich ſeiner zu erwehren.

Mentor

Digitized by Google

Mentor hat uns sein Elend beschrieben. Es ist groß, und wir können es nicht läugnen, daß es nicht viele solcher Geplagten giebt. Er hat recht sich zu beklagen: denn wer kann ein Mensch, und doch zugleich ruhig seyn, wenn er das größte und liebste Gut entbehrt, und dafür das größte Uebel zum täglichen Gefährten hat? Er sucht Trost bey der Vernunft, bey den Weisen, und findet immer Einwendungen wider ihre Vorschläge. Er braucht ihre Trostgründe lange Zeit, und findet keine Linderung. Er verläßt den Rath der Vernunft, und fragt die Offenbarung. Er wird ein Schüler der Religion, ohne ein Verächter der Vernunft zu werden. Er stellt sich verschiedene Wahrheiten oft vor, und findet eine gewisse Beruhigung darinnen. Er wiederholet dieses Geschäfte einige Zeit, und führet sich das bey guten Stunden zu Gemüthe, was ihm in den bösen einen Beystand leisten soll. Er kommt immer zu einer lebhaften Ueberzeugung, und schmeckt endlich eine gewisse Beruhigung, die, wie er sagt, ihm sein Leiden versüßen hülfe. Er gesteht, daß er sie nicht immer gleich stark fühle, oder daß sie doch nie ganz von ihm weiche, und daß er sie durch Vorstellungen wieder erwecken könne, wenn sie abgenommen. Er zeigt äusserlich eine grössere Gelassenheit als sonst, und sagt, daß er dieses der Religion zu danken habe. Was habe ich für

Urſache, ein Mißtrauen in ſeine Aufrichtigkeit zu ſetzen? Ich frage ihn, welcher denn die Gründe der Religion wären, mit denen er ſich tröſtete. Er antwortet mir, daß er mir einen Entwurf machen wollte, wie es in ſeinem Verſtande ausſähe, wenn er ſich durch die Religion aufrichtete. Ich ſollte nicht glauben, daß er ſich die Wahrheiten allemal in der Ordnung, und in dem Zuſammenhange vorbiete, wie er mir ſie ſagte. Nein, er dürfte ſich oft nur eines Stücks von ſeinem Lehrgebäude erinnern: ſo ſähe er ſchon die Kraft des ganzen Beweiſes.

Ich habe, fährt er fort, etwan ſo angefangen zu urtheilen. Gott, du biſt das gütigſte, das liebreichſte Weſen, das ſich nur denken läßt. Die Vernunft und die Offenbarung ſagt mirs. Dir kann mit den Schmerzen deiner Geſchöpfe nichts gedienet ſeyn. Du mußt vielmehr ihr Vergnügen, ihr Glück wollen, weil du die Liebe, die Güte, die Großmuth ſelbſt biſt. Dich hält nichts auf, die Schlüſſe deiner Liebe zu vollziehen. Du biſt der Allmächtige, der mit einem Winke die Welt beglücken und vernichten kann. Gleichwohl erdulde ich die gröſten Schmerzen, und mein Leben iſt ſeit ſo vielen Jahren eine Kette von Ungemach und Elend. Du ſiehſt mein Leiden und hilfſt mir nicht. Ich unterſuche mein Herz, und finde den Vorwurf nicht, daß ich mirs

selbst durch Laster zugezogen hätte. Daß ich mich aufrichtig prüfe, Herr, das weist du. Ich schliesse, daß es deine Schickung sey, daß ich so viel dulde. Ich bin zu blöde, alle deine weisen Absichten in ihrem Umfange einzusehen. Allein ich sehe doch so viel, daß du nichts wollen und zulassen kannst, als was das Glück deiner vernünftigen Geschöpfe befördert. Mein siechtes Leben muß entweder zu meiner, oder zur Wohlfahrt anderer dienen, oder beydes befördern sollen. Du hast meinen Geist mit einem schmerzhaften Leibe verbunden, und hast mir doch zugleich das Verlangen eingeprägt, von Schmerzen frey zu seyn. Wenn ich auf die gegenwärtige Welt sehe, so streitet das erste wider meine Wohlfahrt. Wie kann ich ohne Gesundheit hier glücklich seyn? Aber ist dieses Leben, ist dieser mein Körper, ist diese Welt das einzige, wozu ich geschaffen bin? Mein unsterblicher Geist ist einer ewigen Glückseligkeit fähig. Ich lebe hier, um mich durch Gehorsam gegen dich eines ewigen und unwandelbaren Glücks theilhaftig zu machen. Auf dieses Glück muß ich sehen, wenn ich deine Absichten erreichen will. Du kannst mir meine Schmerzen, nicht als Schmerzen, sondern als ein Mittel zu meiner wahren Wohlfahrt auflegen. Dieß weiß ich gewiß. Sie müssen also, wenn ich mich allein, ohne meine übrigen Brüder, an-

sehe,

ſehe, zu meinem ewigen Heile dienen. Wir werden durch Wahrheit, durch Glauben, durch Tugend und Gehorſam gegen dich glücklich. Würde mir nicht vielleicht der Genuß einer völligen Geſundheit hinderlich zu der Tugend geweſen ſeyn? Würde ich nicht vielleicht in ganz andern Umſtänden leben, wenn mein kranker Körper mich nicht daran verhindert hätte? War ich nicht vielleicht nach meiner natürlichen Beſchaffenheit ſo ſinnlich, ſo empfindlich gegen die äuſſerlichen Dinge, daß ich nie zu einer rechten Erkenntniß der Wahrheit gelanget ſeyn würde, wenn du mir nicht das Vermögen entzogen hätteſt, die Güter zu genieſſen, die uns an dem Gefühle der Wahrheit hindern? Würde ich nicht die Kraft der Wahrheit bald wieder verlohren haben, wenn die Flüchtigkeit meines Geiſtes nicht durch einen ſchweren Körper gehemmet worden wäre? Würde ich meine gewaltige Liebe zum Leben, meine Begierde nach äuſſerlichen Gütern wohl gemäſſiget haben, wenn ich den vollkommenen Gebrauch der Geſundheit genoſſen hätte? Du kannteſt den Bau meines Körpers, und die Beſchaffenheit meiner Seele. Du ſahеſt, daß die Geſundheit, die andern ein nützliches Gut iſt, mich an der Tugend hindern würde. Du beſchloſſeſt daher, mir ein geringes Guth zu entziehen, weil es mit einer ewigen Wohlfahrt ſtritte. Kann ich mich wohl

mit

mit Recht über dein Verfahren beschwerden? Darf ich ohne Verwegenheit wohl fragen, warum behaun ich insbesondere die Besonnenheit des Leibes und Gemüthes, die gemacht haben würde, daß ich bey dem Besitze der Gesundheit die Tugend leichter aus den Augen gesetzt hätte? Oder warum liessest du mich nicht den andern werden, der hier gesund, und doch auch ewig glücklich ist? Ich Wurm, will ich mit dir rechten? Bist du nicht der Herr, der thun kann, was ihm wohlgefällt? Bist du nicht weise und gerecht in allen deinen Wegen? Hättest du nicht die Freyheit aller deiner vernünftigen Geschöpfe aufheben müssen, wenn keiner durch die Schuld der Geburt, und durch seine eigene Unvorsichtigkeit hätte sich wenden sollen? Genug, wenn du uns allemal in die äusserlichen Umstände gesetzt hast, die für das Glück unserer Seele die besten waren. Nichts läßt mich daran zweifeln, und alles, was ich von dir denken kann, und was mir dein Wort saget, befiehlt mir dieses zu glauben. Wenn ich also sicher bin, daß ich mir mein Leiden weder zugezogen, noch mirs durch übeles Verhalten vergröſſert habe; so ist es keine Strafe, sondern ein weises, obgleich bitteres, Mittel, mich vollkommen glücklich zu machen. Laß mich, o Gott, deine Güte verehren, die so groß ist! Habe ich nicht Ursache zufrieden

zu seyn, wenn du alles so mit mir schickest, daß ich den Zweck, warum ich geschaffen bin, desto gewisser erhalte? Daß er meinen Geist unendlich glücklich mache? Wir Thoren! Entspringet unsere meiste Unzufriedenheit nicht daher, daß wir dieses und das künftige Leben in Gedanken trennen? Beydes ist eins. Und wenn wir wissen wollen, wie glücklich oder elend wir sind: so sehen wir nur auf das gegenwärtige kurze, und nicht auf das immerwährende ewige Leben. Werden wir nicht auf diese Art die ungerechtesten Klagen wider dich ausschütten, wenn es uns hier so nicht geht, wie es unser Herz wünscht? Und wer heißt uns diese beyden Dinge trennen? Hast du nicht gesagt, daß denen, die tugendhaft sind, die dich lieben, die sich aufrichtig bemühen, deinen Willen zu thun, alles zum besten dienen soll? Kann dieses etwas anders heissen, als daß du ihnen nichts willst widerfahren lassen, was nicht zu ihrem Glücke dienet? Herr, ich verehre deine weise Vorsehung. Du handelst als ein Vater. Du züchtigest uns zu Nutze, daß wir deine Heiligung erlangen. Deine Züchtigung dünket uns zwar nicht Freude, sondern Traurigkeit zu seyn; aber darnach giebt sie eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind. Was ist es, zwanzig, dreyßig Jahre ein schmerzhaftes Leben führen,

wenn

wenn man dabey gewiß seyn kann, daß man eine Ewigkeit ohne Schmerz in dem Besitze der reinsten Wollust zubringen wird? Mein Leiden ist groß; aber wie gering ist es gegen die unendliche Herrlichkeit, die nach deiner Güte auf mich wartet, die ich nichts weniger, als verdienet habe, die du mir aus bloßer Großmuth durch den Erlöser der Welt schenkest? So ist es denn gewiß, daß ich ewig glückseelig bin? Ich fühle eine Versicherung, die mit einer lebendigen Ueberzeugung begleitet ist. Ich fühle die angenehmste Hoffnung. Ich schmecke die Kräfte des zukünftigen Lebens. Und ich fühle, daß die Leiden des Körpers meine Seele nicht mehr so ängstigen. Ich bin elend, wenn ich meinen Leib ansehe, und ich bin glücklicher, als alles, wenn ich meine Seele, wenn ich die Zukunft betrachte. Herr, ich warte auf deine Verheißungen. Ist der Allmächtige mein Freund: wie kann ich elend seyn? Wäre er nicht meine Hülfe: was würde mir die Gesundheit, die ganze Herrlichkeit der Welt nützen? Mit dieser Hoffnung, die du in meiner Seele stärkst, will ich mein Leiden verringern. Der Anblick der Ewigkeit wird den Anblick meiner zeitlichen Plage erträglich und leicht machen. Durch den Glauben überwinde ich weit. Wie viele ängstliche Sorgen für meine Gesundheit, für die Erhaltung meines Lebens,

heit, werde ich mir künftig ersparen! Du bist bey mir. Ich beobachte eine vernünftige Sorgfalt, und mein übriges Anliegen werfe ich auf dich: denn der Herr sorget für uns. Laß mir nur deine Liebe und die wahre Furcht gegen dich, so bin ich glücklich.

Der Religionsspötter zeige mir das Unvernünftige in diesem Troste. Ist es unvernünftig, ein gegenwärtiges Uebel durch die Hoffnung eines unendlichen Glücks zu besiegen? Und ist es unmöglich, zu dieser Hoffnung zu gelangen? Behauptet er das letzte: so frage ich ihn, ob er es versucht habe. Spricht er nein; wie kann er es läugnen? Wenn mir ein Vernünftiger die Kraft eines gewissen Weins in dieser oder jener Krankheit rühmet, habe ich wohl Recht, daran zu zweifeln, wenn ich den Wein niemals, oder nicht in gleichen Umständen gebraucht habe? Spricht er, er hätte sich mit der Religion trösten wollen, und keine Hülfe bey ihr gefunden: so entstehet die Frage, ob die Schuld an der Kraft der Religion liege, oder an ihm? Ich behaupte das letztere. Allein es ist hier der Ort nicht, es auszumachen. Der Spötter mag von der Religion denken, was er will. Ihn von seinem Unrechte zu überführen, will ich sogar annehmen, daß sich der irre, der sie für göttlich hält.

hält. Nun frage ich ihn, wenn dieser Irrthum gleichwohl so viel Gewalt über unser Herz hat, daß er uns beruhigen kann, ob dieser Irrthum nicht viel haßbarer ist, als seine Vernunft. Mentor hat sich mit der Religion aufgerichtet. Der Spötter giebt zu, daß man durch einen Irrthum, den man glaubt, und der uns angenehm ist, zu einer größern Beruhigung gelangen könne, als durch die ausgemachteste Wahrheit, die nichts so angenehmes für uns hat. Wäre also die Religion nichts, als ein verdeckter Irrthum: so sehe ich doch nichts Unvernünftiges bey dem, der sich damit trösten kann. Er schadet sich durch diesen Trost nichts, die Religion mag wahr, oder nicht wahr seyn. Er gewinnt in diesem Leben eine Ruhe des Herzens durch sie, wenn sie auch falsch ist. Er gewinnt mehr durch diesen Irrthum, als durch die spätere Wahrheit. Ist Mentor nun wohl unvernünftig zu heissen? Und müßte die Religion nicht schon einer grossen Hochachtung werth seyn, wenn sie auch eine menschliche Erfindung wäre, da sie uns solche vortrefliche Dienste thut? Höre ich mit diesem Leben auf: so habe ich mich hier doch beruhiget. Und nun ich mich nicht hin, so kann mir meine vergebliche Hoffnung auch nicht schaden. Eben so wie einer, der in einem angenehmen Traume liegt, nur nicht wünscht, einen

oben ſollte, nicht wird unwillig werden können, daß ſein Vergnügen ein Betrug geweſen iſt. Kann endlich der Spötter mir nicht darthun, daß das unmöglich iſt, was mir die Religion verſpricht: (und wie könnte er dieſes?) ſo bin ich klüger, als er, daß ich mir eine Möglichkeit zu Nutze mache, die mir den gröſten Vortheil bringt, wenn ſie wahr ſeyn ſollte, und doch auch großen Nutzen ſchaft, wenn ſie gleich nicht wahr iſt. Will er läugnen, daß wir jemals durch die Religion zu ſo einer Überzeugung, zu ſo einer empfindlichen Hoffnung, zu ſo einer Freudigkeit gelangen, als wir vorgeben: ſo frage ich ihn, wie er mir eine Erfahrung abſprechen will, die ich empfinde.

Mit denjenigen, die die Religion in ihren Würden laſſen, und doch glauben, daß die Troſtgründe der Vernunft ſchon geſchickt ſind, einen recht ſiechen Menſchen in ſeinem Unglücke aufzurichten, kann man kürzer reden. Es kömmt alles auf zwo Fragen an. Weiß die Vernunft alle die hohen Wahrheiten, die in der Offenbahrung ſind, und weiß ſie ſolche mit ſo vieler Gewißheit und Deutlichkeit, als ohne die Offenbahrung? Man behaupte das erſte oder andere: ſo macht man die Religion zu einer überflüſſigen Sache. Da ſie aber ihre Göttlichkeit

zuge-

zugeben: so können sie dieses nicht annehmen, und also müssen sie zugleich mit behaupten, daß die Vernunft für sich die starken Trostgründe nicht hat, welche die Religion uns an die Hand giebt. Ich glaube, daß die wenigsten von denen, die der Vernunft so viele Stärke einräumen, es übel mit der Religion meynen. Sie setzen immer die Vernunft voraus, wie sie in uns durch den Unterricht der Religion von Jugend auf ist gebildet worden. Kömmt es denn zur Frage: Wie viel vermag die Vernunft in diesem oder in jenem Falle einzusehen? so trennt man die Wahrheiten seiner christlichen Vernunft auf eine unbehutsame Weise von dem, was wir die Wahrheiten der Religion nennen. Wir schliessen diese meistens in die Grenzen der geoffenbarten Geheimnisse ein. Den übrigen Vorrath der Wahrheiten, den wir in uns finden, rechnen wir sowohl seines Umfangs als seiner Ueberzeugung nach, zur Vernunft. Allein so müssen wir die Kräfte der Vernunft nicht untersuchen. Wir müssen ihr Vermögen bey denjenigen kennen lernen, welche keine Offenbarung hatten. Wenn uns Sokrates, Plato, Seneka und andere grosse Vernunftlehrer eben so hohe und eben so gewisse Trostgründe darstellen, als ein heiliger Paulus oder Johannes: so hat es mit der Stärke der Ver-

Vernunft seine Richtigkeit. Aber wer kann dieses behaupten, wenn man beyder Schriften auch nur obenhin mit einander verglichen hat? Wie zweifelt die Vernunft, wenn sie von der Unsterblichkeit der Seele einen Ausspruch thun soll? Wie viele Uneinigkeit trifft man in den Beschreibungen des Lebens nach dem Tode an! Jeder macht es zu dem Zustande, der seiner natürlichen Gemüthsbeschaffenheit am vortheilhaftesten ist. Die grösten Weisen haben immer die Unsterblichkeit der Seelen mehr gewünschet, als erwiesen. Und sah es mit der Gewißheit von solchen Trostgründen in den Köpfen der tiefsinnigsten Männer nicht besser aus: was wird die Vernunft bey den meisten ausrichten, die ihren Verstand wenig oder gar nicht zu gebrauchen wissen? Kann niemand läugnen, daß uns die Religion grössere Güter verheißt, als die Vernunft, daß sie uns endlich zu einer stärkern Ueberzeugung bringt, als das Licht der Vernunft; kann er dieses nicht läugnen: so ist es erwiesen, daß die Religion die einzigen und wahren Trostgründe an die Hand giebt, weil sie, wie wir oben erinnert haben, die stärkste und lebendigste Hofnung in uns erwecket, die wir als eine angenehme Empfindung der unangenehmen in unsern Leiden entgegen setzen, und uns auf solche Art trösten. Wenn ich den Seneka sagen höre, daß niemand von seinem Posten

sten ohne den Wink des höchsten Befehlhabers geben, daß sich niemand das Leben selber nehmen soll; und wenn ich an einem andern Orte wieder von ihm höre, daß ein Unglücklicher, wenn es gar nicht mehr fort wollte, doch noch den Trost übrig hätte, sich das schmerzhafteste Leben selber zu verkürzen: so kann ich mir von seiner Theologie und von der Ueberzeugung, die er von seinen Wahrheiten hat, keinen grossen Begriff machen. Ist die Glückseligkeit nach dem Tode eine Belohnung der Tugendhaften: wie kann der tugendhaft seyn, der ungehorsam ist, der wider den Befehl seines Obern handelt? Dieses giebt Seneka selbst zu. Und hat er den Trost nicht in sich, daß er tugendhaft ist, wie kann er denn die Hoffnung der Belohnung haben? Ist die Glückseligkeit keine Belohnung der Tugend, und kann sie der, der sich das Leben nimmt, und wider die Tugend in den letzten Augenblicken handelt, doch noch erhalten, was ist denn für ein Trost in der Tugend? Hat das Laster nicht eben so viel Hofnung für sich? Ich will durch dieses alles nicht der Vernunft ihre Ehre nehmen. Es gereicht ihr nicht weiter zur Schande, daß sie nicht so weit und so deutlich sieht, als die Offenbarung, als in so weit sie es läugnet. Ich behaupte ferner nicht, daß die alten Weisen durch ihre Vernunftgründe nicht zu einiger Beruhigung des Herzens hätten kommen

können. Ich ſage nur, daß ein Menſch, der die Religion nicht weiß, nie einen wahren und dauerhaften Troſt ſchmecken wird, wenn er ihn nicht durch die Religion erlangt. Er tröſte ſich mit der Vernunft, ſo gut er will: ſo wird er kaum den Vortheil von ihr haben, den ein Sokrates oder Seneka genoſſen. Sie wußten kein ander Licht, und in ſo weit konnten ſie ruhig ſeyn. Der Chriſt hat noch ein anders, und muß ſich das eine Auge verbinden, um dieſes Licht nicht zu ſehen. Er muß ſich zwingen, es für falſch oder überflüſſig zu halten, damit er dem Anſehen ſeiner Vernunft aufhelfe. Allein es bleibt ihm bey dem allen noch die verdrüßliche Möglichkeit im Wege ſtehen, daß er mit ſeiner Vernunft irren, und daß vielleicht nur in der Religion die wahre Beruhigung enthalten ſeyn könne. In ſo weit glaube ich, daß ein Chriſt von der bloſſen Vernunft den Nutzen nicht haben kann, den diejenigen von ihr erhielten, welche die Religion nicht kannten.

Die dritte Art von Leuten, welche die Troſtgründe der Religion herzlich gern für gröſſer und ſtärker erklären, als die Gründe der Vernunft, und nur ſagen, daß ſie ihre Kraft nicht ſo empfinden, daß ſie zu einer wahren Beruhigung kämen, ſcheinen mehr einen Unterricht, als eine Widerlegung zu verdienen. Wir wollen uns nach ihren Umſtänden richten, und die Natur der Beruhigung, die wir aus der Religion ziehen können,

nen, genauer aus einander setzen, und ihre Grenzen bestimmen.

Vor allen Dingen, was verstehen sie unter der Beruhigung, die sie hoffen? Meynen sie eine vollkommene Ruhe des Geistes, eine beständige Freudigkeit, die nie unterbrochen wird, die nie ihre trüben und heitern Stunden hat, die allezeit gleich groß ist, und niemals durch die Ankunft neuer Schmerzen geschwächt wird? Wollen sie diese von der Religion haben: so verlangen sie eben so viel, als wenn sie begehrten, daß sie die Religion in andern Geschöpfen machen sollte. Der Trost der Schrift verringert an und für sich die Schmerzen des Leibes nicht. Schmerzen zu leiden wird uns allemal, so lange wir Menschen sind, beschwerlich seyn. Diese bleiben wir auch, wenn wir gute Christen sind; und wir werden also bey aller Kraft der Religion wahrhaftig immer noch Unlust des Gemüths haben, die aus den Leiden des Körpers ihren Ursprung und ihre Nahrung nimmt. Wir sagen nur, daß diese Unruhe nicht so hoch anwachsen wird, weil ihr die freudige Empfindung des Geistes, die durch die Trostgründe der Schrift erweckt wird, und die in einer mächtigen Überzeugung von der göttlichen Liebe und unserm ewigen Glücke besteht, Kraft und Nahrung raubt. Wir sagen nicht, daß die Unlust unsers Gemüthes, wenn sie einmal gewichen ist, nie wiederkommen wird. Wir behaupten nur, daß wir sie durch

unſere Troſtgründe wieder beſiegen werden. Wir ſagen nicht, daß das Verlangen, geſund zu ſeyn, in uns ganz erſticken werde. Dieſes iſt ein natürlicher Trieb, den die Religion nicht ausrotten, ſondern nur mäßigen will. Erlaubt uns die Religion durch die Mittel der Arzneykunſt für unſere Erhaltung zu ſorgen: ſo billiget ſie auch die Begierde geſund zu ſeyn, und folglich wird ſie ſolche nicht auslöſchen wollen. Wir ſagen nicht, daß uns die Liebe zu dem Leben, zu den Gütern der Welt gar nicht mehr beunruhigen werde, weil wir die Unſterblichkeit und die ewigen Güter hoffen. Wir ſagen nicht, daß wir in ſieben Tagen die Furcht und Schrecken des Todes ganz in uns auslöſchen, und bey der Annäherung deſſelben nicht mehr zittern werden. Dieſe Gröſſe des Gemüths iſt unſtreitig nur ein Antheil ſehr weniger Menſchen, die mit einem hohen Maaſſe des Geiſtes ausgerüſtet ſind. Wer alſo eine ganz vollkommene Beruhigung, eine nie unterbrochene Freudigkeit des Geiſtes, eine beſtändige Stille unſerer natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens, der Geſundheit und anderer zeitlichen Güter gehen, verſichert, der haſſet mehr von der Religion, als ſie ihm verſpricht.

Die Beruhigung in unſern Leiden kömmt aus der Vorſtellung der Religionswahrheiten. Je gröſſer und lebendiger unſere Wiſſenſchaft und Ueberzeugung wird, deſto mehr wächſt die Beruhigung.

Digitized by Google

bigung. Allein unsere Vorstellungen des Geistes bleiben nicht immer auf gleiche Art helle, deutlich und vollständig. Sie werden durch tausend Dinge in und ausser uns geschwächt. Wie kann denn nun die Ruhe des Herzens, welche eine Wirkung von jenen ist, immer gleich groß, gleich empfindlich bleiben?

Die sich also beschweren, daß sie die Kraft des Religionstrostes nicht genug fühlen, müssen auf diese Anmerkung wohl Acht haben. Ja, werden sie einwenden, wir verlangen keine beständige Zufriedenheit unsers Herzens in unserm Elende. Sie kann unterbrochen werden. Aber wenn fühlen wir denn eine lebendige, eine wahre Beruhigung? Und da wir diese nie merken, was hilft uns die Religion zu unserm Troste? Wir antworten, das Maaß unserer Beruhigung richtet sich nach unserm Erkenntnisse. Ist es ein Wunder, daß, wo dieses schwach und unzureichend ist, auch jene schwach und unzulänglich bleibet. Viele haben ein geringes, ein seichtes Erkenntniß der Religion. Viele verstehen die wenigen Wahrheiten, die sie aus derselben gefaßt, auf eine undeutliche und verworrene Art. Viele haben bey ihrer mittelmäßigen Einsicht in die göttlichen Wahrheiten einen Zusatz von Irrthümern und falschen Meynungen liegen, der jener ihre Kraft hemmt oder ganz verstickt. Man darf nicht einwenden, daß gleichwohl der Geist

Digitized by Google

GOttes unſer Erkenntniß belebe, und daß wir bey unſerer unvollkommenen Wiſſenſchaft von der Religion dennoch zu einer lebendigen Ueberzeugung des Verſtandes kommen müßten. Es iſt wahr, ein ſchwaches und kleines Erkenntniß kann von GOtt mit einer lebendigen Ueberzeugung verknüpft werden. Aber es muß doch ein richtiges und reines Erkenntniß ſeyn. Wie kann GOtt unſere Vorſtellungen von ihm, von den Wahrheiten des Glaubens, von der Tugend, mit einer vollkommenen Ueberzeugung beleben, wenn ſie an und für ſich unrichtig ſind? Müßte er nicht auf dieſe Art unſere Irrthümer ſtärken? Die Wahrheiten der Religionswiſſenſchaft müſſen eben ſo wohl mit dem Verſtande gefaßt werden, als die Lehren menſchlicher Künſten und Wiſſenſchaften. GOtt flößt uns die Ueberzeugung nicht unmittelbar ein. Er ſtärkt und belebt nur das Erkenntniß mit einer höhern Kraft, das wir uns von ihm erworben haben, und er gehet mit uns, wie mit vernünftigen Geſchöpfen um, die noch den Gebrauch ihrer natürlichen Gaben behalten. Er ſchließt unſere Augen, unſre Ohren bey dem Erkenntniſſe der Wahrheit nicht aus, ob er uns gleich beyſtehet. Wenn wir nun eine flüchtige Betrachtung etlicher Ausſprüche der Schrift für die wahre Wiſſenſchaft der Religion halten; wenn wir den geringen Vorrath von göttlichen Wahrheiten, den wir in der Jugend nur mit dem Gedächt-

Digitized by Google

dächtnisse gefaßt, und bey reifern Jahren nie erweitert, noch mit dem Verstande geschärft haben, für das Erkenntniß der Religion halten; wenn wir nur die Wörter und Nahmen der Religion wissen, nicht aber die Begriffe, die mit denselben verbunden sind; wenn wir zwar aus der Schrift sagen können, daß GOtt barmherzig, gütig, weise, gerecht sey, daß Glaube und Liebe uns seiner Gnade theilhaftig machen, und doch nicht sagen können, was Barmherzigkeit; was Heiligkeit in GOtt, was bey uns Glaube und Liebe sey, oder wenn wir dieses alles nur dunkel, nur unzulänglich und mit falschen Vorstellungen verknüpft, oder in keinem Zusammenhange wissen: wie wird unsre Seele zu einer kräftigen Ueberzeugung kommen, und wie wird diese Ueberzeugung durch eine göttliche Kraft zu einer lebendigen Gewißheit anwachsen und uns in unsern Leiden beruhigen können? Alles dieses sagt uns so viel, daß die Schuld, warum wir keinen wahren Trost aus der Religion schöpfen, nicht an den Gründen, sondern meistens an uns liege. Ihre Unwissenheit in göttlichen Dingen, unser unordentliches Erkenntniß, unsere wenige Mühe, die wir auf die Religion gewandt haben, sind die Ursachen, daß wir ihre Kräfte nicht schmecken. Man bemühe sich also um ein richtiges und vollständiges Erkenntniß von göttlichen Dingen. Man suche es immer zu einer gröſsern Deutlich-

Digitized by Google

keit zu bringen und es mehr zu erweitern. Man wehre den vielen Vorſtellungen irrdiſcher Dinge, welche verhindern, daß ſich die Gedanken von geiſtlichen Dingen nie in unſerm Verſtande recht feſt ſetzen können. Man übe endlich die Wahrheiten der Schrift ſorgfältig aus; ſo werden ihre Troſtgründe uns gewiß mit einer lebendigen Hofnung begaben, und unſer ſieches Leben um ein groſſes erträglich machen.

Endlich kann die Schuld nicht ſo wohl in unſerm Verſtande als in unſerm Herzen liegen, warum die Religion in ſiechen Tagen entweder gar nicht, oder doch nicht ſo, wie andere, beruhiget. Viele haben ſich ein gutes und gegründetes Erkenntniß derſelben erworben; aber es iſt unfruchtbar geblieben; es iſt nie kräftig, nie überzeugend in ihnen geworden, weil ihr Herz, ihre Begierden widerſtanden, und ſich niemals, oder ſehr ſelten, nach dieſem Erkenntniße gerichtet haben. Hier müſſen wir das zu Hülfe nehmen, was wir oben von den Urſachen eines ſiechen Lebens erinnert haben. Zwey Leute, davon ſich dar eine die Schmerzen des Leibes durch ein Leben wider die Religion zugezogen hat, der andere aber ſich eines ordentlichen und tugendhaften Wandels bewußt iſt, werden nicht einerley Beruhigung von den Troſtgründen der Schrift zu gewarten haben. Jener, dem ſein Gewiſſen Vorwürfe macht, wird niemals zu der Freudigkeit des Geiſtes gelangen können, welche

Digitized by Google

ehe der andere erhält. Er wird zwar ruhig werden; er wird sich die Verheißungen der Religion von seinem ewigen Glücke zueignen können; er wird mit dem andern sich durch den Trost aufrichten, daß sein Leiden zur Wohlfahrt seines Geistes abziele, weil er vielleicht ohne dasselbe nie zu einer Kenntniß sein selbst gelanget seyn würde: aber wird er wohl den Gedanken aus seiner Seele verbannen können, daß er sich seine Schmerzen selbst zugewogen hat? Wird er nicht immer mit einem geheimen Widerwillen gegen sich selber eingenommen bleiben? Und wird er also so ruhig werden können, als der andere, der nichts von dieser Unlust empfindet, weil er seine Schmerzen, als eine weise Schickung GOttes, und nicht als eine Strafe ansieht? Unsere bösen Begierden, die wir in siechen Tagen noch in uns ernähren, stehen der Beruhigung unsers Herzens oft so sehr im Wege, als die Schmerzen des Leibes. Ein Mensch, der lange Jahre den Lastern gedienet, und sich durch die Zeit die schlimmsten Gewohnheiten im Bösen zuwege gebracht hat, wird zwar von seinem kranken Körper gehindert, in der Ausübung nicht mehr lasterhaft zu seyn; aber deswegen sind seine Begierden noch nicht aufgehoben. Die Lust, sich mit Weine und starkem Getränke zu überladen, lebt immer noch in jenem, wenn ihn gleich das Podagra davon abhält. Kurz, ein Mensch, der bey einem zwar richtigen Er-

kenntnisse der Religion doch ein unartiges Herz in seine siechen Tage hinüberbringt, der in nichts als unerlaubten und sinnlichen Dingen sein Glück gesucht hat, wird ungeachtet seiner Wissenschaft lange Zeit brauchen, ehe er an den Gütern des künftigen Lebens einen Geschmack findet. Der schlimmste Peiniger solcher siechen Leute ist die Furcht des Todes. Könnte man ihnen die Furcht benehmen, daß sie unter zehn Jahren noch nicht sterben würden: so würden sie in ihren Schmerzen sehr gelassen werden. Wie sollen sie aber diese Furcht besiegen? Vielleicht dadurch, daß sie die Liebe zum Leben verringern? Und wodurch sollen sie diese, die uns so natürlich ist, vermindern? Nicht durch die Gewißheit, daß sie in dem künftigen Leben unendlich glücklich sind? Und eben diese Gewißheit ist dasjenige, was sie noch nicht haben, was sie sehnen, was sie nicht auf einmal, was sie ohne Veränderung des Herzens ohne oftmalige Ausübung der Tugend nicht werden erhalten können. Wie können sie also in ihrem siechen Zustande eine schleunige, eine recht lebendige Beruhigung fordern? So lange sie die Sache mit ihrem Herzen, mit ihrem Gewissen nicht ausmachen; so lange sie das, was die Religion Buße heißt, nicht mit allem Eifer vornehmen und darinnen fortfahren: so lange werden sie, ungeachtet ihres guten Unterrichts, den sie sich in der Religion durch ihre Mühe erworben haben, doch in

ihren

ihren Leiden die wahre Gelassenheit des Geistes nicht erlangen. Wie glücklich sind diejenigen, die den Unfällen dieses Lebens ein gutes Gewissen entgegen setzen können! Allein wie geringe ist nicht vielleicht die Anzahl solcher Menschen! Und wird also die Zahl der Standhaften und Getrosten unter den Siechen wohl groß seyn können? Werden wir uns wohl wundern dürfen, wenn wir einen blinden Landmann in seiner finstern Hütte, der nichts mehr weiß, als die nöthigen Hauptstücke der Religion, wenn wir ihn, sage ich, viele Jahre bey den größten Schmerzen der Leibes und einem armseligen Unterhalte gelassen und mit GOtt zufrieden antreffen; und hingegen einen großen Gelehrten bey seiner Gründlichkeit in der Religion, dessen Schmerzen noch lange nicht so groß, als jenes seine sind, verzagt und trostlos unter seinen Büchern finden? Jener hat von Jugend auf einen stillen und unschuldigen Wandel geführt: dieser hat das Gegentheil gethan.

Außer dem Unterschiede des Erkenntnisses in der Religion und eines guten Herzens und Gewissens, giebt es noch andere Ursachen, die da machen, daß die Trostgründe der Religion in dem einen das nicht ausrichten, was sie in dem andern wirken. Ich meyne die besondere Gemüths- und Leibesbeschaffenheit der Menschen, die Verschiedenheit der Krankheiten, mit denen sie geplagt werden, und den Unterschied der äußerli-

eben Umſtände. Wir reden hier bloß mit ſolchen Perſonen, die nicht Urſache haben, ihre Plagen des Körpers für Strafen ihrer Vergehungen zu halten.

Criton und Semmon, beyde wohl unterwieſene und aufrichtige Chriſten, tragen ſich faſt ſeit gleicher Zeit und auf gleiche Art mit beſchwerlichen Leibeszufällen, die durch keine Arzneymittel geboben werden können. So gleich ſie ſonſt einander ſind: ſo ungleich ſind ſie einander in Anſehung ihrer Gelaſſenheit. Criton preiſet den Herrn unter der Laſt, die ihn drücket, und wartet mit unerſchrockenem Muthe auf die Auflöſung ſeines Leibes. Er braucht wenig Troſt. Er wünſcht der Schmerzen los zu ſeyn; aber nur in ſo weit, als es dem Herrn gefällt, der alles weiſe und heilig ordnet. Semnon, der GOtt eben ſo aufrichtig fürchtet, zeiget weniger Standhaftigkeit. Er klaget und weinet, wenn ſeine elenden Stunden und Nächte kommen, und zittert in ſeinen Nöthen. Er weiß gewiß, daß ihm GOtt nicht mehr aufleget, als ein barmherziger GOtt thun kann. Er weiß, daß eine unendliche Herrlichkeit ſeiner wartet. Allein er iſt von Natur empfindlicher und von Natur furchtſamer, als Criton. Er liebet das Leben, weil er die Marter des Todes ſcheut. Er ſieht den Tod als ſeine Erlöſung an; allein ſein weiches Herz erzittert vor den Vorbothen deſſelben. Der Anblick eines

Sterbenden setzt sein ganzes Herz in Aufruhr. Criton bleibt bey dem Todbette seines Freundes noch gesetzt, und kann ihm beystehen. Semnon verliert Sprache und Empfindung. Wird es möglich seyn, da beyde von Natur so sehr unterschieden sind, daß die Religionsgründe in beyden einerley Wirkung hervorbringen sollten? Hat Semnon deswegen keine lebendige Hoffnung, weil er Critons Standhaftigkeit nicht an sich merken läßt? Murrt er deswegen wider die Schickung GOttes, weil er noch klagt und winselt? Er ist bereit, sein Leiden zu tragen und das Leben aufzugeben. Dieses ist die Kraft der Religion. Er zittert, indem er diese Bereitschaft fühlt. Dieses ist ein Antheil seiner natürlichen Beschaffenheit, die durch die Religion nicht aufgehoben wird. Zween Helden wagen sich beyde in den Kampf. Den einen macht die Liebe zum Ruhm, ganz unempfindlich gegen das Schrecken des Todes. Der andere sieht bey dem Anblicke der Lorbern zugleich die blutige Gefahr, in die er sich waget. Er fühlet einen beschwerlichen Widerstand. Allein er streitet bey seinem blassen Gesichte doch tapfer und muthig. Wird man ihn deswegen für keinen Helden halten, den die Begierde, seine Schuldigkeit zu thun, und der Ruhm des Siegs beleben?

Setzet man zu der Verschiedenheit der Gemüthsarten noch die Verschiedenheit der Schmerzen hinzu, die dieser oder jener empfindet: so

Digitized by Google

muß die Beruhigung noch ungleicher werden. Es giebt gewiſſe Leibesbeſchwerden, welche die Seele mehr angreiffen, als andere. Ein elender Hypochondriſt, der bey einem übligen Gefühle in ſeinem Körper nie recht zu einer völligen Freyheit ſeines Geiſtes gelangen kann, der ſich wider ſeinen Willen mit traurigen Vorſtellungen herumträgt, die durch eine verderbte Einbildung unterhalten werden, wird durch alle Gründe der Religion nie zu der Ruhe gelangen, zu der ein andrer kömmt, der nur an dieſem oder jenem Theile des Leibes angegriffen wird, ohne daß die Nerven, durch welche unſere Lebensgeiſter wirken, gewaltſam leiden. Es giebt ferner in ſiechen Stunden ſo heftige Schmerzen, welche unſre Seele zu gar keiner deutlichen Vorſtellung kommen laſſen. Wer in dieſen Stunden, gegen einen andern ſiechen Menſchen gehalten, troſtlos ſcheinet, kann deswegen noch ſehr ſtandhaft heiſſen. Eben ſo wie einer, der in einer Ohnmacht liegt, doch das Leben noch hat, ob man gleich die ordentlichen Zeichen deſſelben nicht mehr wahrnimmt. Man kann ſich ſolche Fälle leicht ſelber erdenken.

Auch die äuſſerlichen Umſtände können machen, daß unſere Troſtgründe hie mehr, dort weniger Ruhe nach ſich ziehen, ohne daß die Schuld an ihrer innerlichen Kraft liegt. Wer nicht allein mit den Schmerzen des Leibes, ſondern auch mit Mangel und Dürftigkeit zu ſtreiten hat; wer,

Digitized by Google

weil er sich ist, zugleich die Seinen dürftig und kummervoll sieht; wer wenig Hülfe von Freunden, wenig Wartung, wenig Bequemlichkeit genießt, wenig kostbare Mittel, wenig gute Arzneyen brauchen kann, der muß mit einem andern nicht verglichen werden, bey dem alle diese Dinge nicht sind. Wer durch die Bande der Natur und Zärtlichkeit mit edlen Freunden, mit einer liebenswürdigen Gattinn, mit wohlgerathenen Kindern verknüpft ist, wird sich schwerer von der Liebe zum Leben losmachen, und also nicht so bald, oder so sehr beruhiget werden können, als einer, der wenig an die Welt gebunden ist.

Indessen kommen doch alle siechbe Personen darinnen überein, daß sie die Liebe zum Leben verringern müssen, wenn sie ruhig werden wollen. Sie sehen alle auf gewisse Weise den Tod vor sich, und sie fürchten ihn so lange, als sie zu leben wünschen. Ihre Leibesschmerzen werden durch diese traurige Furcht oft vermehrt, oft unterhalten. Und bey vielen würde doch die Munterkeit des Geistes eine Wirkung in den Säften des Körpers hervorbringen, welche alle Arzneyen nicht schaffen. Die Liebe zu dem Leben läßt sich durch nichts anders, als durch die Hofnung eines viel größern und dauerhaftern Gutes durch das künftige Leben besiegen. Die Vernunft kann kein kräftiger Mittel erfinnen, als dieses ist, das uns die Offenbarung vorschlägt. Und man entschließe

Digitized by Google

ſich kurz, entweder nie ruhig bey ſeinen Plagen zu werden, oder ſich dieſes Mittels zu bedienen. Es iſt kein andrer Weg, dieſe Hoffnung entweder zu erhalten, oder wenn, man ſie hat, in ſich zu verſtärcken, als der Weg der Religion.

Und ich weiſs nicht, wie es möglich iſt, daſs man ſich von der Vortreflichkeit derſelben nicht überzeugen kann, da es an und für ſich ſo leicht iſt. Zeigt ſie die Mittel, wie mann ruhig und zugleich ewig glücklich werden kann, was kann denn vortrefflichers erdacht werden? Was kann unſerer Liebe, unſerer Hochachtung, unſers Gehorſams würdiger ſeyn, als eine ſolche Anweiſung, die ſo genau mit dem Wunſche aller Menſchen übereinſtimmt?

Wenn uns die Religion die Liebe zum Leben unterdrücken hieſſe, blos um uns unempfindlich zu machen? ſo wäre ſie etwas grauſames. Allein ſie will uns ſolche nur in ſoweit benehmen, als ſie uns an der Zufriedenheit hindert. Wir müſſen ſterben; dieſes iſt gewiſs. Wir wollen gern leben; dieſes iſt eben ſo gewiſs. Beydes ſteht einander im Wege. Das erſte kann nicht geändert werden. Alſo muſs das andere, das Verlangen zum Leben, gemindert werden, wenn wir nicht alle Augenblicke in Furcht und Unruhe ſtehen wollen. Dieſes iſt die Abſicht der Religion. Wie weiſe führt ſie ſolche aus! Sie zeigt uns, daſs dieſes flüchtige Leben gar nicht das gröſte Gut ſey, daſs noch

ein

ein weit herrlicher Leben auf uns warte. Zu diesem erweckt sie unsere Hoffnung unter gewissen Bedingungen, und begleitet diese Hoffnung mit einer Ueberzeugung des Geistes, die so gewiß ist, als das Zeugniß der äußerlichen Sinne. Durch diese Hoffnung schwächt sie unsre Liebe zu diesem Leben, und also auch unsere Begierden nach den Gütern, die dieses Leben kostbar machen. Sie benimmt uns tausend nagende Sorgen, tausend unruhige Vorstellungen, tausend vergebliche Bemühungen und Lasten, indem sie uns der Liebe zum Leben entzieht. Sie belohnet uns für diese Einbusse mit dem Vorschmacke eines viel herrlichern Glücks. Sie vermindert unsre Furcht vor dem Tode, indem sie uns ihn von seiner angenehmen Seite zeigt, und uns ihn, als einen nothwendigen Beförderer, und nicht als einen Störer unsers Glücks vorstellet. Der muß die Natur des menschlichen Herzens, und die Kraft der Religion gar nicht kennen, wer sich ohne sie einen wahren Trost in den Plagen des menschlichen Lebens versprechen will.

Es ist alles gut, werden viele von den Elenden sagen, wenn wir nur auch diese Hoffnung, diese lebendige Vorstellung der künftigen Glückseligkeit recht in unser Herz bringen könnten. Ist diese Hofnung nicht eben das, was die Schrift den Glauben nennt, und ist der Glaube nicht ein Geschenk GOttes? Ist dieses der ganze Einwurf:

so

ſo iſt er bald gehoben. GOtt erweckt, GOtt belebt dieſe Hoffnung in unſerm Herzen; aber nicht durch Wunder, nicht durch eine unmittelbare Eingebung, nicht wider unſern Willen. So viel iſt gewiß, je mehr wir uns bemühen, ſie zu überkommen, deſto mehr werden wir ſie erhalten. Je weniger wir es uns angelegen ſeyn laſſen, ſie in unſere Gewalt zu bringen, deſto weniger wird ſie uns GOtt geben können. Haben wir einen richtigen Begriff von der Güte Gottes: ſo können wir nicht zweifeln, daß er bereit ſey, uns dieſe Hoffnung ſo bald zu ſchenken, als er kann. Er kann aber nicht eher, als bis wir die natürlichen Kräfte des Verſtandes und Willens anwenden, alles aus dem Wege zu räumen, was uns an der Erhaltung dieſer Hoffnung hindert, und alles das zu thun, wodurch ſie uns zu theil werden kann. Was darf uns das beunruhigen, daß die Hoffnung, von der wir reden, ein Geſchenke GOttes iſt? Haben wir nicht mit dem liebreichſten, mit dem gerechteſten Weſen zu thun, das von keinen menſchlichen Abſichten in der Austheilung dieſes Geſchenks aufgehalten wird, das ſeine Glückſeeligkeit darinn ſucht, ſeine Geſchöpfe glücklich zu machen, wenn ſie nur ihr Glück von ſeinen Händen annehmen wollen; dem es keine Mühe koſtet, uns dieſes Geſchenk zu überliefern? Aber ich thue alles, ſpricht Theokles, was ein Vernünftiger nach der Offenbarung anwenden ſoll,

Digitized by Google

soll, sich diesen Schatz zu erwerben. Es sind nicht Tage, nicht Monate, es sind Jahre verstrichen, daß ich dieser Beschäftigung, mich in meinem Elende durch die Hoffnung der Ewigkeit aufzurichten, aufrichtig nachgehangen habe. Und gleichwohl fühle ich ihre Gegenwart nicht. Ist kein Betrug in diesem Bekenntnisse: so ist Theoklis seiner Hoffnung näher, als er glaubt. Sie bricht eben so wenig auf einmal an, als der Tag. Sie wächst, ohne daß wir ihren Anwachs stufenweise merken; aber wenn sie zu der nöthigen Höhe gelanget ist: so werden wir ihre Gegenwart eben so gewiß fühlen, als wir um die Mittagszeit die volle Wärme der Sonne empfinden, ob wir ihre Annäherung gleich nicht den Graden nach deutlich verspüret haben. Allein kann mir Gott den Genuß dieser Hoffnung nicht, ungeachtet aller meiner Bemühung, aus gerechten Absichten zurück halten? Ja, aber blaß deswegen, damit du sie desto höher schätzen, und wenn du sie bekömmst, sie desto sorgfältiger bewahren sollst, je länger und stärker du nach ihr verlanget hast. Kurz, wenn die Schuld nicht an dir liegt: so kann GOtt nichts abhalten, dir sie itzt nicht zu schenken, als seine Güte und dein Glück. Meynet es wohl ein Regent mit seinem Unterthan übel, wenn er ihm die Freyheit, um die er heute bittet, erstlich nach einigen Jahren schenkt, weil er zum voraus sieht, daß er, wenn er die Knechtschaft

sahaft weniger gefühlt hätte, die Freyheit, mit Verlust seines Lebens mißbrauchen würde? Aber wo weiß ich denn, ob ich mich zu dieser Hoffnung nicht selbst durch mein Verhalten untüchtig gemacht habe? Ob es nicht schon zu spät ist, sie zu überkommen? Ob Gott noch bereit ist, sie mir zu schenken? Ich antworte, aus eben denen Unruhen kannst du es wissen, die du fühlest, welche, wie die Dämmerung vor dem Tage, vorher zu gehen pflegen. Du mußt erst unruhig werden, ehe du ruhig seyn kannst. Und wenn diese Unruhe mit einer aufrichtigen und kräftigen Begierde verbunden ist, alles das zu thun, was die Religion gebeut: so ist sie keine Wirkung des natürlichen Triebes, glücklich zu seyn, der uns auch ohne Glauben und Liebe zu äusserlich guten Thaten antreiben kann, sondern eine Frucht der Religion, und also ein Pfand deiner Hoffnung, die, wo nicht eher, doch gewiß mit der Annäherung des Todes stärker von dir gefühlet werden wird.

Ja, wendet man ein, wie kann ich denn bey meinem siechen Leben das thun, was die Religion gebeut? Gehört zu der Ausübung solcher heiligen Pflichten nicht ein heiterer und unbeschwerter Geist, und ein gesunder und brauchbarer Körper? Wie kann ich also durch meine Tugend meine Hoffnung stärken, da ich wenig Gelegenheit zur Tugend mehr habe? Wie kann ich an-

Digitized by Google

andern nützlich seyn, andern dienen, da ich ihnen und mir vielmehr zur Last bin? Ist deine verdorbene Gesundheit keine Folge deiner Vergehungen: so ist dieser Einwurf schwach. Es ist eben so viel, als wenn dir Gott nicht mehr Kräfte gegeben hätte. Folglich wird er auch keinen höhern Gebrauch von dir fordern, als diese Kräfte verlangen. Man wende sie nur aufrichtig an: so kann man so tugendhaft seyn, als ein Gesunder. Niemand ist so siech, daß er nicht gewisse Stunden und Tage frey von seiner Plage wüsse. Man gebrauche diese Stunden zu seinem und anderer Besten: so wird man die heiligsten Pflichten noch ausüben können. Das sind nicht allemal die größten Tugenden, die groß in die Augen fallen, und die Mühe verrathen, die sie gekostet haben. Man kann grossen Bedienungen mit aller Sorgfalt vorstehen; man kann den Freunden, dem Nächsten, der Republik grosse Dienste leisten, und doch in der That nichts thun, als seiner Ehrbegierde, seiner Geldsucht und seinen übrigen Begierden dienen. Hingegen kann man in einem kleinen Bezirke, unter wenig Menschen, die nützlichsten Geschäfte vornehmen, und die adelste Tugend ausüben, ob man gleich, nach der Sprache der Welt, unnütze und müssig zu seyn scheint. Ein siecher Mensch mag auf sich oder andere sehen: so wird es ihm nie an Gelegenheit zur Tugend fehlen. Will er seinen Verstand, will er

seinen

Digitized by Google

ſeinen Willen verbeſſern: ſo wird er ſich die guten Augenblicke durch Nachdenken, durch das Leſen der Bücher zu Nutze machen. Wer hat mehr Gelegenheit, als er, ſich von der Flüchtigkeit, von der Eitelkeit, von dem geringen Werthe aller der Güter zu überzeugen, die uns ſo vielen unnöthigen Schweiß auspreſſen, ſo viel ſchlafloſe Nächte koſten, ſo viel unerlaubte Thaten abzwingen, und zehn neue Begierden in uns erwecken, wenn ſie eine befriedigt haben? Und wer kann ſein Glück beſſer befördern, als derjenige, der das Scheinglück recht kennt? Kann man ſeinen Geiſt nicht über die ſichtbaren Dinge erheben, wenn man gleich nicht vollkommen geſund iſt? Kann man ſich keine hohen Bilder von der Gröſſe des Schöpfers, von der Liebe des Erlöſers machen, die uns anreizen, ihm Herzen ihm ähnlich zu werden? Hat ein Sterber in ſeinem entkräfteten Herzen keine Furcht, keinen Neid, keinen Stolz, keine Eigenliebe, keinen Haß, keine Unverſöhnlichkeit, kein mürriſches und unfreundliches Weſen zu beſtreiten? Hat er keine Gelegenheit zu den Tugenden der Geduld und Gelaſſenheit? Kann er nicht noch keuſch, nicht noch mäſſig, nicht noch demüthig ſeyn? Kann er das Vertrauen auf die Hülfe der Allmacht nicht in ſich vermehren? Kann er mit einem Worte die Liebe zu Gott, die Mutter aller wahren Tugenden, nicht in ſich verſtärken? Und wenn er alles dieſes kann, wird

er

er wohl vergebens auch in Ansehung anderer Menschen leben? Wird er sie nicht schon durch sein Beyspiel unterrichten und verbessern? Würden viele, die um ihn leben, wohl zu mancher ernsthaften Betrachtung kommen, wenn sie nicht seine Geduld sähen, und nicht bey seinem Elende an die Ankunft ihres eignen dachten? Kann ich, wenn ich siech bin, nicht andern noch guten Rath geben, wie sie ihre innerliche und äusserliche Wohlfahrt befestigen sollen? Kann ich mir die Auferziehung eines jungen Anverwandten nicht angelegen seyn lassen? Und leiste ich der Republik keinen wichtigen Dienst, wenn ich ihn durch Wahrheit und Tugend zu einem nützlichen Mitgliede derselben mache? Muß man denn allemal ein öffentliches Amt verwalten können, wenn man nützliche Thaten verrichten will. Wie viel Pflichten giebt es in unsern Häusern, die wir als Väter, als Lehrer, als Verwandte, als Menschenfreunde, ausüben können, wenn gleich unsere Gesundheit nicht die beste ist! Und wer wird mehr Eifer zu diesen Pflichten fühlen können, als eben derjenige, der durch die Vorbothen des Todes erinnert wird, etwas Gutes nicht aufzuschieben? Kann ich, wenn ich Vermögen habe, nicht liebreiche Anstalten machen, die Noth und den Unterhalt der andern zu erleichtern? Kann ich nicht, wenn ich keines habe, doch andern mit meinem Ansehn, mit meinen Vorbitten dienen, und mich in meinen begüterten Verwandten zum unbekannten Wohlthäter mancher Elenden machen? Wie

Digitized by Google

Wie kann man sich also beklagen, daß man bey dem Verluste der Gesundheit nicht mehr im Stande wäre, etwas Gutes zu stiften, oder Tugenden auszuüben? Man sorge nur für den guten Willen. An Gelegenheiten wird es uns bis auf den letzten Augenblick nicht mangeln. Und selbst durch unsern gelassenen und freudigen Tod werden wir uns die Umstehenden noch verbinden, und ihre Herzen auf viele Jahre noch rühren können, mit Ernst an dieses wichtige Geschäfte zu denken. Wer also in seinen gesunden Tagen nachläßig und unordentlich gewandelt, hat noch Gelegenheit, das Versäumte auf andre Weise gut zu machen. Und wer tugendhaft gelebt hat, ehe er siech geworden ist, wird nicht verhindert, es so gut zu seyn, als ein Kranker es seyn kann. Will man nun seine Hoffnung, seine Freyheit, seine Gelassenheit stärken: so ist keine bessere Nahrung dazu, als die Ausübung der Tugend, die, wenn sie mit redlicher Absicht erfüllet wird, etwas süses in unserm Herzen zurück läßt, das sich mit der Hoffnung der künftigen Glückseeligkeit vortreflich vereiniget. Und niemand mache sich Rechnung auf die Beruhigung, der den Rath der Religion in seinen siechen Tagen nicht hört. Wie glücklich sind endlich diejenigen, die sich bey gesunden Jahren schon um die Ruhe des Geistes bemühen, die ihnen unentbehrlich ist, wenn sie um das liebste Gut der Welt, um ihre Gesundheit, kommen sollten!

***

Digitized by Google

Sämtliche Schriften

Herrn

C. F. Gellerts.

Achter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fabeln und Erzählungen.

Erſter Theil.

von

Herrn C. F. Gellert.

Mit Kupfern.

Mit des hohen Standes Bern
Privilegio.

Bern, 1774.
Verlegts Beat Ludwig Walthard.
und zu finden
in Amſterdam
bey Johannes Schreuder.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unsere Vorfahren seit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln *gewandt haben, sind, meiner Meynung nach, eben nicht so geringe, daſs sie nicht einige Aufmerksamkeit verdienten. Und wenn ich zum voraus setze, daſs viele von meinen Lesern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, sich in den Fabeln unsrer Alten umzusehn: so hoffe ich, es werde ihnen nicht unangenehm seyn, wenn sie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.*

Es gereicht der Æsopischen Fabel überhaupt zur Ehre, daſs sie fast bey allen Völkern, und

Digitized by Google

zwar zu verſchiednen Zeiten, ungemein vielen Beyfall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie iſt unſtreitig die älteſte Spur des menſchlichen Witzes. Sie war in den meiſten Ländern, ehe die Wiſſenſchaften dahin kamen, und ſie vertrat in den Zeiten der Unwiſſenheit bey dieſem und jenem Volke faſt ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt ſich bey ihrer Ehre, da die Wiſſenſchaften aufgienzen; und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch geſitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verſchönert. Meine Leſer würden Urſache haben, von meiner Dienſtfertigkeit nicht zum beſten zu urtheilen, wenn ich dieſes erſt erweiſen wollte. Wer bey einer Sache, die niemand läugnet, mehr thut, als daſs er ihrer erwähnt, der muſs entweder Luſt haben, etwas vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre ſuchen, ſeine Beleſenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der Æſopiſche Witz, den das den Wiſſenſchaften günſtige Deutſch-

Digitized by Google

Deutschland itzt liebt, ward von den Deutschen schon hochgeschätzt, ehe sie die Wissenschaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, bevor sie die Regeln der Kunst wusten. Dieses beweisen unter andern die sehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchen ich itzt reden, und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meyne diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doktor und Professor der Philosophie zu Strasburg, Johann George Scherz, in zehn Disputationen, die er von 1704. bis 1710. gehalten, aus einem alten Manuscripte geliefert, und mit einigen kritischen und moralischen Anmerkungen versehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten ein und fünfzig Stücke herausgegeben *. Es ist nach denen Umständen, die Herr Scherz angiebt †, sehr wahrscheinlich,

* Eben diese Fabel hat man in einem papiernen Manuscripte auf der Bürgerbibliothek zu Zürich. S. die Sammlung geistvoller Schriften VII. St. 48. f.

† S. SCHERZII Philosophiæ moralis Germanorum medii ævi specimen primum.

Digitized by Google

dass dieser Ungenannte zu Kaiser Friedrichs II. Zeiten gelebt hat. Und wenn wir auch sonst keine Merkmale hätten: so würden uns doch die Beschaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren sich dieser Dichter bedient, schon überführen, dass er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbarossæ gelebt haben könnte. Damals war die deutsche Poesie nicht allein an den Höfen sehr gelitten, sondern auch selbst eine Beschäftigung der Fürsten und grossen Herren; und hiedurch gelangte sie zu einer gewissen Stärke und Anmuth, deren sich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Opizens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen Fontaine geschickt, als unser Ungenannter, wenn er in unsern Zeiten hätte leben sollen. Einem Manne, der in der Art, die Æsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermuthlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist;

der

Digitized by Google

der also weder an einheimischen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beystand gefunden hat, und doch mitten in der Finsterniss so glücklich gewesen ist, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem solchen Manne, sage ich, kann man sehr leicht zutrauen, dass er in seiner Art vortrefflich müsste geworden seyn, wenn er die Hülfe der neuern Zeiten genossen hätte. Es gehet seinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeschliffenen Demante; er lässt, wie dieser, hin und wieder einige Stralen schiessen, und es hat, um ihn in seinen völligen Glanz zu setzen, nichts als die Kunst gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen sollen. Wer also grossmüthig genug ist, sich nicht durch die Beleidigung irre machen zu lassen, die seine schwäbische Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug ist, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Gesichts nicht entgelten zu lassen, dass die Haut mit vielen Sommerfle-

cken beſprenget iſt ; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählet hat, als auf die Worte ſieht, und ihn, indem er ihn lieſt, in Gedanken in unſere Sprache überſetzet, dem wird unſer Fabeldichter bey aller ſeiner Einfalt vielleicht beſſer gefallen, als verſchiedene, die vier Jahrhunderte ſpäter ſich in dieſes Feld gewagt haben. Ein abwechſelndes Sylbenmaaſs in langen und kurzen Füſſen, ein ordentlicher Abſchnitt, und andere in unſerer Proſodie gebräuchliche Dinge waren damals unbekannt. Man darf alſo dieſes nicht von ihm begehren. Genug, daſs er weit wohlklingender ſchreibt, als man vor Opizen ſchrieb. Endlich muſs man auch bedenken, daſs wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck und die Kraft vieler Wörter nicht genug verſtehen; daſs viele von ſolchen Wörtern, wenn ſie auch heut zu Tage noch gebräuchlich ſind, doch entweder mehr oder weniger zu bedeuten angefangen haben, und daſs alſo oft eine alte Stelle, die uns matt und unkräftig

Digitized by Google

kräftig, oder ſonſt nicht zulänglich ausgedrückt zu ſeyn ſcheinet, dennoch kräftig, poetiſch und richtig gegeben ſeyn kann. Wer ſich in alle dieſe Umſtände ſetzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter lieſt, der wird ihre ungekünſtelte Anmuth im Leſen empfinden, und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorſtellungen ſehen. Der Leſer mag nunmehr aus folgenden Exempeln ſelbſt urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Recht gelobet habe. Das erſte Exempel mag die Fabel von dem Löwen und der Maus ſeyn. Ich will mir die Freyheit nehmen, und Commata und Punkte dazwiſchen ſetzen, damit man den Verſtand leichter finden könne.

Eins tages ein Louwe ſich erging
In eim walde, da er fing
Ein Muſz, die wollt er getöttet han
Sie ſprach: Herr louwe, lant mich gan!

Was eren mag ein Kunig beiagen,
Ob von Ime ein knecht wurt erſlagen?
Des er gewalt hat, wan er will.
Iſt Im das ein ere? das iſt nit vil.
Was groſſer künheit mag das geſin,
Ob ein louve ein muſelin
Ertöttet? der har eren me,
Der geſchaden mag, und nit tut we.
Loſſent ir mich Herr geneſen!
Ich mag uch wol nuz weſen,
Und mag uch keinen ſchaden tun,
Noch minder dann ein arn * ein hün.
Der louwe lieſz ſin zurnen ſin,
Und lieſz gon das muſelin,
Des wart es innerlichen fro.
Ich will es uch danken, ſprach es do.
Nu wart es nit lange geſpare,
Das der louwe gefangen wart
In eim garn, das was ſtark.
Er hett geben duſent Marg,

* Ar, *Adler.*

Das er daruſs wer geweſen,
Er wonde ſicher, nit geneſen.
Da er alſo gefangen lag,
Da kam die muſz, ee dann der tag
Uffging, zu dem louwen hin.
Sie ſprach: Gott gruſz uch, herr myn,
Was clagent ir? Was iſt uwer tot?
Ich bin gefangen uff den tot,
Sprach der louwe zu der muſz.
Sie ſprach: Herr ir komment wol uſz;
Ich hilff, daſs ir blibent by dem leben;
Wann * jr hant mir das myn geben.
Was ſoll ich uch nu me ſagen?
Die muſz geriet † das garn nagen
Und mit den zenen biſſen,
Und ouch garn zerriſſen
Einzwey, da wart das loch groſz;
Den louwen das nit verdroſz.

* Weil.

† Fieng an.

Vil balde er ſich dannen macht.
Der muſe det er acht *
Fruntlich er ir dancken began,
Sie ſprach: Ich hab gern getan.

Gedenkent wie der gewalt ſy,
Dem miltigkeit nit wonet by.
Gewalt erbermde † ſoll han;
An gewalt ſol tugent ſtan.
Der groſz dem mindern ſol vertragen,
Nutze mag er ſin, der nit mag ſchaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unſer Autor erzählet, hat, nach meiner Empfindung, etwas ſehr angenehmes bey ſich. Man ſieht nichts gekünſteltes, und auch nichts froſtiges. Er iſt nicht ſo kurz, daſs er ängſtlich würde, und auch nicht ſo wortreich, daſs er viel müſſiges ſagte, wenn man etliche wenige Zeilen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Mine vor, und

* *Er bezeugte der Maus Hochachtung.*
† *Erbarmung.*

Digitized by Google

und verbindet ſie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, iſt ſo kräftig, und ſchickt ſich zu den gegenwärtigen Umſtänden ſo gut, daſs man nicht ſieht, was ſie beſſers hätte ſagen ſollen. Herr Löwe, laſt mich gehn! Was mag wohl ein König für Ehre erjagen, wenn er einen Knecht erſchlägt? Daſs er Gewalt hat, wenn er will, iſt ihm das eine Ehre? Mag das wohl eine groſſe Kühnheit ſeyn, wenn ein Löwe eine Maus erſchlägt? Der hat mehr Ehre, der ſchaden kann, und es doch nicht thut.

Man höre dagegen die ſpitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bey dem lateiniſchen Anonymus in eben dieſer Fabel anſtellet, und welche ſich vermuthlich auf die Vorſtellungen beziehen ſollen, die ihm die Maus zuvor gethan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
Dedecus & muri cœperit eſſe decus?

Si

Si vincat ſummus minimum, ſic vincere victi eſt.
Vincere poſſe decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus eſt; ſi laus, ſi vincere; laus hæc
Et decus hoc, minimo fiet ab hoſte minus.
De pretio victi pendet victoria: victor
Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Dieſe epigrammatiſche Rede des Löwen, dieſe künſtliche Wiederholung der Worte in Gegenſätzen, iſt von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutſche ſeine Maus ungezwungen, und doch nachdrücklich reden läſst.

Man halte ferner dieſe alte Fabel gegen eine, die in unſerm Jahrhunderte aufgeſetzt iſt, und ſehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beſchämet.

In Riederers *Fabeln Æſopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen ſind, wird die Fabel*

Digitized by Google

Fabel von der Maus und dem Löwen alſo erzählet:

Ein Löw, müd von der Hitz und Lauffen,
Legt ſich im Schatten in das Grün,
Indem er ſchläft, ſo kommt ein Hauffen
Mänſs über ſeinen Rücken hin,
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwiſchen ſeine Klauen brachte.

Die arme bat ganz unterthänig
Um Gnad, Quartier, und um Pardon,
Sie ſprach: Was ſolch ein groſſer König
Der wider ſie zürn, hab davon,
Sein Grimm ſollt, den er nur mögt ſparen,
Gleichwohl in gröſsre Thiere fahren.

Der Löw gedachte, daſs ihm dieſs
Nicht viel Reſpekt und Ruhm verhieſs,
Wenn er ein ſolch klein Thier zerrieſe,
Und ſich ſie etwan ſchmecken lieſs,
Drum war er in ſich ſelbſt erbötig,
Und lieſs ſie gleich drauf loſs und ledig.

In

In wenig Tagen drauf so rennte
Besagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brüllte, dass es wiederhallt:
Allein sein Vorsatz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausgang finden.

Die Maus hört ihn erbärmlich brüllen,
Lauft zu und kennt ihn an der Stimm,
War er ihr unlängst nun zu Willen,
Das sie bemerkte interim,
Kommt sie zum Garn, und sucht die Knöpfe,
Dass er immittelst Luft nur schöpfe.

Als sie dieselbe nun gefunden,
So naget sie sie hurtig ab,
Wodurch sie in denselben Stunden
Dem Löwen die Befreyung gab,
Denn ihm ist alsofort gelungen,
Dass er aus dem Arrest entsprungen.

Ist die Fabel aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nicht ein rechtes Meister-

Digitized by Google

ſterſtücke, gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daſs der Leſer das alte Schwäbiſche lieber zehnmal leſen wird, als des neue undeutſche Deutſche einmal. Dort höret man, ungeacht der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeacht des Sylbenmaſſes, nur einen Reimer.

Das andere Exempel mag die Fabel von dem Raben und Fuchſe ſeyn.

Ein Fuſz hungern began;
Under ein hohen bom er da kam,
Uff den ein Rap kam geflogen
Mit eim keſe, den er einer frouwen
Genommen und gerobet da.
Des wart der fuſz ummaſſen fro.
Da Ine der fuſz erſt erſach,
Mit glatten worten er da ſprach,
Got gruſz dich, lieber herr myn,
Uwer diener wil ich ſin,
Und immer weſen uwer knecht,
Das dunket mich billig und recht.

Digitized by Google

Ir ſind edel und ſo rich,
Kein ſogel mag uch ſin glich
In allen kunigrichen.
Ich wene * uch müſe entwichen
Der ſperwer und ouch das felkelin,
Des habichs und ouch des pfowen ſchin.
Süſſe iſt uwer kelen ſchal,
Uwer ſtyme hört man uberal
In dem walde erclingen,
Wann ir geratten ſingen;
Des hab ich wol genommen war.
Der rap ſprach, du ſageſt war.
Nun ſingent lieber herr myn;
Da ſprach der rap, das ſoll ſin.
Er lieſz ſin ſtym uſz und ſang,
Das es durch den walt erclang.
In dem ſange empfile im do
Der keſe, des wart der fuſz vil fro.
Des lobs mus der rap mit ſchaden entgelten
Und im was das lob nit gut, als eln ſchelten.

Die

* Wenen, *glauben*, *dafür halten.*

Digitized by Google

Die Schmeicheleyen, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen rechtartig. Gott grüfs euch, mein lieber Herr, euer Diener will ich seyn, und immer euer Knecht bleiben. *Was fehlt diesem Complimente? Nun fängt er an, ihn recht poetisch zu loben.* Ihr seyd edel und liederreich. Kein Vogel mag euch in allen Königreichen gleich seyn. Nach meinen Gedanken mufs euch der Sperber und der Falke weichen, die Schönheit des Habichts und des Pfauen. Süfs ist eurer Kehlen Schall, eure Stimme hört man überall in dem Walde erklingen. *Dieses ist, wie mich deucht, eine sehr poetische Stelle. Man stelle sich vor, wenn der Dichter in unsern Zeiten geredet hätte, ob er nicht fast eben das gesagt haben würde, was* La Fontaine *saget:*

Eh bon jour, Monsieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!

Sans

Sans mentir ſi vôtre ramage
Se rapporte à vôtre plumage
Vous êtes le Phœnix des hôtes de ces bois.

Die Sitten dieſer Zeit lieſſen es nicht zu, daſs er ſich ſo manierlich ausdrücken konnte. Indeſſen muſs dieſe Stelle vor vierhundert Jahren eben ſo artig und munter geklungen haben, als des Fontaine *ſeine zu unſern Zeiten klinget. Damit man den Werth dieſes alten Autors deſto beſſer erkenne: ſo will ich eben die Fabel von dem Raben aus dem* Melander *herſetzen, welcher* 1712. *eine* Mythologiam Paræneticam, *das iſt, die Fabel Phädri in deutſchen Verſen, zu Eiſenberg herausgegeben hat. Er läſst ſich folgender maſſen gar annehmlich und deutlich vernehmen:*

Als ein gewiſſer Raab den Käſs vom Fenſter ſtahl,
Und aſs denſelben gern auf hohem Baum zum Mahl,

So

Digitized by Google

So ſahe den der Fuchs, und fieng ſo an zu reden:
O Raab! wie haſt du doch ſo ſchöne Feder-Weden.
Wie herrlich ſteht dir doch der Leibes-Zierrath an!
Kein Vogel, wenn du ſängſt, gieng dir im Rang voran.
Allein da ſich der Narr zu ſeiner Stimme ſchicket,
Verliert er ſeinen Käſs, den gleich der Fuchs entrücket,
Und reiſſet ihn mit Liſt ſo fein begierig hin,
Da wurde erſt der Raab der Liſt des Fuchſes in.
Und alſo wurde er zum Seufzen erſt bewogen,
Daſs ihn der ſchlaue Fuchs ſo ſchändlich hat betrogen,
Damit wird angezeigt, was Sinn und Witz vermag,
Und Klugheit halte ſtets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftloſen Art zu erzählen auf die Zeit ſchlieſſen wollte, in welcher Melander gelebet, ſollte man, ſage ich, nicht denken, daſs er noch einige Jahrhunderte vor unſerm Ungenannten ſein Werkgen verfertiget haben müſste?

Um

Digitized by Google

Um die Weitläuftigkeit zu vermeiden; ſo will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unſerm Alten anführen. Ich muſs übrigens erinnern, daſs man bey ihm nicht lauter äſopiſche Fabeln, ſondern auch Erzählungen antrifft, zum Exempel die Geſchichte der Matrone zu Epheſus, *welche die Herren Verfaſſer der ſchweizeriſchen geiſtvollen Schriften in ihr ſiebentes Stück eingerückt haben; die Erzählung* von dem Fieber und der Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Eſel, *und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geſchmacks mit Vergnügen bemerket.*

Das letzte Exempel ſey die Fabel von dem Wolfe und der Geiſs.

Ein Geiſz wolt uff ein weide gon,
Da lieſz ſie in dem ſtalle ſton
Ein junge geiſz, ir tochterlin;
Zu ir ſprach ſie, loſz nyeman in,
Du ſolt die ture beſloſſen lon;
Haruſz ſolt du nit gon,

Bliß

Blip darinn, das iſt dir güt,
So biſt du vor dem wolff behüt.
Da die geiſz beſloſſen wart,
Vil ſchier ein wolff kam uff die fart.
Er ging zu dem ſtall drugenlich, *
Und geborte ſich glich
Der alten geiſz in valſchheit,
An ſtyme, an wandel, und ſeit †
Der jungen geiſz: loſs mich in,
Min trut liebes tochterlin!
Sie ſprach, wer biſtu ſtant davor?
Ich ton nit uff des ſtalles tor.
Min mutter hat verboten mir,
Das ich nit uſz hin kome zu dir.
Ich kenne dich wol, die ſtym iſt falſch,
Dich hilffent weder tutſch noch welſch.
Du komeſt nit herein, ſomer got! **
Ich

* *betrüglich.* † *ſagt.*

** Somer got, *oder* ſummer gott, *iſt eine Betheurung, die ſo viel heißt, als: Bey Gott! So wahr mir Gott helfe.*

Digitized by Google

Ich wil halten das gebot,
Das mir gebot min mütterlin,
Das ich nyeman ſolt loſſen in:
Du biſt ein wolff, das ſihe ich wol,
Wann du biſt aller ſchalckheit vol.
Ach herrgot, wie vil der iſt
Uff erden, die denſelben liſt
Erzöigent mit ſuſſes honiges wort,
Und iſt ſchande, ſchade und mort
In ir hertze alle begraben. *&c.*

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebt haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, *einen Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moraliſches Buch in Verſen geſchrieben, welches er den* Renner *nennt, und von welchem er ſaget:*

In Schwaben, in Döringen und Franken,
Da ſollen teutſche Leute mir danken,
Das ich viel frembder Lere in han
In Teutſcher Zungen kundt gethan,

Die

Die manch jar vor und dan nooh heuer
In Teutſcher Sprache waren deuwer.

In dieſem Buche ſind verſchiedene, theils äſopiſche, theils andere Fabeln enthalten; und wer weiſs, ob nicht einige darunter von ſeiner eigenen Erfindung ſind. Man kann von ſeiner Schreibart mit keiner Zuverläſsigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549. zu Frankfurt am Mayn in folio herausgegeben hat, ſo beſorgt geweſen iſt, und die ſchwäbiſche Mundart des Trymbergs nach der Sprache des ſechzehnten Jahrhunderts verbeſſert, oder, deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieſer unzeitigen Sorgfalt ſehen will, darf nur den Morhof, von der deutſchen Sprache und Poeſie, auf der 352 S. nachleſen. Es ſcheint wirklich, daſs Trymberg die Sprache nicht ſo in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte Fabeldichter. Die Urſache mag wohl dieſe ſeyn, daſs er ſich, als ein Schulmann, mehr auf das Latein geleget hatte, wie er ſelbſt ſaget:

Digitized by Google

Und wiſet, das ich wohl dreiſſig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein ſo gar
Geleit, daſs mir die Teutſchen Reimen
\- - - -
So gar waren unbekant
Als ob ich führe im frembe Land
Und wölte eine ſprache lernen da.

Wie glüklich ſind wir in unſern Zeiten, daſs wir dieſe Entſchuldigung nicht mehr nöthig haben! Unſere gröſsten Gelehrten halten es für eine Ehre, ſowohl in der einen als in der andern Sprache zugleich ſchön zu ſchreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bey ſeiner Geſchicklichkeit in der griechiſchen Sprache auch in ſeiner Mutterſprache vortreflich ſchrieb.

Wenn nichts an unſerm Trymberg zu loben wäre: ſo verdiente er doch wegen der edlen Freyheit, mit welcher er die Laſter ſeiner Zeiten angreift, eine beſondere Hochachtung. Er fürchtet ſich vor dem geiſtlichen

und

Digitized by Google

und obrigkeitlichen Stande so wenig, dass er beyden die Wahrheit ganz unerschrocken saget. Er folget hierinne dem Beyspiele des beherzten Freydanks, welchen er sehr oft mit grosser Hochachtung anführet. Die Satyre hat auch viel zu enge Grenzen, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäftigen soll. Die Thorheiten der Grossen machen beredter, als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemal finden, dass in dem Lande, wo die meiste Freyheit herrscht, auch die besten und kräftigsten Satyren angetroffen werden. Den poetischen Geist des Herrn Trymbergs mag ich eben nicht loben. Er hat gesunde und gute Lehrsprüche; aber hohe Gedanken und lebhafte Auszierungen wird man freylich nicht oft in seinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indessen itzt nicht als einen erhabnen Dichter, sondern als einen Fabelschreiber. Doch auch in dieser Betrachtung dürfte er wohl etliche Stuffen unter dem Ungenann-

Digitized by Google

ten zu ſtehen kommen. Ich will eine Probe von ſeiner Art zu erzählen herſetzen.

Von zweyen Mülen.

Ein Müle mit eym rädelein
Bey einem kleinen dörffelein
Hatte vor zeitten ein armer mann
Das waſſer dem rädelein entrann
Und nicht hatte ſeinen follen ſchwang
Mit jamer es umbgieng und ſangk
Als ihm des waſſers not gebot
Hilff Herre Gott, Hilff Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff ſehr groſs
Bey dem ein krefftig waſſer floſs
Das treib zwey räder fölligliche
Sie ſchnapten mit eynander glieche;
Hilff oder laſs, Hilf oder laſs
Die Erde ſey trucken, oder naſs;
So hant wir genug tag und nacht
Uns wird ſo mancher Sack herbracht.

Dieſe mülen mögent uns wol bedeuten
Auf erden reich, und arme Leute.
Unſern Herren ruffent die armen an. &c.

In

Digitized by Google

In dem ſechzehnten Jahrhunderte hat ſich Burkard Waldis *um die Fabel verdient zu machen geſucht, und vierhundert an der Zahl in Verſe gebracht, welche zu Frankfurt am Mayn 1548. in 8vo im Drucke erſchienen ſind. Morhof gedenket ſeiner, in der deutſchen Poeterey der mittlern Zeit, mit keinem Worte; und es ſcheint daher, daſs er ihn für ſehr ſchlecht muſs gehalten haben. Es iſt freylich leider bekannt, daſs die deutſche Poeſie nach den glücklichen Zeiten der Kaiſer aus dem ſchwäbiſchen Hauſe ein ſehr ſchlechtes Anſehen bekommen, da ſie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen der Groſſen in die Hände des Pöbels gerathen, und endlich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meiſterſänger geworden; allein ſo ſchlecht ſie auch in dem ſechzehnten Jahrhunderte ausgeſehen hat, wenn man Sebaſtian Brands und Johann Fiſcharts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunſt die Herren Verfaſſer der*

Digitized by Google

ſchweizeriſchen kritiſchen Schriften in dem ſiebenten Stücke gehandelt haben: ſo glaube ich doch, daſs man unſerm Waldis zu viel thut, wenn man ihn etwa mit Hans Sachſen in eine Reihe ſetzen wollte. Er weiſs die weitläuftige und oft müſſige Art zu erzählen, die man ihm mit Recht vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beſchreibungen wieder gut zu machen. Und er iſt mehr zu bedauren, daſs er nicht zu einer beſſern Zeit gelebet hat, als daſs er den Schimpf ſeiner Zeit und ſeiner verſtümmelten Sprache entgelten ſollte. Vielleicht werden einige Exempel von ſeiner Arbeit ſeinen Charakter beſſer machen, als ich. Die Fabel vom Pferde und Eſel lautet alſo:

Einsmals ein Pferd gebunden ſtund
Und het einen ſchönen Zaum im Mundt
Der war mit güldnen Buckeln beſchlagen
Auf ſeinem rücken thet es tragen
Ein blanken Sattel ſchön gezierd

Ein

Digitized by Google

Ein Roſsdecken mit Gold durchſchniert
Es riſs den Zügel bald entzwey
Und lieff hinweg mit groſſem Geſchrey,
Da kam ein Eſel on gefehr
Mit ſeiner Laſt langſam daher,
Das Pferd fraſs das Gebiſs mit ſchaum
Sah zorniglich und ſprach, gib raum
Wer hat dich ſolche mores gelert
Das du nit weichſt eim ſolchen Pferdt?
Geh weg, gib raum, oder will dich ſchlagen
Das dich ihr ſechs von hinnen tragen
Der Eſel erſchrak von dem ſchnurren
Gab raum und durfft auch nit einſt murren.
Das Pferd lieff was es leibes mocht
Zu letſt ſichs on gefehr verrücht
Der wardt ſein Herr von ſtundt gewar
Nam im die ſchöne Rüſtung gar
Verkauffts dem Fuhrman in den Karren
Der wolt damit hinweg fahren,
Das ſahe der Eſel lieff baldt zu
Sprach, grüſst dich freundt, wie ſiheſt nu?
Wo iſt das Gülden und Seiden zier

Digitized by Google

Der ſehe ich jetzund keines an dir?
So lieber Freundt, ſo gehts auff Erden
So muſs hoffart geſtraffet werden.

Von einer Frauen,
die ihren ſterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib
Gar wol gethan und ſchön von Leib,
Dieſelb hett auch ein jungen Mann
Den kam ein eilend Krankheit an,
Das er ſich legen muſt zu Bett
Die Kranckheit jn faſt engſten thet,
Das er auch mit dem Todte facht,
Den hett die Frauw in guter acht.
Betrübt ſich deſs ſo mechtig ſehr
Das ſie auch kaum kundt reden mehr.
Da ſprach jr Vatter, Tochter mein,
Bitt, wölleſt nit ſo trauwrig ſein,
Wird dir jetzt ſchon der Mann abſterben,
Ich wolt dir umb ein andern werben,
Ich weiſs auch das derſelb für allen
Dir baſs denn dieſer ſolt gefallen,

Und

Digitized by Google

Und dich wohl bald alſo gewehnen,
Das dich nicht darfft nach dieſem ſehnen,
Darab erzörnt die junge Frauw
Und ſprach zum Vatter auf mein trauw,
Ir ſeht ich bin betrübtes hertzen
Dennoch vermehrt jr mir den ſchmerzen,
Das jr mir ſagt vom andern Man
Das wort ich zwar nicht hören kan
Das aus meines kranken Mannes lieb
Ich mich gar herzlich ſehr betrüb,
Bald thet derſelbig Man verſcheiden
Darab der Frauwen hertzlich leiden
Mit Trauwrigkeit ward ſehr vermehrt,
Wie uns die folgende that lehrt,
Mit weinen ſie den Man beklagt
Daneben auch jren Vatter fragt,
Vnd ſprach, ich bitt, mir ſagen wöllen
Wie iſts umb den jungen Geſellen
Von dem jr heut geſaget hat,
Iſt er auch hie in dieſer Statt?
Ihr ſeht wo mich der Schuh jetzt drückt,
Ob ich meines leidts möcht werden erqvickt.

Digitized by Google

Hie mag man ſehen wie die Frauwen
Ir Männer meynen mit all trauwen
Bey dem ſie zwanzig Jar geſeſſen
Köntens in einer ſtund vergeſſen
Doch wiſſens viel davon zu waſchen,
Iſt gleich als wenn einr kaufft ein Taſchen,
Vnd braucht ſie lang bis ſie wird alt
Vnd jm on all gefahr entfalt.
Geht hin zum Krämer kaufft ein neuw
So iſts auch umb der Frauwen reuw.

Ich übergehe hier verſchiedene Fabelbücher, als den Reineke Fuchs *des Hrn.* von Alkmars, George Rollenhagens Froſchmäusler, *und den* Müken- *und* Ameiſenkrieg, *weil ſie alle drey nicht ſowohl unter die äſopiſchen Fabeln, als unter die ſcherzhaften Heldengedichte gehören; in welcher Art ſie, der harten und rauhen Verſe ungeacht, doch ihren Werth haben. Der Ueberſetzer des Mükenkriegs iſt nicht bekannt. Das Original iſt von einem,*

Digitized by Google

einem, der ſich Cocalium genannt hat, in makaroniſchen, oder halb lateiniſchen und halb welſchen Verſen, aufgeſetzt, wie die deutſche Vorrede ſaget:

Dieſer Krieg iſt vor vielen Jarn
Anfangs von eim beſchriebn worn
Der ſich genannt Cocalium,
Mit einer art der Carminum,
Darinn er vermiſcht Welſch mit Latein
Wie dieſer Verſs bey uns mag ſey:

Hei mihi Strasburgum quod non queo ſuavvere turnum,
Cumque bonis quod non poſſum zechare Geſellis.

Ich will aus dem erſten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwa die Versart dieſes Heldengedichts kennen lernen will. Nachdem ſich der Bremen *König* Scannaca-balla *in der gröſsten Eil auf ſeinem Roſſe, einem Käfer, zu ſeinem Herrn Schwager*

Digitized by Google

Sanguileo, *dem Könige der Müken begeben, der unlängſt eine groſſe Niederlage erlitten hatte: ſo beſchlieſst er ſeine lange Anrede alſo:*

- - Ich ſchwer bey meiner Kron,
Ja bey deſs groſſen Jovis Thron,
Daſs ich alſsbald ohn lenger ziel
Der Mücken todt jetzt rechen wil.
Wil drey mal hundert tauſend man
Allhier bringen auff dieſen Plan,
Der aller beſten Bremen mein,
So ſie in meinen Lande ſeyn,
Kriegshelden aller ehren wert,
Eins teils zu fuſs, eins teils zu Pferd
Einen ſo wohl gerüſten Zeug
Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drey andere alte Fabelbücher, die loſen Füchſe dieſer Welt, *den* Eſelkönig *und den* Gänſekönig, *welche aber auch im eigentlichen Verſtande nicht zu den äſopiſchen Fabeln gerechnet werden können. Die loſen Füchſe dieſer Welt ſind nicht ſowohl Fa-*

Digitized by Google

Fabeln, als Sinnbilder, in welchen die Füchse unter allerhand Gestalten und Trachten mit einer Beyschrift aus der Bibel vorgestellet werden, welche die Erklärung des Bildes seyn soll. Es mag nun Sebastian Brand, oder wer da will, der Verfasser dieses Buchs gewesen seyn: so bringt es ihm, nach meiner Meynung, nicht viel Ehre. Man sieht darinnen wohl ein gutes Herz; aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Ueberlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdnerausgabe von 1585. zu trauen ist: so wäre es schon im Jahre 1495. in brabandischer Sprache im Drucke erschienen, und also älter, als der Reineke Fuchs, weil wir von diesem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübekische von 1498. in 8vo. Wenn diese Nachricht ihre Richtigkeit hätte: so könnte Doctor Luther, wie einige geglaubet, das Buch nicht verfertiget haben. Dass aber Doctor Luther ein grosser Freund der Fabeln gewesen, sieht man daraus, weil

Digitized by Google

weil er die Aesopischen hat reinigen und übersetzen wollen, auch wirklich sechszehn Stücke übersetzt, und eine sehr schöne Vorrede von dem Nutzen der äsopischen Fabeln dazu verfertiget hat. Seine kurzen und körnigten Uebersetzungen lesen sich mit Lust. Man findet sie in dem neunten Theile seiner deutschen Werke, und auch in denen hundert Fabeln Aesopi, welche Nathan Chyträus, *ein Professor zu Rostock,* 1571. *in* 8vo *herausgegeben hat. In eben dieser Ausgabe finden sich vier Fabeln, welche Doctor* Mathesius, *Luthers guter Freund, gemacht haben soll. Ich will eine davon hier einrücken.*

„Ein alter Hirtenhund, der seines Herrn „vihe trewlich bewachte, gehet zu Abend ein. „Den pelfern die Polsterhündlein auf der gassen „ahn. Er trabt für sich, und siht sich nicht „umb. Wie er fürn Kuttelhoff kompt, fragt „ihn ein fleischershund, wie er das gepelffer „leiden könne, und warum er nicht einen beim

„kamm

„ kamm neme. Nein ſaget der Hirtenhund, „ es zwacket und beiſſet mich keiner, ich muſs „ meine Zeen zun Wölfen haben.

„ Ach wer bisweilen verhören könnte, und „ verantwortet nicht alles, und lies St. Peters „ und Rolands ſchwert in der ſcheiden ſteken, „ der blieb lang ungebiſſen und vertrüg viel „ ſachen.

Eben dieſer Matheſius erzählet in ſeiner Predigt über Jothams Fabel, eine Fabel vom Philipp Melanchthon, die er im Wieſenthale über Tiſche vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt geſprochen. Sie iſt etwas lang, und vielleicht hat ſie Melanchthon auch kürzer und anmuthiger erzählet, als ſie uns Matheſius aufbehalten hat. Indeſſen verdienet ſie doch geleſen zu werden, da ſie von einem ſo groſſen Manne kömmt; geſetzt, daſs auch die Erfindung nicht ganz ſeine wäre.

Der

Digitized by Google

Der Welt Dank.

Eine groſſe Schlang verfiel ſich in einer Höle, und ſchrie jämmerlich. Ein Baur kompt zum Loch, fragt was da ſey, ſie bitt̃, er wölle jr heraus helffen. Traun nein, ſagt der man, an böſen Thieren iſt nichts gutes zu verdienen, ich ſölte wol ein Schlang in meinem Buſem aufziehen. Die Schlang helt an und verſpricht dem Bawren, ſie wölle im bey irem Gott, der einmal durch ſie geredet, den beſten lohn lifern, ſo die Welt zu geben pflegt. Gifft, gab, und groſſe verheiſſung bethoren auch die weiſen. Der Bawr hilft dem böſen und liſtigen Wurm heraus, daran wil ſie in zu lohne freſſen. Hab ich das umb dich verdienet? iſt das deiner zuſag gemeſs? ſagt der Bawr. Ich bin zweyzüngig, ſagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt in gemeiniglich wider daran. Wie der Bawr in engſten ſtehet, ſagt die Schlang, da du mir nicht glauben wilſt, ſo wöllen wirs auf die nech-

Digitized by Google

nechſten zwey ſetzen, die uns begegnen, was die in dieſer ſachen ſprechen, das ſol vns beyden, wohl und wehe thun. Bald kompt ein altes Pferd, dem legen ſie die ſache für, der Scheidman ſpricht: Ich habe meinem Kerner fünffzehen jar gedienet, morgen wil er mich dem Schelmſchinder geben, die welt lohnet nicht anders. Des gleichen ſpricht der alte Hund, auf den ſie auch compromittirn, ich hab zehn Jahr tag und nacht meinem Junckern jagen und viel Füchs und Haſen fangen helfen, jetz hat er ſeinem Weidman befohlen, er ſol mich an die Weide henken, das itt der welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet, indem trabt ein Füchslein daher, dem legt der Bawr ſein Sach auch für, und verheiſt im alle ſeine Hüner, er ſoll jm von dem böſen Wurm helffen. Der Fuchs unterwindet ſich des Handels, beredt die Schlang, ſie wölle jm die Höle zeigen, und was jr gefahr und des Bawrn dienſt geweſen ſey. Man kompt zum loch, der Fuchs

fert

Digitized by Google

fert ein, die Schlang hernach, und zeigt ihm alle Gelegenheit. Inn des wifchet der Fuchs heraus, und ehe ſich die Schlang umwendt, weltzet der Bawr aufs Fuchſen abred, wider ein groſſe wand für. Wie der Bawr erledigt, fordert der Fuchs, er ſoll jm aufn abend das Hünerhaus offen laſſen. Der Bawr kompt heim, thut ſeinem weib relation, und was er dem Fuchs für ſeine Procuratorey ſey anheiſchig worden. Die Bewrin ſagt: Hüner und Genſe ſein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr wil ſein Worten nachkommen, leſt dem Fuchs das Hünerloch offen. Wie es die Fraw gewar wird, wartet ſie mit ihrem Schiermeiſter, die nacht auf den Fuchs, vnd als er bona fiducia geſchlichen kompt, verrennen ſie ihm das loch, vnd blewen auf jn zu, bis ſie jn ergreiffen. Ach, ſagt der Fuchs, iſt denn das recht, vnd der welt höchſter lohn, für die gröſte wolthat, ſo beſtettig ichs heut, armer ſchalck, dis welt recht mit meinem leben und balg.

Frei-

Digitized by Google

Freilich gehet es auf erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein ſein wohlthat, ſondern kriegt mit der Zeit Teufels danck zu lohn. Doch muſs es endtlich alles bezalet werden, darumb umb der welt lohn und danckes willen nichts angefangen, umb jres undanckes und untrew willen nichts unterlaſſen.

Nunmehr komme ich auf zween proſaiſche Fabeldichter, die ſich von andern darinne unterſcheiden, daſs ſie nicht als Ueberſetzer, ſondern als Erfinder das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erſte iſt George Philipp Harsdörfer, *ein Rathsherr zu Nürnberg und Mitglied der Hochlöbl. fruchtbringenden Geſellſchaft, der bis in die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts gelebt hat. Er hat, auſſer ſeinem Frauenzimmer-Geſprächſpiele und verſchiedenen andern Schriften,* geiſtliche *und* weltliche Lehrgedichte, *unter dem Titel* Nathan *und* Jotham, 1650. *zu Nürnberg in* 8vo

Digitized by Google

8vo herausgegeben. Dieſe Lehrgedichte, „welche er zu ſinnreicher Ausbildung der „waaren Gottſeligkeit, wie auch aller löbli„chen Sitten und Tugenden verfertiget, „beſtehen in hundert und fünfzig geiſtlichen und eben ſo viel weltlichen Erzählungen. Wenn man dieſe Lehrgedichte kurz charakteriſiren will: ſo darf man nur den Namen darüber ſetzen, den Harsdörfer in der fruchtbringenden Geſellſchaft geführet hat. Er hieſs der Spielende: *Und dieſen Namen hat er in ſeinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meiſtens auf eine froſtige Anſpielung oder gezwungene Allegorie, und nicht ſelten auf ein Wortſpiel hinaus. Doch würde man ihm zu viel thun, wenn man glauben wollte, daſs unter dreyhundert Erfindungen nicht auch etliche gute wären. Ich will eine ſchlechte und eine etwas beſſere herſetzen. Die erſte heiſst die* Armuth. *Ich will denjenigen loben, der wachend etwas ſo ſinnreiches nachmachen kann.*

Die

Digitized by Google

Die Armuth.

Es hat ſich ein Peſtilentziſcher Lufft (*die Armut*) von den Leichnamen der Erſchlagenen in dem Krieg, erhaben, etliche Häuſer und Stättlein angeſtecket, und ſo bald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kiſten, und aus dem Beutel geblaſen, viel ſind von einer Statt in die andere geflohen, viel ſind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Arzney wider dieſen gifftigen Lufft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wieder kommen, ſo viel und mehr ſind unterwegs erſoffen. Weil nun dieſe Peſtin ſehr überhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülfe zu ſchaffen? Dafür hat ſich in der Apothecken der *Hoffnung* eine Artzney gefunden, welche von dem *Manna des Gebeths* und von der *Eberwurtz* unverdroſſener *Arbeit* gemachet worden. So viel ihrer dieſe Artzney mit vielen Faſten und wachen gebrauchet, ſind alle geneſen, und hat ſolche den Gifft von den

Digitized by Google

den Hertzen getrieben, daſs er ihnen nicht ſchaden können. Dieſes Mittel iſt durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen: ARO, hat der Wiederruff geantwortet: ORA. Es haben ſich aber nicht wenig gefunden, ſo dieſe Artzney nicht gebrauchen, und lieber in der Faulſucht ihr Leben enden, daſs ſie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor ſie erkranckt.

Tugend und Laſter.

Es wohnten in einem Hauſe vier fromme Weibsperſonen, welche ſich zu gleicher Zeit ſchwanger, und ſehr übel befunden. Als nun die Geburtsſtunde herbey kame, brachten ſie auf einen Tag vier ſehr abſcheulige Kinder, nehmlich zween Söhne und zwo Töchter auf die Welt. Die *Warheit*, welches die ältſte und ſchönſte unter beſagten Frauen ware, gebore den *Haſs*, ein ungeſtaltes Kind mit ſchehlen Augen und ſpitzigen Klauen. Die *Glückſeligkeit*, ein junges

Digitized by Google

junges und freches Weib, brachte an das Licht den *Stoltz*, eine Miſsgeburt mit zweyen Köpfen, einem Leib und Schwantz gleich einer abſcheulichen Schlangen, mit Baſiliſken Flügeln, &c. Die *Sicherheit* gebore eine Tochter, die nennte ſie die *Gefahr*, die wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen ſich anzuhalten. Viertens erledigte ſich die *Vertreulichkeit* einer Tochter, die nennte man die *Verachtung*. Wie nun die Eltern gute Freundſchaft pflogen, alſo wolten ſie ſolche bey ihren Kindern erblich machen, und heyrathet der Herr *Haſs* die Fräulein *Gefahr*, und der Herr *Stoltz* das Fräulein *Verachtung*.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verfloſſenen Jahrhunderte iſt Juſtus Gottfried Rabener, *ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürſtenſchule zu Meiſſen* 1699. *geſtorben iſt. Seine Fabeln, die unter dem Titel* Nützliche Lehrgedichte 1691. *zu Dresden in* 8vo *herausgekommen, ſind zu der Abſicht, in*

Digitized by Google

welcher er sie für die Jugend aufgesetzet hat, sehr dienlich gewesen. Er scheint freylich den Fussstapfen des Herrn Harsdörfers zuweilen gefolgt zu seyn, indessen ist es ihm weit besser geglückt, als jenem. Seine hundert Fabeln zeugen von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieser wackere Mann nicht in dem schematischen Weltalter gelebt hätte, wo man recht tapfer allegorisiren musste, wenn man witzig seyn wollte; wenn er sich ferner des Johann Valentin Andreä *lateinische Apologen nicht zu Mustern genommen hätte, welche zu Strassburg unter dem Titel* Mythologia Christiana 1619. *herausgekommen, und nichts weniger als gute Fabeln oder Erzählungen sind: so würden seine Erfindungen nebst seiner Schreibart weit grössere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es seine Fabeln, dass man sie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte, und sie auf eine geringere Anzahl setzte. Etliche Blätter voller äsopischen Witzes,*

Digitized by Google

tzes, den ein kurzer und munterer Vortrag belebet, ſtiften bey der Jugend und bey tauſend Erwachſenen vielleicht mehr Nutzen, als groſſe Werke, worinnen man die Moral gründlich ausdehnt, mit einer tiefſinnigen Mine ſeicht, und mit einem ſyſtematiſchen Geſchreye trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in vieler Händen iſt: ſo will ich ein paar Proben von ſeinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahls in heiſſen Sommer-Tagen in dem Strome baden nebenſt andern muthwilligen Knaben, wagete ſich aber zu weit in den Strom, und wurde von demſelben in eine gefährliche Tieffe geführet, in welcher er auch ſchon unterzuſinken anfing. Als aber die andern Knaben hierüber hefftig anfiengen zu ſchreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, ſprang mit groſſer Gefahr in das Waſſer, erhaſchte den ſchon ertrinckenden bey den Haaren, und brachte ihn alſo mit groſ-

Digitized by Google

ſer Mühe aufs trockene. An ſtatt aber, daſs der undanckbare Vogel die Wohlthat erkennen, und ſich dafür hätte bedancken ſollen, läſterte er den ehrlichen Mann, und warff mit Steinen nach ihm, daſs er ihn ſo geraufft hätte. Alſo gehet es auch treuen Predigern und Lehrmeiſtern, welche man mehrentheils mit Undanck und Schelt-Worten lohnet, wenn ſie ihre Zuhörer aus denen vielen gefährlichen Laſtern heben, und mit groſſer Mühe heraus reiſſen.

Spectrum Manſvetudinis.

Es rühmte ein Hund ſeine Sanfftmuth gegen die andern, und vermahnete ſie, daſs ſie ins künftige nicht mehr die unſchuldigen fürüber gehenden Leute anfallen ſollten. Dieſe verwunderten ſich über ſeine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wuſten, daſs er für deſſen die Wanders-Leute biſs zum Dorffe hinaus verfolget hätte. Als ſie aber genau auf ſein Maul Achtung gaben, nahmen ſie gewahr, daſs ihm ſeine fördern Zähne alle mit einem Steine ausgeworf-

Digitized by Google

geworffen worden. Solches wird erzählet wider dieſelben Heuchler, welche viel um ihrer Frömmigkeit und Sanfftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräfften und Gelegenheit fehlet den Leuten zu ſchaden, wiewohl es ihnen an dem böſen Willen nicht mangelt; vor ſolchen aber muſs man ſich mehr, als für den Kläffern hüten.

Dieſes mag von etlichen deutſchen Fabeln genug ſeyn. Ich weiſs nicht, ob ich allen Leſern mit dieſer Nachricht einen ſo gar groſſen Dienſt gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber geſehen haben, wenn ich von den Fabeln der Neuern geredet, und ſie, nachdem ſie es gewünſchet, entweder recht unverſchämt gelobet, oder recht kunſtmäſſig heruntergemacht hätte; aber zu beyden habe ich weder einen Beruf noch die gehörige Geſchicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber geweſen ſeyn, wenn ich einige poetiſche Ueberbleibſel von einer uralten griechiſchen

Digitized by Google

oder lateiniſchen Fabel hätte auftreiben, und ſie mit einem hiſtoriſch-philologiſch-kritiſchen Commentariolo von ſechs oder zwölf Bogen verſehen können. Zum Exempel, wenn ich die Gränzen der Gelehrſamkeit mit einigen wiederhergeſtellten Verſen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Häudellerche (Caſſita) *handelte, und* in verſibus quadratis *geſchrieben war. Doch anſtatt daſs einige deswegen Urſache haben ſollten auf mich zu zürnen: ſo ſollten ſie mir vielmehr danken, daſs ich ihnen nicht eine Materie weggenommen habe, bey der ſie ihre Gelehrſamkeit ohne Prahlerey zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber geweſen ſeyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten, an dieſer Stelle angebracht hätte: allein da Herr la Motte vor ſeinen Fabeln, Herr Breitinger in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt, Herr*

Bod-

Digitized by Google

Bodmer in der Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr bey uns diese Arbeit schon über sich genommen haben: so wird man die meinige sehr gut entbehren, und dafür diese Nachricht von einigen alten Fabeln lesen oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, *die ich dem Leser überliefere, weiss ich nichts weiter zu sagen, als dass ich erwarte, ob sie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu misfallen. Das erste wird die gröste Belohnung seyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünschen kann; das andere die gröste Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen lassen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren oder zu vergnügen.*

Leipzig,
in dem Märzmonate,
1746.

Digitized by Google

Fabeln und Erzählungen

von

C. F. Gellert.

Erſter Theil.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall ſang einſt mit vieler Kunſt.
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunſt;
Die Blätter in den Gipfeln ſchwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaſs der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora ſelbſt verzog am Horizonte,
Weil ſie die Sängerinn nicht gnug bewundern konnte.
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttinn, ihr zu Ehren,
Lieſs Philomele ſich noch zweymal ſchöner hören.

Sie

Digitized by Google

Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr,
Und spricht: Du singst viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.

Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing ich nur;
Sobald sie nicht gebeut, so hör ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

* * *

O Dichter, denkt an Philomelen!
Singt nicht, so lang ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:
So singt, so lang ihr feurig seyd,
Und öfnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt:

Digitized by Google

So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig wars und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hiengen.
Die Nachtigall fieng an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süsse Schall.
„Ach welcher singt von beyden doch so schön!
„Den Vogel möcht ich wirklich sehn!
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beyde;
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Getraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läfst sich nich zweymal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
Der, spricht er, mufs es seyn, so wahr ich ehrlich bin.

Wie

Digitized by Google

Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht mans gleich an seinen Federn an,
Dass er nichts kluges singen kann.

* * *

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieser Knabe, schliesst?
Wem Farb und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax kömmt; und kaum ist Stax erschienen:
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? Seht nur auf seine Minen,
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Mine nichts verspricht:
So schliesst man bey dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Dass ihm Verstand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüsten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald.

Digitized by Google

Und wo ein Bär den andern sah:
So hiefs es: Pez ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan;
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf Polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein anstatt, wie er, zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr liefs sich der Tänzer sehn.
Doch, seine Kunst verdrofs den ganzen Haufen.
Fort, schrien alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger seyn, als wir.
Man zwang den Pez davonzulaufen.

* * *

Sey nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist.
Doch je geschikter du vor vielen andern bist:
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.

Wahr

Digitized by Google

Wahr ists, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hiengen flach herab;
Und dennoch wusst er ihn zu tragen,
Dass ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb, und liefs bey seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weifs den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzusteifen.
Drauf läfst er sich dem Volke sehn;
Das Volk blieb vor Verwundrung stehn,
Und schreyt: Nun läfst der Hut erst schön!

Er starb, und liefs bey seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und ſchmält.
Ich, ſpricht er, ſehe wohl, was fehlt.
Er ſetzt darauf mit weiſem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O, rief das Volk, der hat Verſtand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht ſein Vaterland.

Er ſtarb, und lieſs bey ſeinem Sterben
Den dreyfach ſpitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freylich nicht mehr rein;
Doch ſagt, wie konnt es anders ſeyn?
Er gieng ſchon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn ſchwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt;
So weit ſah keiner noch, als der geſehen hat.
Ein weiſſer Hut lieſs lächerlich.
Schwarz, Brüder, ſchwarz! ſo ſchickt es ſich.

Er ſtarb, und lieſs bey ſeinem Sterben
Den ſchwarzen Hut dem nächſten Erben.

Der Erbe trägt ihn in ſein Haus,
Und ſieht, er iſt ſehr abgetragen;
Er ſinnt, und ſinnt das Kunſtſtück aus,
Ihn über einen Stock zu ſchlagen.
Durch heiſſe Bürſten wird er rein;
Er faſst ihn gar mit Schnüren ein.

Nun

Digitized by Google

Nun geht er aus, und alle ſchreyen:
Was ſehn wir? Sind es Zaubereyen?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finſterniſs verſchwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieſer groſſe Geiſt erfand.

Er ſtarb, und lieſs bey ſeinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künſtler groſs,
Und bey der Nachwelt unvergeſſen;
Der Erbe reiſst die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Dreſſen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn ſeitwärts auf den Kopf.
Ihn ſieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nun iſt die Kunſt erſt hoch geſtiegen;
Ihm, ſchrie es, ihm allein iſt Witz und Geiſt verliehn!
Nichts ſind die andern gegen ihn!

Er ſtarb und lieſs bey ſeinem Sterben
Den eingefaſsten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des erſten Buchs.

Was

Was mit dem Hute sich noch ferner zu-
getragen,
Will ich im zweyten Buche sagen.
Der Erbe liess ihm nie die vorige Gestalt.
Das Aussenwerck war neu, er selbst, der Hut,
blieb alt.

Und, dass ichs kurz zusammenzieh,
Es gieng dem Hute fast wie der Philosophie. +

✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡

Der Greis.

Von einem Greisen will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn.
Und wird mir itzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geschehn.

Von einem Greisen will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greisen, sah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich lass euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur soll mein Loblied seyn.

Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich singe nicht von Heldenthaten;
Der Greis sey meine Poesie!

O Ruhm

+ zu Eclecticg. Bespiegelung der Kantischen [illegible] [illegible] [illegible] bl 10.

Digitized by Google

O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hörts! Er ward gebohren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reuters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dies Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte, bald ein Ross zu werden,
Das Sattel, Zaum, und Reiter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Dass es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sichs selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlasnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.

Ach!

Digitized by Google

Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen Stolz hinan.

Allein wie giengs am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reiters Nutzen,
Und meiner Sklaverey erdacht.

* * *

Was wünscht man sich bey jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen,
Und, seiner Freyheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen,
Und desto tiefrer Sklaverey.

Digitized by Google

Chloris.

Aus Eiferſucht des Lebens ſatt,
Warf Chloris ſich betrübt auf ihre Lagerſtatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief ſie die Venus brünſtig an,
Ihr einen leichten Tod zu ſchenken.

Vielleicht war dies Gebet ſo eifrig nicht gemeint;
Verliebt und jung zu ſeyn, und um den Tod zu flehen,
Wem dies nicht widerſprechend ſcheint,
Der muſs die Liebe ſchlecht verſtehen.

Doch mitten in der gröſsten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört ſie auf zu beten,
Und wünſcht nicht mehr entſeelt zu ſeyn.
Er ſagt ihr tauſend Schmeicheleyen;
Er ſeufzt, er fleht, er ſchwört, er küſst.
O Chloris! laſs dichs nicht gereuen,
Daſs du noch nicht geſtorben biſt.
Dein Damon ſchwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könnteſt du ihn doch durch deinen Tod betrüben!

Der

Digitized by Google

Der meiſten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beyde kurze Zeit:
Und Chloris lieſs ſich bald verſöhnt von dem umfangen,
Den ſie vor kurzem noch des Haſſes würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen,
Und ſtreichelt ihn mit buhleriſcher Hand.

Doch ſchnell erſtarren ihre Hände.
Wie, Venus! Nähert ſich ihr Ende?
Sie fällt in ſanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;
Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Buſen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Iſts möglich, daſs ich dieſes glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.

Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier ſieht er ſeine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreymal ums Geſicht,
Als wollte ſie ſich noch durch einen Kuſs vergnügen.
Wozu ſie ſonſt die Neigung angetrieben,
Das ſcheint ſie auch, als Taube, noch zu lieben.

Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O ſeht, wie putzt ſie ihren Leib!

Sie

Digitized by Google

Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waschfass hin, thut, was sie sonst gethan:
Fängt Hals und Brust zu baden an.

Wie schön hör ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht?
Sie hat, als Chloris schon, oft über nichts gelacht.

Itzt naht sie sich dem grossen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Minen sich geübt;
Besieht den weissen Hals, bewundert ihre Flügel,
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz sich kostbar zu geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Lasst diese Taube doch zur Chloris wieder werden.

Umsonst, spricht Venus, ist dein Flehn;
Zur Taube schicket sie sich schön,
Und niemals werd ich ihr die Menschheit wieder geben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich stets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.

O wenn sich nur die Göttinn nicht entschliesst,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben so, wie Chloris, handeln!
Man sagt, dass sie es Willens ist.

Ach!

Digitized by Google

Ach! Göttinn, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen
sehn.
Mich dauert im voraus manch reitzendes Gesicht.
O liebe Venus, thu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befreyn.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnisvoll ein magisch Mittel vor.
Ihr müst euch, zischt sie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bey früher Sonne
setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel
netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau,

Der

Der Kranke that, was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu seyn?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar, so bald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein,
Und las; „Wer dieser Mann gewesen,
„Läfst, Wandrer, dich sein Grabmahl lesen.
„Er war das Wunder seiner Zeit,
„Das Muster wahrer Frömmigkeit;
„Und, dafs man viel mit wenig Worten sagt,
„Er ists, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt.

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmahl gab.
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelahmten Glieder,
Und, ohne Schmerz und ohne Stab
Verliefs er dieses fromme Grab.
Ach! rief er, läfst kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?

Der

Digitized by Google

Der Küfter kam von ungefehr herbey:
Den fragt der Mann, wer hier begraben ſey?
Der Küfter läſt ſich lange fragen,
Als könnt ers ohne Scheu nicht ſagen.
Ach! hub er endlich ſeufzend an:
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der loſe Künſte trieb,
Comödien und Verſe ſchrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Böſewicht.
Nein! ſprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute ſchalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem ſein Grab ſo rühmlich ſpricht,
Der war gewiſs ein Böſewicht.

Digitized by Google

Der Fuchs und die Elfter.

Zur Elfter ſprach der Fuchs: O, wenn ich fragen mag,
Was ſprichſt du doch den ganzen Tag?
Du ſprichſt wohl von beſondern Dingen?
Die Wahrheit, rief ſie, breit ich aus.
Was keines weiſs herauszubringen,
Bring ich durch meinen Fleiſs heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.

Dürft ich, verſetzt der Fuchs, mit Bitten dich beſchweren:
So wünſcht ich mir, etwas von deiner Kunſt zu hören.

So, wie ein weiſer Arzt, der auf der Bühne ſteht,
Und ſeine Künſte rühmt; bald vor- bald rückwärts geht,
Sein feidnes Schnupftuch nimmt, ſich räuſpert, und dann ſpricht:
So lief die Elfter auch den Aſt bald auf, bald nieder,
Und ſtrich an einem Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein ſehr gelehrt Geſicht.

Digitized by Google

Drauf fängt sie ernsthaft an, und spricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben:
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, sie denken doch, dafs sie vier Füsse haben.
Allein, Herr Fuchs, sie irren sich.
Nur zugehört! sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.

Ihr Fufs bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht;
Doch merken sie, was ich itzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft ihr Fufs nun geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten sie nun ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn ihr Fufs sich reget,
Dafs auch ihr Schwanz sich mit beweget;
Itzt ist ihr Fufs bald hier, bald dort;
Und so geht auch ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft sie nach den Hühnern reisen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schlufs,
Ihr Schwanz, das sey ihr fünfter Fufs;
Und dies, Herr Fuchs, war zu beweisen.

Digitized by Google

* * *

Ja dieſes hat uns noch gefehlt!
Wie freu ich mich, daſs es bey Thieren
Auch groſſe Geiſter giebt, die alles demonſtriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiſs erzählt.
Je minder ſie verſtehn, ſprach dieſes ſchlaue Vieh,
Um deſto mehr beweiſen ſie.

Das Land der Hinkenden.

Vorzeiten gabs ein kleines Land,
Worinn man keinen Menſchen fand,
Der nicht geſtottert, wann er redte,
Nicht, wann er gieng, gehinket hätte;
Denn beydes hielt man für galant.
Ein Fremder ſah den Uebelſtand.
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müſſen,
Und gieng einher mit ſteiffen Füſſen.
Er gieng, ein jeder ſah ihn an,
Und alle lachten, die ihn ſahn,
Und jeder blieb vor Lachen ſtehen,
Und ſchrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Digitized by Google

Der Fremde hielts für ſeine Pflicht,
Den Vorwurf von ſich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht;
Den Gang müſst ihr euch abgewöhnen.
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden ſprechen hört:
Er ſtammelt nicht; Genug zur Schande!
Man ſpottet ſein im ganzen Lande.

* * *

Gewohnheit macht den Fehler ſchön,
Den wir von Jugend auf geſehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daſs wir thöricht ſind, uns ſagen.
Wir ſelber halten ihn dafür,
Bloſs, weil er klüger iſt, als wir.

Inkle

Digitized by Google

INKLE, U: YARICO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinnſt, die uns zuerſt gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluthen fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebſte Gut, das Leben,
Der ungewiſſen See auf Brettern Preis zu geben;
Die Liebe zum Gewinnſt, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verluſt, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte ſeiner Jugend;
Denn Handeln war ſein Witz, und Rechnen ſeine Tugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwerdt bekehrt,
Das wir das Chriſtenthum und unſern Geitz gelehrt.
Er ſieht Amerika; doch nah an dieſem Lande
Zerreiſſt der Sturm ſein Schiff. Zwar glückt es ihm, am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,

Digitized by Google

Den fraſs ihr hungrig Schwerdt. Nur Inkle
soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muſs ihm Beſchir-
mung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirr-
tem Sinn,
Der Britte ſich zuletzt bey einem Brunnen hin;
Umringt mit naher Furcht und ungewiſſem
Grämen,
Ob Hunger oder Schwerdt ihm wird das Leben
nehmen.

Ein plötzliches Geräuſch erſchreckt ſein
ſchüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen ſpringt aus dem Gebüſch
hervor,
Und ſieht mit ſchnellem Blick den Europäer
liegen.
Sie ſtutzt. Was wird ſie thun? Beſtürzt zu-
rücke fliegen?
O nein! ſo ſtreng und deutſch ſind wilde
Schönen nicht.
Sie ſieht den Fremdling an. Sein rund und
weiſs Geſicht,
Sein Kleid, ſein lockigt Haar, die Anmuth
ſeiner Blicke
Gefällt der Schönen wohl, hält ſie mit Luſt
zurücke.

Auch

Digitized by Google

Auch Inklen nimmt dies Kind bey wilder Anmuth ein.
Unwiſſend in der Kunſt durch Zwang verſtellt zu ſeyn,
Verräth ſie durch den Blick die Regung ihrer Triebe;
Ihr Auge ſprach von Gunſt, und bat um Gegenliebe.
Die Indianerinn war liebenswerth gebaut.
Durch Minen redt dies Paar, durch Minen redts vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand; er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten ſpeist ſie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm eine Quell, vom Durſt ſich zu befreyn;
Durch Lächeln räth ſie ihm, getroſt und froh zu ſeyn.
Sie ſah ihn zehnmal an, und ſpielt an ſeinen Haaren,
Und ſchien verwundrungsvoll, daſs ſie ſo lockigt waren.

Digitized by Google

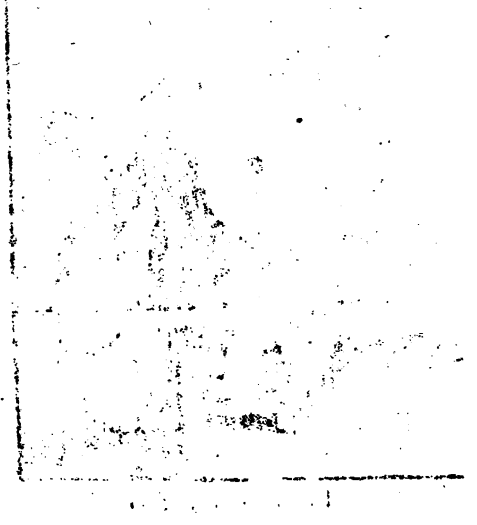
So oft der Morgen kömmt: so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage.
Sie bringt ihm manch Geschenk, und schmückt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muss, wenn sie ihn besucht, um ihre Schulter prahlen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall;
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel seyn?
Die

Digitized by Google

S. H. Grimm del. — J. R. Holzhalb sculps.

INKLE, U: YARICO.

Digitized by Google



Digitized by Google

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne.
Kurz; er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne.
Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süsse Lebensart, für Kostbarkeiten hat.
Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hörts, und zürnet schon, dafs es noch nicht geschehen.
Dort, spricht er, kleid ich dich, und zeiget auf sein Kleid,
In lauter bunten Zeug, von gröfsrer Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden.
Vor Freuden weint dies Kind, und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu entdecken;
Sie sieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergifst ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an seiner Hand,

Digitized by Google

So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort,
Und fliegt nach Barbados *; doch dieses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schikfal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dies war für seinen Geitz ein trauriges Geschick.
So hab ich, fieng er an, um arm zurückzukommen,
Die fürchterliche See, mit Müh und Angst, durchschwommen?
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.

Sie fällt ihm um den Hals; sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreyt. Nichts! er verkaufet sie.
Mich,

* Barbados ist eine von den Carabischen Inseln, welche den Engländern zugehört. Es wird ein grosser Sklavenhandel daselbst getrieben.

Digitized by Google

Mich, die ich ſchwanger bin, mich! fährt ſie fort zu klagen.
Bewegt ihn dies? Ach ja! ſie höher anzuſchlagen.
Noch drey Pfund Sterling mehr: Hier, ſpricht der Britte froh,
Hier, Kaufmann, iſt das Weib; ſie heiſst Yariko.

* * *

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich geweſen,
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil leſen!
Die gröſste Redlichkeit, die allergröſste Treu
Belohnſt du, Böſewicht! noch gar mit Sklaverey?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriſs, und ihrem Volk entſagte,
Mit dir das Meer durchſtrich, und, bey der Glieder Reitz,
Das beſte Herz befaſs, verhandelſt du aus Geitz?
Sey ſtolz! Kein Böſewicht bringt dich um deinen Namen.
Nie wird es möglich ſeyn, dein Laſter nachzuahmen.

Der

Digitized by Google

Der Kukuk.

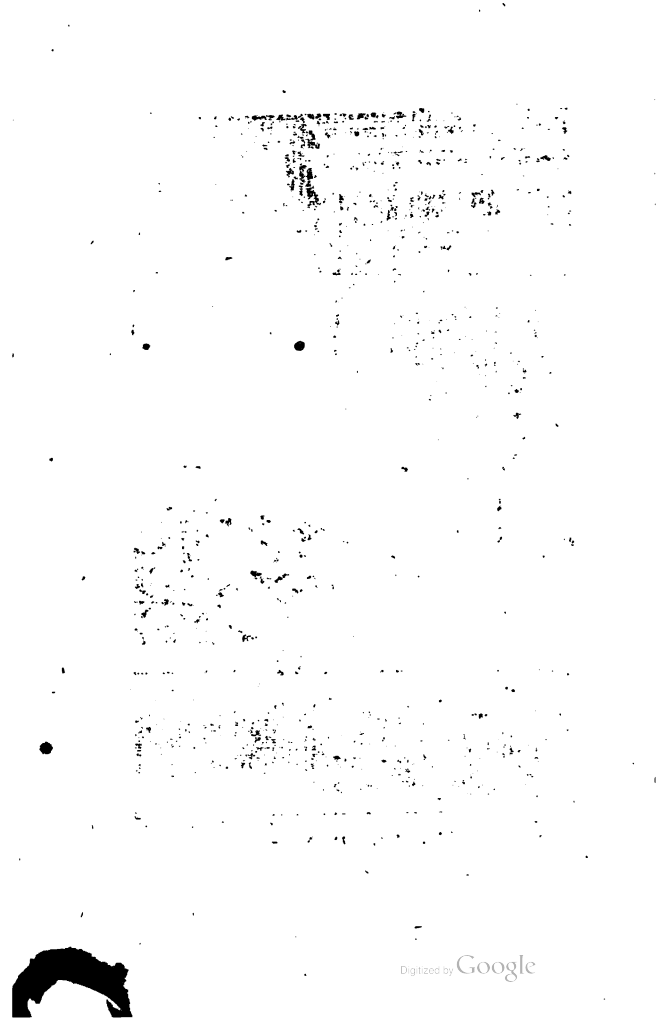
Der Kukuk ſprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was ſpricht man, fieng er an zu ſchreyen,
Was ſpricht man in der Stadt von unſern Melodeyen?
Was ſpricht man von der Nachtigall?
" Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.
Und von der Lerche? rief er wieder.
„ Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.
Und von der Amſel? fuhr er fort.
„ Auch dieſe lobt man hier und dort.
Ich muſs dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, ſpricht man denn von mir?
Das, ſprach der Staar, das weiſs ich nicht zu ſagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir ſelber ſprechen.

Digitized by Google

S.H. Grim delin. I.R. Holzhalb sculps:

DAS GESPENST.

Digitized by Google



Digitized by Google

Das Geſpenſt.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Geſpenſt gequält.
Er lieſs, des Geiſts ſich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberſpruch.
Der Geiſt entſetzte ſich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weiſſen Tuch,
Ihm alle Nächte den Beſuch.

Ein Dichter zog in dieſes Haus.
Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern
allein geweſen,
Bat ſich des Dichters Zuſpruch aus,
Und lieſs ſich ſeine Verſe leſen.
Der Dichter las ein froſtig Trauerſpiel,
Das, wo nicht ſeinem Wirth, doch ihm ſehr
wohl gefiel.

Der Geiſt, den nur der Wirth, doch
nicht der Dichter ſah,
Erſchien, und hörte zu; es fieng ihn an zu
ſchauern;
Er konnt es länger nicht, als einen Auftritt,
dauern:
Denn, eh der andre kam, ſo war er nicht
mehr da.

Der

Digitized by Google

Der Wirth, von Hofnung eingenommen,
Liefs gleich die andre Nacht den Dichter wieder kommen.
Der Dichter las, der Geift erfchien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut, fprach der Wirth bey fich, dich will ich bald verjagen;
Kannft du die Verfe nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unfer Wirth allein.
So bald es Zwölfe fchlug, liefs das Gefpenft fich blicken.
Johann! fieng drauf der Wirth gewaltig an zu fchreyn,
Der Dichter (lauft gefchwind!) foll von der Güte feyn,
Und mir fein Trauerfpiel auf eine Stunde fchicken.
Der Geift erfchrack, und winkte mit der Hand,
Der Diener follte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiffe Geift verfchwand,
Und lies fich niemals wieder fehen.

* * *

Ein jeder, der dies Wunder lieft,
Zieh fich daraus die gute Lehre,
Dafs kein Gedicht fo elend ift,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.

Und

Digitized by Google

Und wenn ſich ein Geſpenſt vor ſchlechten
Verſen ſcheut:
So kann uns dies zum groſſen Troſte dienen.
Geſetzt, daſs ſie zu unſrer Zeit
Auch legionenweis erſchienen:
So wird, um ſich von allen zu befreyn,
An Verſen doch kein Mangel ſeyn.

Der Selbſtmord.

O Jüngling, lern aus der Geſchichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beyſpiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Troſt und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur gröſsten Hofnung Anlaſs gab,

Den zwang die Macht der ſchönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn;
Er ſeufzt; er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war ſein Flehn.

Fuſsfällig klagt er ihr ſein Leiden.
Umſonſt! Climene heiſst ihn fliehn.
Ja, ſchreyt er, ja; ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.

Er

Digitized by Google

Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und, -- o was kann verwegner seyn!
Kurz, er besieht die Spitz und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Minen,
Die stets den Mund voll Andacht hat,
Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan:
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:
So sieht sie doch um Mäßigkeit im Essen.
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht:
So seufzt sie doch um Trost bey ihrer Dürftigkeit.

Welch

Welch redlich Herz! welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reifst dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder ſtimmt ſie täglich an.
Wer kömmt? Iſts nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willſt du ſie vielleicht im Singen ſtören?
Nein, wenn ſie ſingt, kann ſie nicht hören.
Geh nur, und hungre, wie zuvor.
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll ſie dies Herz vom Himmel lenken,
Und izt an einen Armen denken?

Sie ſingt, und trägt das Eſſen ſingend auf.
Sie iſst, und ſchmählt auf böſer Zeiten Lauf.
Allein wer klopft ſchon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Biſſen Brod ---
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr ſingt und betet nicht?
„Seyd fromm, und denkt an eure Pflicht:
„Der Herr vergiſst die Seinen nicht.
„Wenn ſeht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man muſs zu Gott auch brünſtig ſchreyn und flehen.

Doch

Digitized by Google

Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn, als Erbarmen?
Nein, nein! sie dient und hilft den Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis,
Und weist sie zu Gebet und Fleiss;
Ist dieses nicht der Schrift Geheiss?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern;
Allein nur redlichen Gemüthern.
Ist wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen:
So eilt sie doch, dem Weibe beyzuspringen.

Ach ja! Beatens Her zist willig und bereit;
Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! sie weiss sich auch die Todten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wenn sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste!

Welch

Welch ſchönes Crucifix! von wem wird dieſes ſeyn?
Beate ſchickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt ſie mein Erblaſſen:
So wird ſie meinen Sarg gewiſs verſilbern laſſen.

Sie kleidet Kanzel und Altar;
Und wird ſie künftigs neue Jahr,
So ſehr die andern ſie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, ſie ſolls aus Ehrſucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Collekte
Mit langſamſchlauer Hand ein volles Briefchen ſteckte?
Beate wars, ſie leiht dem Herrn,
Und was ſie giebt, das giebt ſie gern.
Was kann denn ſie dafür, daſs es die Leute ſehen?

Beate! Laſs die Läſtrer ſchmähen,
Und laſs ſie aus Verleumdung ſprechen,
Du willſt die Allmacht nur beſtechen,
Daſs, für den Wucher, den du treibſt,
Du einſtens ungeſtrafet bleibſt.
Laſs dich von andern ſpöttiſch richten,
Als pflegteſt du der Welt gern Laſter anzudichten;

Als wäre dies für dich die liebſte Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut;
Als hätteſt du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, ſchweigt; dieſs kann nicht ſeyn:
Denn betend ſteht ſie auf, und ſingend ſchläft ſie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefehr muſs einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straſſe finden,
Und jener hoft ſchon freudenvoll,
Daſs ihn der andre leiten ſoll.

Dir, ſpricht der Lahme, beyzuſtehen?
Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehen;
Doch ſcheints, daſs du zu einer Laſt
Noch ſehr geſunde Schultern haſt.

Entſchlieſſe dich, mich fortzutragen:
So will ich dir die Stege ſagen;
So wird dein ſtarker Fuſs mein Bein,
Mein helles Auge deines ſeyn.

Der Lahme hängt, mit ſeinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du

Digitized by Google

* * *

Du haſt das nicht, was andre haben,
Und andern mangln deine Gaben.
Aus dieſer Unvollkommenheit
Entſpringet die Geſelligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd er nur für ſich allein,
Und nicht für mich, bekümmert ſeyn.

Beſchwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den ſie dir verſagen,
Und jenem ſchenken, wird gemein:
Wir dürfen nur geſellig ſeyn.

Der Hund.

Phylax, der ſo manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch ſein Bellen widerſtanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu ſtehlen wuſte,
Selber zweymal weichen muſte,
Dieſen fiel ein Fieber an.

Digitized by Google

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krumholzöl und Mithridat
Muſste ſich der Hund bequemen,
Wider Willen einzunehmen.
Selbſt des Nachbar Gaſtwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor, ausgeſtanden,
War vergebens bey dem Vieh.

Kaum erſcholl die ſchlimme Poſt,
Als von ihrer Mittagskoſt
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu beſuchen, rannten.
Pantelon, ſein beſter Freund,
Leckt ihm an dem heiſſen Munde.
O, erſeufzt er, bittre Stunde!
O, wer hätte das gemeynt!

Ach, rief Phylax: Pantelon!
Iſts nicht wahr, ich ſterbe ſchon?
Hätt ich nur nichts eingenommen:
Wär ich wohl davongekommen.
Sterb ich Aermſter ſo geſchwind:
O, ſo kannſt du ſicher ſchreyen,
Daſs die vielen Arzeneyen
Meines Todes Quelle ſind.

Wie zufrieden ſchlief ich ein:
Sollt ich nur ſo manches Bein,

Das

Das ich mir verſcharren müſſen,
Vor dem Tode noch genieſſen.
Dieſes macht mich kummervoll,
Daſs ich dieſen Schatz vergeſſen,
Nicht vor meinem Ende freſſen,
Auch nicht mit mir nehmen ſoll.

Liebſt du mich, und biſt du treu:
O, ſo hole ſie herbey.
Eines wirſt du bey den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch geſtern morgen
In dem Winterreiſs verborgen;
Aber friſs mir nichts davon.

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bey ſchwachem Muthe,
Noch den Dunſt von ſeinem Gute.
Endlich, da ſein Auge bricht,
Spricht er: Laſs mir alles liegen!
Sterb ich, ſo ſollſt du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.

Sollt ich nur ſo glücklich ſeyn,
Und das ſchöne Schinkenbein,
Das ich -- doch ich mags nicht ſagen,
Wo ich dieſes hingetragen.

Digitized by Google

Werd ich wiederum gesund:
Will ich dir bey meinem Leben
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst — Hier starb der Hund.

* * *

Der Geitzhals bleibt im Tode karg.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben.
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Der Processs.

Ja, ja Processe müssen seyn!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden;
Wie könnt alsdenn das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur.
Drum, Bruder, recht' und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, setz alles auf,
Und lass dem Handel seinen Lauf:
Denn Recht muss doch Recht bleiben.

Was

* * *

Was sprecht ihr, Nachbar? dieser Rein,
Der sollte, meynt ihr, euer seyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.

„Nicht doch, Gevatter, nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
„Von denen jeder sagen wird,
„Dass lange vor der Schwedenzeit —

Gevatter, ihr seyd nicht gescheit!
Versteht ihr mich? Ich will euchs lehren,
Dass Rein und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun.
So saget Kunz, schlägt in die Hand,
Und rückt den spitzen Hut die queere.
„Ja, eh ich diesen Rein entbehre,
„So meid ich lieber Gut und Land.
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten;
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein, Herr Glimpf, sein Advocat
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich seyn?
Kunz war zu Fuss, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, dass ich lügen werde?
Ich bitt euch, stellt das Reden ein,
Sonst werd ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.

Digitized by Google

Ich ſag es noch einmal: Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüſst Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht ſchimpfen,
Der, denkt nur! ſpricht, der ſchmale Rein,
Der zwiſchen unſern Feldern lieget,
Der, ſpricht der Narr, der wäre ſein.
Allein den will ich ſehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beſte Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O dient mir wider ihn, und helft die Sach entſcheiden.

Kein Menſch, verſetzt Herr Glimpf, dient freudiger, als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das gröſste Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es ſich.
Genug, verklagt den Ungeſtümen!
Ich will mich zwar nicht ſelber rühmen,
Dieſs thut kein ehrlicher Juriſt;
Doch dieſes könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceſs, ſeit zwanzig Jahren,
Von mir verlohren worden iſt.

Ich

Digitized by Google

Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr sollt sie nicht verlieren.
Glimpf reitet fort. Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch versprach.

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geschrieben.
Das halbe Dorf muss in das Amt;
Man eilt die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören;
Und diese schwören insgesamt,
Dass, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rein ihm gar nicht zugehörte.

Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiss zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das gröfste Recht.

Manch widrig Urtheil kömmt; doch lafst es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
Lafst dem Processe seinen Lauf,
Ich schwör euch, endlich durchzudringen;
Doch ---
Herr, ich hör es schon; ich will das Geld gleich bringen.

Digitized by Google

Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit.
Allein, warum so lange Zeit?
Dieſs, Leſer, kann ich dir nicht ſagen;
Du muſst die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kömmt. O ſeht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, daſs Haus und Hof verſtritten,
Und Haus und Hof ſchon angeſchagen ſind?
Genug, daſs er den Rein gewinnt.
O, ruft er, lernt von mir, den Streit aufs höchſte treiben,
Ihr ſeht ja, Recht muſs doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloſſem Degen
In eines reichen Mannes Haus,
Und bat ſich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, ſprach er, kenn ihr chriſtlich Herze,
Sie ſorgen gern für andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An ihres Nächſten Elend Theil.

Ich

Digitized by Google

Ich weifs, mein Flehn wird sie bewegen:
Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit;
Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf ihre Gütigkeit.

* * *

Dies ist die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn sie um unsern Beyfall flehn.
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verstehn.
Der Autor will den Beyfall nicht erpressen;
Nein, er verläfst sich blofs auf unsre Billigkeit.
Doch dafs wir diese nicht vergessen:
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beyden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weifsen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,
Und, wie ein Mensch, stolz in Geberden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Brems entgegenzog,
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.

Digitized by Google

Sie leckte von dem weiſſen Schaume,
Der heeſigt am Gebiſſe flos.
Geſchmeiſſe! ſprach das wilde Roſs,
Du ſcheuſt dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfſt du wohl ein Pferd erbittern?
Ich ſchüttle nur: ſo muſt du zittern.
Es ſchüttelte: die Bremſe wich.

Allein ſie ſuchte ſich zu rächen.
Sie flog ihm nach, um ihn zu ſtechen,
Und ſtach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erſchrack, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eiſen ſtecken,
Und brach ein Bein. Hier lag der ſtolze Gaul.

* * *

Auf ſich den Haſs der Niedern laden,
Dieſs ſtürzet oft den gröſsten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht nützen kann,
Kann allemal, als Feind, dir ſchaden.

Die Reiſe.

Einſt machte durch ſein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daſs jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewiſſe Zeit auf Reiſen gehen ſollte,

Um

Um sich in Künsten umzusehn.
Er liefs genaue Karten stechen,
Und gab dazu noch jedem das Versprechen,
Ihm, würd er nur, so weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beyzustehn.
Es war das deutlichste Gesetze,
Das jemals noch die Welt gesehn;
Doch weil die meisten sich vor dieser Reise
scheuten:
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst und zur Bequemlichkeit
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Neigung fand;
Doch alle waren eins, dafs man gehorchen
müfste.

Man machte sich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüfste.
Sehr viele reisten nur im Geist,
Und überredten sich, als hätten sie gereist.
Noch andre schaften das Geräthe
Zu ihrer Reise fleifsig an,
Und glaubten, wenn man nur stets reisefer-
tig thäte:
So hätte man die Reise schon gethan.

Digitized by Google

Sehr viele fiengen an, zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten, aber wenig Meilen,
Und meynten, dem Befehl sey nun genug geschehn.
Noch andre suchten auf den Reisen
Noch mehr Gehorsam zu beweisen,
Als den, den das Gesetz befahl;
Sie reisten nicht durch grüne Felder,
O nein, sie suchten finstre Wälder,
Und reisten unter Furcht und Quaal;
Behängten sich mit schweren Bürden,
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt,
Und siech und krank zurückekommen würden:
So wären sie des besten Amtes werth;
Sie reisten nie auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

* * *

Wie elend, hör ich manchen klagen,
Ist nicht dieß Mährchen ausgedacht!
Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?

Wo

Digitized by Google

Wo giebt es wohl ſo ſtumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgeſtellt?
Dies ſind unſinnige Geſchöpfe,
Und nicht Bewohner unſrer Welt.
O Freund! was zankſt du mit dem Dichter?
Sieh doch die meiſten Chriſten an;
Betrachte ſie, und dann ſey Richter,
Ob dieſes Bild unglaublich heiſſen kann.

Das Teſtament.

Philemon, der bey groſſen Schätzen
Ein edelmüthig Herz beſaſs,
Und, andrer Mangel zu erſetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaſs;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beyzuſtehen.
Zween Nachbarn haſsten ihn; zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs ſchimpflichſte von ihm zu ſprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher als ſie.
Iſt dieſs nicht ſchon ein groſs Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, ſich für den Schimpf zu rächen.
Nein,

Nein, sprach er, lasst sie neidisch schmähn;
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können.

Er stirbt. Man findt sein Testament,
Und liest: Ich will, dass einst nach meinem Sterben
Mein hinterlassnes Gut die beyden Nachbarn erben,
Weil sie dies Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünscht dies Testament.
Wie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
Mir giebt er nichts, und alles diesen beyden?

Die beyden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen:
Denn damals wusste man nicht recht zu proceßiren;
Sonst hätten beyde nichts gekriegt.
So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Seelgen nicht!
Er war die Grosmuth selbst, er war der Zeiten Licht,
Und alles dies des Testamentes wegen:
Denn eh er starb, war ers noch nicht.

Sind

Digitized by Google

Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füssen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geitz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurückegehn.
Arm hat er sich noch satt gegessen;
Reich hungert er, bey halbem Essen,
Und schnitt das Brod, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott, und über Theurung ab;
Und ward, mit jedem neuen Tage,
Der Seinen Last und seine Plage.

Der andre Nachbar lachte sein.
Der Thorheit, sprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Seegens recht erfreun.

Er

Er hielt sein Wort, und sah in wenig Jahren,
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf- und abgefahren,
Schlich itzt sein Fuss ganz unbekannt.
Ach! sprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Dass uns der Reichthum wird verderben;
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg, ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu besitzen,
Denn keiner wusst ihn recht zu nützen.

Da-

Digitized by Google

DAMÖTAS UND PHYLLIS.

Digitized by Google

Digitized by Google

Damätas und Phyllis.

Damätas war ſchon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte ſeine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuſs von ihr erlangen.
Er bat, er gab ſich alle Müh;
Doch ſeine Spröde hört ihn nie.

Er ſprach: Zwey Bänder geb ich dir;
Auch ſoll kein Warten mich verdrieſſen:
Verſprich nur, ſchöne Phyllis, mir,
Mich dieſen Sommer noch zu küſſen.
Sie ſieht ſie an; er hoft ſein Glück;
Sie lobt ſie, und giebt ſie zurück.

Er bot ein Lamm, noch zwey darauf:
Dann zehn: dann alle ſeine Heerden.
So viel? dieſs iſt ein theurer Kauf.
Nun wird ſie doch gewonnen werden.
Doch nichts nahm unſre Phyllis ein;
Mit finſtrer Stirne ſprach ſie: Nein!

Wie?

Digitized by Google

Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willſt du ewig widerſtreben?
Gut! ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuſs zu geben.
O! rief ſie, fürchte nichts von mir;
Ich bin dir ewig gut dafür.

Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküſst zu ſeinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bey ſeinen Heerden eingeſchlafen;
Er ſchlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bey dem Schäfer ſtehn.

Wie roth, ſpricht Phyllis, iſt ſein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entſchlieſſen.
O thät mir nichts ſein böſer Hund:
Ich müſste dieſen Schäfer küſſen.
Sie geht; doch, da ſie gehen will,
So ſteht ſie vor Verlangen ſtill.

Sie

Digitized by Google

Sie ſieht ſich dreymal ſchüchtern um,
Und ſucht die Zeugen, die ſie ſcheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln ſtumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite!
Sie ſinnt, bis daſs ſie ganz verzagt
Sich noch zween Schritte näher wagt.

Hier ſteht nunmehr das gute Kind;
Allein ſie kann ſich nicht entſchlieſſen;
Doch nein; itzt buckt ſie ſich geſchwind,
Und wagts, Damöten ſanft zu küſſen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.

Wie ſüſſe muſs ein Kuſs nicht ſeyn!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder ſich, als erſt, zu ſcheun,
Und läſst ſich bey dem Schäfer nieder;
Sie küſst, und nimmt ſich nicht in Acht;
Sie küſst ihn, und Damöt erwacht.

O! fieng

Digitized by Google

O! fieng Damöt halb ſchlafend an:
Miſsgönnſt du mir die ſanfte Stunde?
Dir, ſprach ſie, hab ich nichts gethan;
Ich ſpielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es ſteht nicht fein,
Ein Schäfer, und ſtets ſchläfrig ſeyn.

Jedoch, was giebſt du mir, Damöt?
So ſollſt du mich zum Scherze küſſen.
Nun, ſprach der Schäfer, iſts zu ſpät;
Du wirſts an mich bezahlen müſſen.
Drauf gab die gute Schäferinn
Um einen Kuſs zehn Küſſe hin.

Die

Digitized by Google

DIE WIEDERSPRECHERINN.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Widerſprecherinn.

Iſmene hatte noch, bey vielen andern Gaben,
Auch dieſe, daſs ſie widerſprach.
Man ſagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daſs alle dieſe Tugend haben;
Doch wenns auch tauſendmal der ganze Weltkreis ſpricht:
So halt ichs doch für ein Gedicht,
Und ſag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt;
Ich hab es oft verſucht, und manche ſchön genannt,
So häſslich ſie auch war: bloſs weil ich haben wollte,
Daſs ſie mir widerſprechen ſollte;
Allein ſie widerſprach mir nicht.
Und alſo iſt es falſch, daſs jede widerſpricht,
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Itzt komm ich wieder zu Iſmenen.
Iſmenen ſagte mans nicht aus Verleumdung nach,
Es war gewiſs, ſie widerſprach.

Einſt ſaſs ſie mit dem Mann bey Tiſche;
Sie aſſen unter andern Fiſche;

Digitized by Google

Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, ſprach der Mann, mein Engel, iſt mir recht:
So iſt der Fiſch nicht gar zu blau geſotten.
Das, rief ſie, hab ich wohl gedacht!
So gut man auch die Anſtalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu ſpotten.
Ich ſag es ihnen kurz, der Hecht iſt gar zu blau.
Gut! ſprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber ſtreiten;
Was hat die Sache zu bedeuten?
So, wie dem welſchen Hahn, dem man was rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas und Lefzen ſteigt,
Sie roth und blau durchſtrömt, lang aus einander treibet,
In beyden Augen blitzt, ſich in den Flügeln ſtreibet,
In alle Federn dringt, und ſie gen Himmel kehrt,
Uud zitternd, mit Geſchrey und Poltern, aus ihm fährt:
So ſchieſst Iſmenen auch, da dieſs ihr Liebſter ſpricht,
Das Blut den Augenblick in ihr ſonſt blaſs Geſicht;

Die

Digitized by Google

Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
Und stiefs, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fieng sie zitternd an: Ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich sag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O lafst sie doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht, und sagt kein Wort.
Kaum aber ist ihr Liebster fort:
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt es anders seyn? gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geschrey bewegt das ganze Haus;
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken;
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar, und hälts ihr vors Gesicht.
Umsonst! umsonst! sie riecht es nicht.

Digitized by Google

Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann; er kömmt, und schreyt: du stirbst? mein Leben!
Du stirbst? Ich armer Mann! Ach, meine liebe Frau,
Wer hiefs mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weifs, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam sie wieder Leben:
Blau war er, rief sie aus; willst du dich noch nicht geben?

So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigsten Geruchs.

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt, und schlecht bespannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bey diesem schweren Wagen.

Ein Heupferd, das bey der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,

Sprang

Sprang drauf herab, und sprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt:
Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken;
Fahr fort, den Dank will ich dir schenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum Delphischen Altar.
Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie spricht: Du wirst ein grosses Glück geniessen;
Doch wirds dein Unglück seyn, sobald du es wirst wissen.

Ist Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächst sein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich besiegt:
So lass mich gröfsres Licht von meinem Glück empfangen.
So traut der Mensch, und traut zugleich auch nicht.

Digitized by Google

Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht, weils die Gottheit saget,
Nein, weil ers schon gewünscht, eh er sie noch gefraget.
Doch, glaubt er auch, wenn sie vom Unglück spricht?
O nein! denn dieses wünscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon das Unglück abzuwehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will sein Schicksal hören.
Du wirst, hub das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunst den Zepter künftig führen,
Und Völker, die dich dienen sahn,
Dereinst durch einen Wink regieren.
Gestärkt durch dieses Götterwort,
Eilt, der als Pilgram kam, als Prinz in Hofnung, fort;
Mißt, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Gröſſen,
Und läßt schon, ohne Volk, sein Heer das Schwerdt entblöſſen.
Allein so froh er war: so war ers nicht genug.
Er weiſs noch nicht, was er doch wiſſen wollte:
Die Zeit, in der sein Fuſs den Thron besteigen sollte:
Und Ungewiſsheit wars, die ihn noch niederschlug.
Und,

Digitized by Google

Und, ſprach er, wenn ich auch nun bald den Thron beſtiegen:
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?
Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Dem Delphiſchen Apoll ſich noch einmal zu nahn.

O Thor, verſetzt Apoll, euch Sterblichen zum Glücke
Verbarg der Götter Schluſs die Zukunft eurem Blicke.
So wiſſe denn: In kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben.

Er that darauf im Kriege ſich hervor,
Und ſtieg, aus einem niedern Stande,
Zur höchſten Würd im Vaterlande,
Durch ſeine Tapferkeit empor.
Das ihm ſo günſtige Geſchicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward, bey immer gröſſerm Glücke,
Der Liebling ſeiner Königinn.
Sie ſchenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läſst ihn das Glück der Hoheit wenig ſchmecken.

Digitized by Google

Sein reitzendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Frost, und halb mit Zärtlichkeit.
Itzt wünscht er tausendmal, sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn;
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerinn;
Sie giebt ihm heimlich Gift; Er stirbt vor ihren Füssen.

Sagt, Menschen, ists kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig seyn.

Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoss
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reissen los.

Die Mutter kann im Lomberspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind itzt fühlt.

Doch

Digitized by Google

Doch wer wird gleich den Muth verliehren?
Das Kind entſchlieſst ſich ſehnſuchtsvoll,
Ein neues Luftſchloſs aufzuführen,
Das dem zerſtörten gleichen ſoll.

Die Sehnſucht muſs den Schmerz beſiegen;
Das erſte Haus ſteht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es ſein Haus von neuem ſah!

Nun will ich mich wohl beſſer hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tiſch! ruft das Kind, laſs dir gebieten,
Und ſtehe feſt, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerſchüttert ſtehen;
Das Kind hört auf, ſich zu erfreun;
Es wünſcht, es wieder neu zu ſehen,
Und reiſst es bald mit Willen ein.

* * *

Schilt nicht den Unbeſtand der Güter,
Du ſiehſt dein eigen Herz nicht ein.
Veränderlich ſind die Gemüther.
So muſsten auch die Dinge ſeyn.

Bey Gütern, die wir ſtets genieſſen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden ſie uns nicht entriſſen,
Wo fänd ein neu Vergnügen ſtatt?

Digitized by Google

Die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht:
Die Liebe nicht von Herzen gienge!
Das Alter sang in diesem Ton;
Von seinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlasst, o Männer! diesen Wahn;
Und dass ihr ihn verlasst: so hört ein Beyspiel an,
Das ich für alle Männer singe.
Du aber, die mich dichten heisst,
Du, Liebe! stärke mich, dass mir ein Lied voll Geist,
Ein überzeugend Lied gelinge;
Und gieb mir, zu gesetzter Zeit,
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit:
Als diese war, die ich besinge.

* * *

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann;
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde;
Und wenn dir dies unglaublich scheint:
So wisse nur: seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,

War

War noch kein Jahr vorbey; nun glaubst du's doch, mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
Kein gröſſer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann;
Was eines wollte, wollten beyde;
Was ihm misfiel, misfiel auch ihr.
O, sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht ich mir!
Ja wohl! ich wünsch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen;
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.
Krank, sag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält sich viele Tage lang;
Von ganzen Strömen Schweiſs war sein Gesicht umflossen;
Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.
Tod! fängt sie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann:
Nimm lieber mich, als meinen Mann.
Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! er hört es auch; er hört Clarinens Noth;
Er kömmt, und fragt: wer rief? Hier! schreyt sie, lieber Tod!
Hier liegt er, hier in diesem Bette!

Digitized by Google

Der zärtliche Mann.

Die ihr so eifersüchtig seyd,
Und nichts als Unbeständigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget,
O Weiber! überwindet euch;
Lest dieſs Gedicht, und seyd zugleich
Beschämt, und ewig widerleget.
Wir Männer sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns ist die Treu ins Blut geschrieben.
Beweist es! hör ich alle schreyn.
Recht gut. Es soll bewiesen seyn.

* * *

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterey! kein Kluger glaubt sie mehr.
Nein, nein, die Weiber siechten alle,
Wenn dieſses Uebel schädlich wär.
Genug, sie wird sehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschütten;
Er läſst für seine Frau in allen Kirchen bitten,
Und

Digitized by Google

Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war,
Und doch vermehrt sich die Gefahr.
Er ächtzt, er weint und schreyt, er will mit ihr verderben.
Ach Engel, spricht die Frau, stell deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen sterben;
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu freyn.

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, soll mich quälen,
Wenn mich ein zweytes Weib besiegt.
Er schwört. Nun stirbt sein Weib vergnügt.

Wer kann den Kummer wohl beschreiben,
Der unsern Wittwer überfällt?
Es weiss vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt.
Er opfert seiner Frau die allertreusten Klagen;
Bleibt ohne Speis und Trank, sucht keine Lagerstatt;
Er klagt, und ist des Lebens satt.
Indess befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt betränt an ihren Sarg hinan.

Was?

Digitized by Google

Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was soll dieses seyn?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder freyn:
So müsst ich ja ein neues machen lassen.

Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und lasst dem armen Wittwer Zeit;
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinnste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüsst,
Den Blick mit halben Augen schiesst.

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: Was webst denn du?

Un-

Digitized by Google

Unwissender! läßt sich die Spinn erbittert hören,
Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!
Doch kaum ertheilet sie den trotzigen Bescheid:
So reißt die Magd, mit Borsten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

* * *

Die Kunst sey noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als andrer Müssiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun, Biene, sprach die träge Henne,
Dies muß ich in der That gestehn,
So lange Zeit als ich dich kenne:
So seh ich dich auch müssig gehn.

Du

Digitized by Google

Du ſinnſt auf nichts, als dein Vergnügen.
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht ſo ſehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke ſitzen,
Dann fliege zu dem Roſenſtrauch;
Wär ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchſt du andern viel zu nützen?
Genug, daſs wir ſo manchen Morgen
Mit Eyern unſer Haus verſorgen.

O! rief die Biene, ſpotte nicht!
Du denkſt, weil ich bey meiner Pflicht,
Nicht ſo, wie du bey einem Eye,
Aus vollem Halſe zehnmal ſchreye:
So denkſt du, wär ich ohne Fleiſs.
Der Bienenſtock ſey mein Beweis,
Wer Kunſt und Arbeit beſſer kenne,
Ich, oder eine träge Henne.
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen:
So ſind wir nicht auf uns bedacht;
Wir ſammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unſer Fleiſs kein groſs Geräuſch,
Und ſchreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neſte, heiſch:
So präge dir es itzund ein:
Wir haſſen allen ſtolzen Schein;

Und

Digitized by Google

Und wer uns kennen will, der muſs in Roſt und Kuchen
Fleiſs, Kunſt, und Ordnung unterſuchen.

Auch hat uns die Natur beſchenkt,
Und einen Stachel eingeſenkt,
Mit dem wir die beſtrafen ſollen,
Die, was ſie ſelber nicht verſtehn,
Doch meiſtern und verachten wollen;
Drum, Henne! rath ich dir, zu gehn.

* * *

O Spötter, der mit ſtolzer Mine,
In ſich verliebt, die Dichtkunſt ſchilt,
Dich unterrichtet dieſes Bild.
Die Dichtkunſt iſt die ſtille Biene;
Und willſt du ſelbſt die Henne ſeyn:
So trift die Fabel völlig ein.
Du fragſt: was nützt die Poeſie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein wie kannſt du doch ſo fragen?
Du ſiehſt an dir, wozu ſie nützt:
Dem, der nicht viel Verſtand beſitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu ſagen.

Der

Digitized by Google

Der süsse Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht; aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein grosser Schatz herauf;
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Luftschloss auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Lässt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn.
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muss Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen,
Und ruft, als diess ihm träumt, vergnügt;
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?

Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, dass ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen,
Und macht, dass sich sein Traum verliert.
Freund!

Digitized by Google

Freund! ruft er, lafs dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!
O böser Freund! um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängstlich, bringst du mich!
Du machest, dafs mein Traum verschwindet.
Warum entziehst du mir die Luft?
Genug, ich hielt sie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewufst.

* * *

O quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit:
Oft seyd ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seyd.
Was heifst euch uns den Irrthum rauben,
Den unser Herz mit Luft besitzt;
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schadt, als nützt?
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weil man dunkel sieht.
Was denkt der Held bey seinen Schlachten?
Er denkt, er sey der gröfste Held;
Gönnt ihm die Luft, sich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.

Geht,

Digitized by Google

Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu;
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und lafst das arme Weib dabey.
Was glaubt der Ehmann von Lifetten?
Er glaubt, dafs sie die Keufchheit ift;
Er irrt; ich wollte felber wetten;
Doch fchweigt, wenn ihr es beffer wifst.
Was denkt der Philofoph im Schreiben?
Mich liest der Hof, mich ehrt die Stadt;
Er irrt; doch lafst ihn irrig bleiben,
Damit er Luft zum Denken hat.
Durchfucht der Menfchen ganzes Leben;
Was treibt zu groffen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Troft zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein füffer Wahn.
Genug, dafs wir dabey empfinden;
Es fey auch taufendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verfchwinden:
So wär es fchlimm ein Menfch zu feyn.

Der

Digitized by Google

S.H. Grimm delin. DER REISENDE. I.R. Holzhalb sculps.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zevs, bey ungestümem Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zevs läfst sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch sollt es heute seyn.

Der Wandrer setzt mit bittrer Klage,
Dafs Zevs mit Fleifs die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wütet,
Und schnell ihm stillzustehn gebietet;
So oft ertönt ein Läfterwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgehn;
Doch, eh der Wald ihn aufgenommen:
So sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Näfse schlaff gezogen;
Er zielt, und fafst den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider.
Der Pfeil fällt matt vor dem danieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

Digitized by Google

O Thor! läſst Zevs ſich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt ich dir Sonnenſchein gegeben:
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der gröſste Fehler in der Liebe,
O Jüngling! iſt die Furchtſamkeit.
Was helfen dir die ſüſſen Triebe
Bey einer ſtummen Schüchternheit?
Du liebſt, und willſt es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu geſtehn;
Was deine Lippen ihr nicht ſagen,
Soll ſie in deinen Augen ſehn.
Im Stillen trägſt du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünſcheſt, daſs ſie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht ſagen kann.
Du hörſt nicht auf, ſie hochzuachten,
Und ehrſt ſie durch Beſcheidenheit;
Sie fühlt, und läſst dich dennoch ſchmachten,
Und wartet auf Beſtändigkeit.
Sie läſst dich in den Augen leſen,
Wie viel dir dieſer Vorzug nützt;
Erſt liebt ſie dein beſcheidnes Weſen,
Und endlich den, der es beſitzt.

Ein

Digitized by Google

Ein Jahr verfliegt. O lacht des Blöden!
Was hat er denn für seine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Und wagt den ersten Kuss auf sie.
Ein Jahr! Und noch kein gröfsres Glücke?
In Wahrheit, das ist lächerlich.
Warum rief er beym ersten Blicke
Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich!
Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wifst von keiner langen Pein;
Ihr lafst euch bey der Schönen melden,
Ihr kommt, und seht, und nehmt sie ein.
Und euren Muth recht zu beseelen,
Den ihr bey eurer Liebe fühlt:
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

* * *

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Dafs jedes schöne Kind die Ehre haben sollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküfst zu seyn,
Jesmin sah Sylvien, das heifst, sie nahm ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt, und schwur, sie wieder zu besiegen.
Die halbe Nacht verstrich, dafs mein Jesmin nicht schlief;
Er sann auf einen Liebesbrief,

Digitized by Google

Schlug die Romane nach, und trug die hellſten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zuſammen.
Der Brief ward fortgeſchickt, und für ſein baares Geld
Ward auch der Brief getreu beſtellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, von Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier, und ſchreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen ſeine Quaal,
Er redt von ſtrengen Liebeskerzen,
Von Augenſonnen, heiſs an Pein,
Von Tygermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hofnung Nordlichtſchein,
Und ſchwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bey Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.
Getroſt, Jesmin! verſiegle deinen Brief.
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief:
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verflieſſen,
Von deines Briefes Glut erweicht zerſchmelzen müſſen.
Der Brief wird fortgeſchickt, und richtig überbracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;

Doch

Digitized by Google

Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muſs ein Herz von Stahl und Eiſen haben.
Doch welcher Baum fällt auf den erſten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb;
Und ihre Sprödigkeit iſt ein verſtelltes Weſen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu leſen.
Wie könnte ſie dem heiſſen Flehn,
Und, da ſie ihn unlängſt geputzt geſehn,
Der reichen Weſte widerſtehn?

Ich weiſs noch einen Rath, und dieſer Rath wird glücken.
Durch Verſe kann man ſehr entzücken.
In Verſen, mein Jesmin, in Verſen ſchreib an ſie;
Siegſt du durch Verſe nicht, Jesmin! ſo ſiegſt du nie.
Er folgt. O wünſcht mit mir, daſs ihm die Reime flieſſen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebahr!
Was konnte man auch anders ſchlieſſen,
Da ſeine Proſa ſchon ſo hoch und feurig war?

Kaum hatte Sylvia das Heldenlied geleſen:
So kam auch ſchon ein Gegenbrief.
Man ſtelle ſich nun vor, wie froh Jesmin geweſen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegenlief!

Digitized by Google

Die ſchlaue Magd grüſst ihn galant.
Er ſteht und hält den Brief entzückt in ſeiner Hand,
Und brennet vor Begier, den Innhalt bald zu wiſſen,
Und kann vor Zärtlichkeit ſich dennoch nicht entſchlieſſen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an ſich, er drückt und küſſet ihn.
Die Magd kriegt ein Piſtol, und ſchwört, ihm treu zu bleiben;
Allein was ſtund in dieſem Schreiben,
Als es Jesmin froh aus einander ſchlug?
Kein Wörtchen mehr als dies: Mein Herr!
Sie ſind nicht klug.

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein ſchönes Kind.
Allein je reitzender die loſen Mädchen ſind;
Um deſto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drey Jahre liebt er ſie;
Allein umſonſt war alle Müh.
Was that er endlich? Er verreiste,
Und gieng, (was kann wohl ärgers ſeyn?)
Gieng, ſag ich, mit dem böſen Geiſte
Ein Bündniſs an dem Bloksberg ein;

Ein

Digitized by Google

Ein Bündniſs, daſs er ihm zwey Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen ſollte.
Sie werden hurtig eins, und ſchlieſſen ihren Kauf;
Der böſe Geiſt giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt ſehr oft belogen,
Und Doktor Fauſten ſelbſt betrogen:
So hielt er doch ſein Wort genau;
Frontin ward Hannchens Mann, und ſie ward ſeine Frau.

Doch eh vier Wochen ſich verlieren:
So fängt Frontin ſchon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach, ſpricht er, da der Geiſt erſcheint,
Ach, darf ich, lieber böſer Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwey Jahre, wie du weiſt, zu dienen,
Und dieſs erfüll ich auch genau;
Doch willſt du mir mein Hannchen wiedernehmen:
So ſoll mein Dienſt ein Jahr verlängert ſeyn.
Der Böſe will ſich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Friſt noch zweymal ein.

Digitized by Google

Denn, sprach er bey sich selbst, so arg du immer bist:
So weiss ich doch, dass Hannchen ärger ist.

Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heisst,
Die mit Gewalt es haben wollen,
Dass Kluge närrisch werden sollen;
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O, rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? schlafen sie denn nicht bey ihren Büchern ein?
So sind sie denn so ganz allein,
Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich so geschwind.

Ich bin, sprach der Poet, noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, da sie zugegen sind.

Der

Digitized by Google

Der Arme und Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts, als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einſt die Schulden quälten,
Das Glück um ſeinen Beyſtand an.
Das Glück, das ſeine liebſten Gaben
Sonſt immer für die Leute ſpart,
Die von den Gütern beſsrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entſchloſs ſich dennoch auf ſein Flehn,
Dem wackern Manne beyzuſtehn,
Und lieſs ihn in verborgnen Gründen
Aus Geitz verſcharrte Schätze finden.
Er ſieht darauf in kurzer Zeit
Von ſeinen Schuldnern ſich befreyt;
Doch, iſt ihm wohl die Noth benommen,
Da, ſtatt der Schuldner, Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, ſo oft er iſst,
Kömmt einer, der ihn durſtig küſst,
Nach ſeinem Wohlſeyn ängſtlich fraget,
Und ihn mit Höflichkeit und Liſt,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daſs ihn hungert, ſaget.

Digitized by Google

O Glücke! rief Aret, soll eins von beyden seyn;
Kan alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn:
So will ich mich von Schuldnern lieber haffen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher seyn;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.

Da

DAMOCLES.

Digitized by Google

Digitized by Google

Damokles.

Glaubt nicht, dafs bey dem gröfsten Glücke
Ein Wütrich jemals glücklich ist.
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genieſst.
Bey aller Herrlichkeit ſtört ihn des Todes Schrecken,
Und läſst ihn nichts, als theures Elend ſchmecken.

* * *

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einſtens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äuſſerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluſs an Volk und Gold erwies,
Dafs ſein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dies Damokles einſt gethan,
Fieng Dionys zu dieſem Schmeichler an:
So ſehr mein Glück dich eingenommen,
So kennſt du es doch unvollkommen;
Doch ſchmeckteſt du es ſelbſt, wie würde dichs erfreun!
Willſt du einmal an meiner Stelle ſeyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.

Digitized by Google

Ein goldner Stul wird schnell für ihn herbeygebracht.
Er sitzt, und sieht auf beyden Seiten
Der Hohen gröfste Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wolluft ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu seyn.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben,
Und sucht den Ruhm, diefs Wort vollstreckt zu haben.

Von Wolluft süfs berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt ich dich ewig schmecken;
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwerdt an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;

Er

Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen;
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
Ach! fängt er zitternd an zu schreyn:
Lafs mich, o Dionys, nicht länger glücklich seyn!

Die beyden Hunde.

Dafs oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und dafs der gröfste Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält,
Diefs Uebel sieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, dafs sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdringen läfst.
Ein einzig Mittel ist auf Erden;
Allein es ist unendlich schwer:
Die Narren müfsten weise werden,
Und seht, sie werdens nimmermehr.

Nie

Nie kennen sie den Werth der Dinge.
Ihr Auge schliefst, nicht ihr Verstand.
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt.

* * *

Zween Hunde dienten einem Herrn.
Der eine von den beyden Thieren,
Joli, verstund die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und spielte voller Ungestüm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge;
Seht, hiefs es, alles lebt an ihm!
Oft bifs er mitten in dem Streicheln:
So falsch und boshaft war sein Herz;
Gleich fieng er wieder an zu schmeicheln:
Dann hiefs sein Bifs ein feiner Scherz.

Er

Digitized by Google

Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt, und schrie:
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen:
Er hiefs der lustige Joli.
Mit ihm vergnügte sich Lisette;
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette,
Und beyde theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz andrem Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,
Gieng öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er stirbt; man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.

Joli

Digitized by Google

Joli stirbt auch. Da fliessen Thränen!
Seht, ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarschaft bezeuget ihren Schmerz.

* * *

So gilt ein Bischen Witz mehr als ein
gutes Herz.

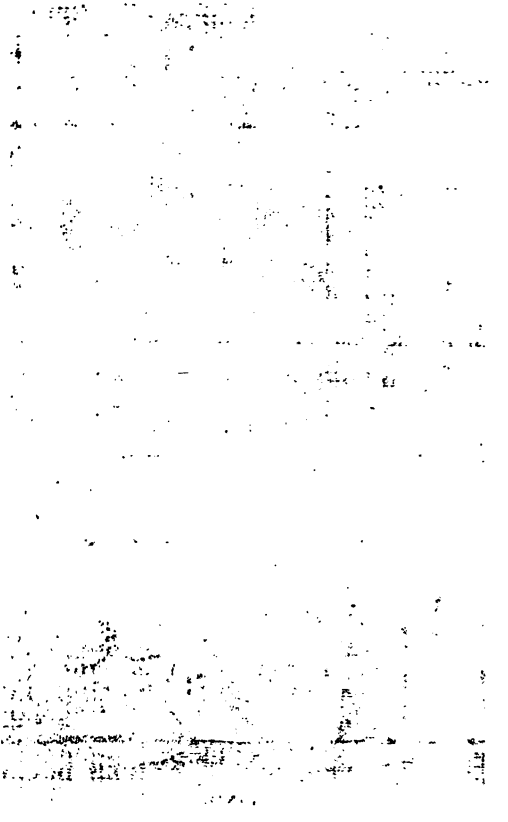
Selin-

S.H. Grimm inv.

SELINDE.

I.R. Holzhalb sculps.

Digitized by Google



Digitized by Google

Selinde.

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön wie das Morgenroth, und heiter wie der Tag;
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich; der Maler liefs nicht nach;
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt.
Ich hätte sie umsonst gemalt;
Und hätt ich ja was fordern sollen:
So hätt ich Küsse fordern wollen.

So schön Selinde wirklich war,
So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar;
Die kleinste Mine mufs ihm glücken;
Das Bild war treu, und schön bis zum Entzücken,
So reitzend, dafs es selbst der Maler hurtig küsst,
Sobald sein Weib nicht um ihn ist.

Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt, und legt es nieder:
Hier nehm er sein Gemälde wieder,

Er

Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
Wer hieſs ihn ſo viel Schmeicheleyen
Und ſo viel Reitz auf meine Bildung ſtreuen?
Erdichtet iſt der Mund, verſchönert iſt das Kinn.
Kurz, nehm er nur ſein Bildniſs hin;
Ich mag nicht ſchöner ſeyn, als ich in Wahrheit bin.
Vielleicht wollt er die Venus malen:
Von dieſer laſs er ſich bezahlen.

So iſt ſie denn allein das Kind,
Das ſchön iſt, ohn es ſeyn zu wollen?
Wie viele kenn ich nicht, die wirklich häſslich ſind,
Und die wir mit Gewalt für engliſch halten ſollen.

Der Maler nimmt ſein Bild, und ſagt kein einig Wort;
Geht trotzig, wie ein Künſtler, fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und ſo ein ſchönes Kind verklagen?

Er klagt. Selinde muſs ſich ſtellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen!
O, fahrt ſie nicht gebietriſch an!
So ſehr ſie Unrecht hat; ſo edel iſt ihr Wahn.

Hier

Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch gesehn?
Der ganze Rath erstaunt vor diesem schönen Kinde,
Und sein Erstaunen preist sie schön;
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte;
Man sah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief: sie ist getroffen.
O! sprach sie ganz beschämt: wie könnt ich dieses hoffen?
Er hat mich viel zu schön gemalt;
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.

Selinde! hub der Richter an,
Kein Maler konnt euch treuer malen.
Er hat nach seiner Pflicht gethan;
Abbittend sollt ihr ihn bezahlen.
Doch, weil ihr von euch selbst nicht eingenommen seyd:
So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze;
Empfangt ein Heyrathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Bescheidenheit.

O weiser

O weiſer Mann, der dieſes ſpricht!
Gerechter iſt kein Spruch zu finden.
Du, du verdienſt ein ewig Lobgedicht;
Und wärſt du jung, verdienteſt du Selinden.
Selinde geht. Der Beyfall folgt ihr nach;
Man ſprach von ihr gewiſs, wenn man von Schönen ſprach;
Je mehr ſie zweifelte, ob ſie ſo reitzend wäre,
Um deſto mehr erhielt ſie Ehre.

* * *

Je minder ſich der Kluge ſelbſt gefällt,
Um deſto mehr ſchätzt ihn die Welt.

Der

Digitized by Google

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! sprach er, um dich zu versorgen,
Hab ich vor langer Zeit einst einen Schatz
verborgen;
Er liegt — Hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter als der Sohn?
Ein Schatz! (so waren seine Worte,)
Ein Schatz! allein an welchem Orte?
Wo find ich ihn? Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.

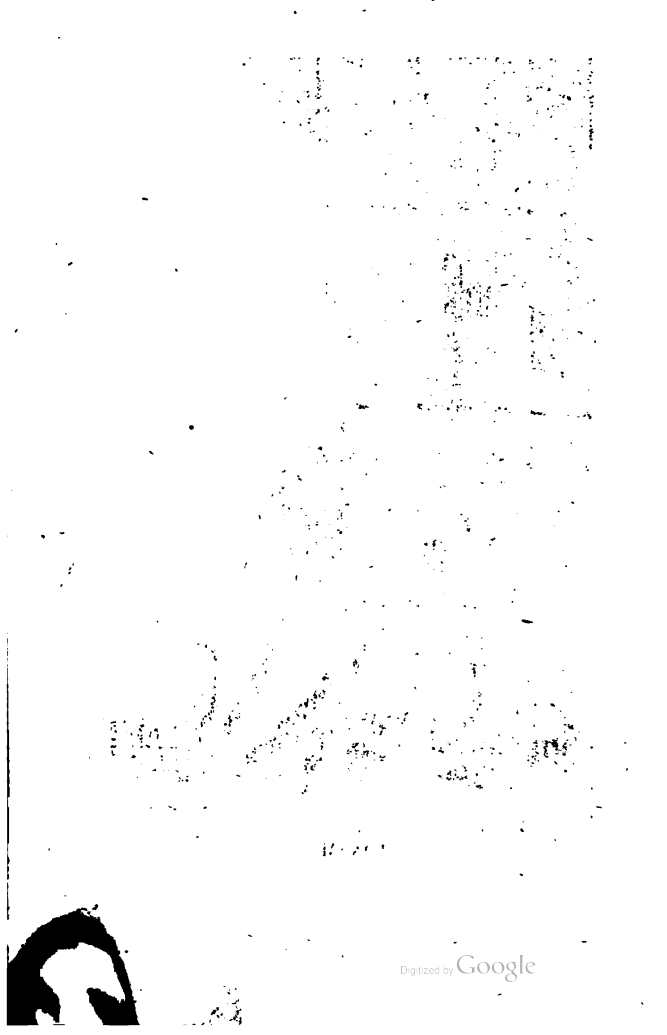
Nach viel vergeblichem Bemühen
Heifst er die Fremden wieder ziehen;
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach,
Und findt mit leichter Müh (wie grofs war
sein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

* * *

Vielleicht, dafs mancher eh die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit suchen wollte.
Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
Verborgen ist sie wohl; allein nicht so verborgen,
Dafs du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen,
Bis auf den Grund durchwühlen mufst.
Verlafs dich nicht auf fremde Müh;
Such selbst, such aufmerksam, such oft; du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nöthig haben,
Die uns, als Menschen, glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt; nicht tief vergraben.

MONIME.

Digitized by Google


Digitized by Google

Monime.

Durch ſchöner Glieder Reitz, durch Schönheit des Verſtands,
Erwarb Monime ſich den Beyfall Griechenlands;
So manches Buhlers Herz beſiegten ihre Blicke;
Mit Wolluſt ſah er ſie; beſchämt wich er zurücke.
Denn war Monime ſchön: ſo war ihr Herz zugleich
An Unſchuld, wie ihr Blick an Geiſt und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunſch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb ſelbſt den Buhler an, daſs er ſie mehr verehrte.
Arm war ſie von Geburt, und zart von Leidenſchaft,
Mit Schmeichlern ſtets umringt; und blieb doch tugendhaft.
Doch bringt Geſchenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredtſamkeit wird ſie nicht widerſtehen.
Ein Prinz aus Pontus iſt, der groſſe Mithridat,
Der mit entbrannter Bruſt ſich zu Monimen naht;

Digitized by Google

Ein König seufzt und sieht. Zu schmeichlende Gedanken!
Wird nicht bey diesem Glück Monimens Tugend wanken?
Prinz! fieng sie herzhaft an, du scheinst durch mich gerührt,
Und rühmst den kleinen Reitz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend;
Die Schönheit gab sie mir, und ich gab mir die Tugend.
Nicht jene macht mich stolz, nein; diese macht mich kühn;
Sey tausendmal ein Prinz: umsonst ist dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen,
Nur als Gemahl wirst du Monimens Herz gewinnen.
So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigste Gewinn,
Des Hofes Kunst und List, nichts konnte sie bezwingen.
Der Prinz muss für ihr Herz ihr selbst die Krone bringen.

O welch

O welch ein seltnes Glück, von niedrem Blut entstehn,
Und aus dem Staube sich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, grosses Glück! wirst du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?

Mithridat hoft Rom noch zu besiegen;
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der siegen will, fängt an besiegt zu fliehn.
Rom setzt ihm siegreich nach; sein Land wird eingenommen:
Doch soll das stolze Rom Monimen nicht bekommen.
Eh dieß der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav eröfnet ihr, was Mithridat gebot.
So, ruft sie, raubt mir auch die Hoheit noch das Leben!
Die für entrißne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich, ungeliebt, durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwählt.

Sie reifst den Hauptſchmuck ab, um ſtolz ſich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem ſich um den Hals zu ſchlingen;
Allein das ſchwache Band erfüllt ihr Wünſchen nicht,
Es reiſst, und weigert ſich der ſo betrübten Pflicht.
O, ruft ſie, Schmuck! den ich zu meiner Pein getragen,
Sogar den ſchlimmſten Dienſt willſt du mir noch verſagen?
Sie wirft ihn vor ſich hin, tritt voller Wut darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unſterbliche Autor.

Ein Autor ſchrieb ſehr viele Bände,
Und ward das Wunder ſeiner Zeit;
Der Journaliſten gütge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er ſah, vor ſeinem ſanften Ende,
Faſt alle Werke ſeiner Hände
Das ſechstemal ſchon aufgelegt,
Und ſich, mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer ſpaniſchen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.

Er

Digitized by Google

Er blieb vor Widerſprechern ſicher,
Und ſchrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entſeelt;
Und das Verzeichniſs ſeiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.

Man las nach dieſes Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtſamkeit;
Und ſeht, das Wunder ſeiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und ſeine göttliche Methode
Hieſs eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloſs berühmt geweſen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn geleſen.

* * *

Berühmt zu werden iſt nicht ſchwer,
Man darf nur viel für kleine Geiſter ſchreiben;
Doch, bey der Nachwelt groſs zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, ſeicht am Geiſt, in ſtrenger Lehrart ſchreiben.

Digitized by Google

Der grüne Esel.

Wie oft weiſs nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tauſend Thoren zu beſchämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Eſel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gaſſen durchzuziehn;
Er zieht, und jung und alt erſcheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt:
Ein Eſel, zeiſiggrün, der rothe Füſſe hat!
Dis muſs die Chronik einſt den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unſrer Zeit für Wunderdinge gab.
Die Gaſſen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenſter aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Eſel ſehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Eſel gehn.

Man lief die beyden erſten Tage
Dem Eſel mit Bewundrung nach.
Der Kranke ſelbſt vergaſs der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Eſel ſprach.

Die

Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterinn mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.

Drey Tage waren kaum vergangen:
So war es um den Werth des armen Thiers geschehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn.
Und so bewundernswerth er anfangs allen schien:
So dacht izt doch kein Mensch mit einer Sylbe an ihn.

* * *

Ein Ding mag noch so närrisch seyn,
Es sey nur neu: so nimmts den Pöbel ein.
Er sieht, und er erstaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht:
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Digitized by Google

Der baroniſirte Bürger.

Des kargen Vaters ſtolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für ſein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm ſich vor, ein groſſer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebiethriſchen Gebehrden
Der Groſſen zuverſichtlich nach.
Bald wünſcht er ſich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürſten umzugehn;
Bald wünſcht er ſich das Glück, dereinſt vor einem Heere
Mit Lorbern des Eugens zu ſtehn.
Kurz, er blieb ungewiſs, wo er mehr Anſehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?

Indeſſen war er doch Baron;
Und ſein Verdienſt, die Million,

Liefs

Digitized by Google

Liefs sich, zu alles Volks Entzücken,
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staatskarosse,
Als die daran gespannten Rosse.
Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat,
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm afs, ihn lobt, und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Dafs er des Argus Augen hätte.
Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.

Digitized by Google

Der Herr Baron vergaſs bey ſeinem groſſen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward ſinnreich im Verſchwenden,
Und ſah in kurzer Zeit ſein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daſs Eltern ihre Kinder haſſen,
Wofern ſie ihnen nichts, als Reichthum hinterlaſſen.

Der

Digitized by Google

DER ARME SCHIFFER. J. R. Holzhalb delin. et sculps.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer ſtack in Schulden,
Und klagte dem Philet ſein Leid.
Herr! ſprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit;
Indeſſen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, ſpricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daſs ich dir dienen kann:
Du biſt ein ordentlicher Mann,
Dem muſs man ohne Handſchrift borgen.

Ein

Digitized by Google

Ein Jahr, und noch ein Jahr verſtreicht;
Kein Schiffer läſst ſich wieder ſehen.
Wie? ſollt er auch Phileten hintergehen,
Und ein Betrüger ſeyn? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch,
Ich bin aus allen meinen Schulden:
Und ſeht, hier ſind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt ſie an:
Ihr ſeyd ein gar zu wackrer Mann.

O! ſpricht Philet, ich kann mich nicht beſinnen,
Daſs ich dir jemals Geld geliehn.
Hier iſt mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn;
Allein ich weiſs es ſchon, du ſteheſt nicht darinnen.

Der

Digitized by Google

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt
betroffen still,
Und kränkt sich, daſs Philet das Geld nicht
nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem
ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden; nehmt sie hin,
Und lasst mir nur das Lob, daſs ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieſs Glücke dank ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig seyn:
So leiht mir wieder fünfzig Gulden.

Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld;
Behalte deinen ganzen Segen.
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sey du mein Freund! Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein:
Die sollen deinen Kindern seyn.

Mensch!

Digitized by Google

* * *

Mensch! mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beyzustehen,
Der, wenn er Grosmuth sieht, grosmüthig dankbar ist.

Das

Digitized by Google

DAS SCHICKSAL.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Schickſal.

O Menſch! was ſtrebſt du doch den Rathſchluſs zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willſt du die Abſicht finden,
Die der Unendliche bey ſeiner Schickung führt?
Du ſiehſt bey Dingen, die geſchehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffeſt doch den Grund zu ſehen,
Warum das, was geſchah, geſchicht?
Die Vorſicht iſt gerecht in allen ihren Schlüſſen;
Dieſs ſiehſt du freylich nicht bey allen Fällen ein:
Doch wollteſt du den Grund von jeder Schickung wiſſen;
So müſsteſt du, was Gott iſt, ſeyn.
Begnüge dich, die Abſicht zu verehren,
Die du zu ſehn zu blöd am Geiſte biſt,
Und laſs dich hier ein jüdiſch Beyſpiel lehren,
Daſs das, was Gott verhängt, aus weiſen Gründen flieſst,
Und, wenn dirs grauſam ſcheint, gerechtes Schickſal iſt.

Als

* * *

Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unſer Schickſal lenkt, um gröſsre Kenntniſs bat:
So ward ihm ein Befehl, er ſollte von den Höhen,
Worauf er ſtund, hinab ins Ebne ſehen.
Hier floſs ein klarer Quell. Ein reiſender Soldat
Stieg bey dem Quell von ſeinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an dieſen Ort.
Er fand den Geldſack bey der Quelle,
Der jenem hier entfiel. Er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis gebückt an ſeinem Stabe ſchlich.
Er trank, und ſetzte ſich, um auszuruhen, nieder;
Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Laſt vergaſs.
Indeſſen kam der Reuter wieder,
Bedrohte dieſen Greis mit wildem Ungeſtüm,
Und foderte ſein Geld von ihm.

Der

Digitized by Google

Der Alte ſchwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint; der Reuter flucht und droht,
Und ſticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wütend todt.

Als Moſes dieſes ſah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannſt du inne werden,
Wie in der Welt ſich alles billig fügt.
Denn wiſs: es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einſt erſchlagen,
Der den verlohrnen Raub zuvor davongetragen.

Digitized by Google

Digitized by Google

LISETTE.

Digitized by Google

Digitized by Google

Liſette.

Ein junges Weib, ſie hieſs Liſette,
Dies Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiſs man wohl, wie junge Weiber ſind;
Drum durft der Mann nicht von dem Bette,
So gern er ſie verlaſſen hätte.
Denn laſst ein Weib ſchön, wie Cytheren, ſeyn,
Wenn ſie die Blattern hat: ſo nimmt ſie nicht mehr ein.
Hier ſitzt der gute Mann zu ſeiner gröſsten Pein
Und muſs des kranken Weibes pflegen,
Ihr Küſſen oft zurechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beſsrung flehn:
Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön.
Ich hätt ihn mögen beten ſehn!

Der arme Mann! Ich weiſs ihm nicht zu rathen.
Vielleicht beſinnt er ſich, und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterinn;
Und Lorchen ward dazu erleſen,
Weil ihr Liſettens Eigenſinn
Vor andern längſt bekannt geweſen.
Sie trat ihr Amt dienſtfertig an,
Und wuſste ſich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu ſchicken,
Und auch in den geſunden Mann.

Digitized by Google

Sie war beſorgt, gefällig, jung und ſchön,
Und alſo ganz geſchickt, mit beyden umzugehn.
Was thut man nicht, um ſich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann ſieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es iſt dein groſſes Glücke,
Daſs du nicht ſehen kannſt; dein Mann thut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen ſchon vorher gekannt,
Und ſie mit Fleiſs zur Wärterinn ernannt.
Ja wenn ſie bloſs durch Blicke redten:
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man ſie einander küſſen ſehn.
Er kömmt, und klopft ſie in den Nacken,
Und kneipt ſie in die vollen Backen;
Sie wehrt ſich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, ſich weiter nicht zu wehren.
Sie küſſen ſich recht zärtlich und vertraut;
Allein ſie küſsten gar zu laut.
Wie konnt es anders ſeyn? Liſette muſst es hören.
Sie

Digitized by Google

Sie hörts, und fragt: was ſchallt ſo hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen ſchnell:
Es iſt ihr Herr, er ächzt vor groſſem Schmerz,
Und will ſich nicht zufrieden geben.
Ach, ſpricht ſie, lieber Mann! wie redlich meints dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

Die Verſchwiegenheit.

O Doris! wärſt du nur verſchwiegen:
So wollt ich dir etwas geſtehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen ——
Doch nein, ich ſchweige, ſprach Tiren.
Wie? rief die ſchöne Schäferinn,
Du zweifelſt noch, ob ich verſchwiegen bin?
Du kannſt mirs ſicher offenbaren;
Ich ſchwör, es ſolls kein Menſch erfahren.
Du kennſt, verſetzt Tiren, die ſpröde Sylvia,
Die ſchüchtern vor mir floh, ſo oft ſie mich ſonſt ſah.
Ich komme gleich von dieſer kleinen Spröden;
Doch ach, ich darf nicht weiter reden;
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunſt und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinſt erführe,
Daſs —— Dringe nicht in mich, ich halte mein Schwüre.

Digitized by Google

So liebt sie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch sage ja kein Wort.
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und itzt von ihr den ersten Kuss bekommen.
Tiren! sprach sie zu mir, mein Herz sey ewig dein;
Doch eines bitt ich dich: du musst verschwiegen seyn.
Dass wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht niemand auf der Flur als ich und du zu wissen.
Drum bitt ich, Doris, schweige ja,
Sonst flieht und hasst mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, dass Doris auch es dem Damöt vertraut;
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand, und fragt:
Was ihr sein Freund, Tiren, gesagt.

Damöt! du weist ja wohl, was wir zu reden pflegen
Du

Digitized by Google

Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, sonst würd ich dirs gestehn.
Er sagte mir —— Verlang es nicht zu wissen;
Ich hab es ihm versprechen müssen,
Dass ich zeitlebens schweigen will.

Damöt wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferinn erschrickt, dass sie Damötens Kuss
So unvollkommen schmecken muss.
Du zürnest? ruft sie, mein Getreuer!
O zürne nicht! Ich will es dir gestehn:
Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Tiren,
Und hat ihm itzt in ihrem Leben
Den allerersten Kuss gegeben;
Allein du must verschwiegen seyn.

Damöt versprichts. Kaum ist Damöt allein:
So fühlt er schon die gröste Pein,
Sein neu Geheimniss zu bewahren.
Ja! fängt Damöt zu singen an:
Ich will es keinem offenbaren,
Dass Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt, und Küsse giebt.
Du, stummer Busch, nur sollst erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt.

Doch ach! in diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verrathen sah,

Digitized by Google

Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mufste,
Die, ihrer Meynung nach, nur ihr Geliebter wufste.
Sie läuft, und sucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach Schäfer, ach! wie wird dirs gehn?
Mich, fängt sie an, so zu betrüben!
Dich, Plaudrer, sollt ich länger lieben?
Und kurz: Tiren verliert die schöne Schäferinn,
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, spricht Damöt, ich mufs es selber sagen,
Dafs ich nicht wenig strafbar bin;
Allein, wie kannst du mich den gröften Schwätzer nenn?
Du hast ja selbst nicht schweigen können.

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, sobald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

Die

Digitized by Google

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
Sie läuft hinein; sie badet sich.
Wie? kleines Thier! du schwimmst? wer lehrt es dich?
Wer hiefs dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit strupfigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein:
Denn die Natur heifst sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreyt.

* * *

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen.
Der kann mit Lust zu Felde liegen;
Und dich erschreckt der blosse Name: Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.

Digitized by Google

Befürchte nichts vor deſſen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt:
Wen die Natur zu der Gefahr beſtimmt,
Dem hat ſie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von ſo viel böſen Dingen,
Die uns um die Geſundheit bringen?
Doch nöthig iſts, daſs man ſie kennen lernt.
Je mehr wir ſolcher Quellen wiſſen,
Woraus Gefahr und Unheil flieſſen,
Um deſto leichter wird das Uebel ſelbſt entfernt.

* * *

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges ſchönes Weib,
Gieng munter zum Beſuch, krank aber kam ſie wieder,
Und fiel halbtodt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? vergiſt ihr Blut den Lauf?
Geſchwind löst ihr die Schnürbruſt auf!
Geſchwind! doch läſst ſich dieſs erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieſs nicht Zeit?

Der

Digitized by Google

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ists, nach der Gattinn Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
Erscheint sogleich in vollem Trab,
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Mine gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.
Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute.
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:
Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
Das brauch ich ihnen nicht zu sagen;
Sie wissen schon, es zeigt viel gutes an,
Wenn sich die jungen Weiber klagen.
Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht; der Trank ist eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht.
Drum muss der zweyte Doctor kommen.

Digitized by Google

Er kömmt. Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was ifts? was fehlt der ſchönen Frau?
Der Doctor ſieht es ganz genau,
Daſs ſich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erſt ſollſt du ſchwanger ſeyn!
Nun ſollſt du gar die Blattern kriegen!
Ihr Aerzte, ſchweigt, und gebt ihr gar nichts ein:
Denn einer muſs ſich doch betrügen.
Nein, überlaſst ſie der Natur,
Und dem ihr ſo getreuen Bette.
Geſetzt, daſs ſie die ſchlimmſte Krankheit hätte:
So iſt ſie nicht ſo ſchlimm, als eure Kur.

Geduld! Vielleicht genest ſie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite;
Und eh die Stunde halb verflieſst,
Fragt er ſie hundertmal, obs noch nicht beſſer iſt.
Ach ungeſtümmer Mann! du nöthigſt ſie zum Sprechen.
Wie? wird ſie nicht das Reden ſchwächen?
Sie ſpricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörſt du ſchon,
Daſs ſich die Schmerzen ſtets vergröſſern.
Bald wird es ſich mit deiner Gattinn beſſern!
Der Tod, der Tod dringt ſchon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!

Wer

Digitized by Google

Wer pocht? Es wird der Doctor seyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt
ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu
rechter Zeit,
Ist dieſs vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er sieht, so werd ich bald erblassen;
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als er, er wirds schon wissen,
Für meine Freundinn machen müssen;
Es ist nichts schöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben:
So trug sie dieſes neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit.

O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, dass dein Weib noch ziemlich
reden kann.
O lass die Hofnung nicht verschwinden!
Der Athem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht; der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Thüre;
Der Schneider thut die gröſten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.
Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia liegt noch danieder,

Und

Digitized by Google

Und dankt ihm seufzend für den Gruss.
Allein, wer sagt, was doch der Schneider
bringen muss?
Er hat es in ein Tuch geschlagen;
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Diess ist der Stoff, diess ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? sie kann es ja nicht
tragen.
Ach Engel! spricht der Mann, bey sanftem Händedrücken:
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur gesund in diesem Schmuck
erblicken.
O! fängt sie an, so krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster!
nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen:
So können sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn.
Man bringt den Schirm, und sie verlässt
das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt sie an; geputzt trinkt sie Kaffee;
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war blos ein Kleid gewesen;
Und durch das Kleid muss sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der

Digitized by Google

Der gute Rath.

Ein junger Menſch, der ſich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorſchlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen ſollte.
Freund! ſprach der Greis, das weiſs ich nicht.
So gut man wählt, kann man ſich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloſs zum Vergnügen:
So wählet euch ein ſchön Geſicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe:
Bemüht euch um ein reiches Weib.
Doch ſtrebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range:
Nun ſo vergeſst, daſs beſsre Mädchen ſind;
Wählt eines groſſen Mannes Kind,
Und unterſucht die Wahl nicht lange.
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunſche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier ſchwieg der Alte lachend ſtill.
Ach, ſprach der junge Menſch, das will ich ja nicht wiſſen.
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müſſen,
Wenn ich zufrieden leben will.
Und wenn ich, ohne mich zu grämen ——
O, fiel der Greis ihm ein, da müſst ihr keine nehmen.

Digitized by Google

Die beyden Mädchen.

Zwey junge Mädchen hofften beyde,
Worauf? Gewifs auf einen Mann:
Denn diefs ift doch die gröfte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngfte Schwefter, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut:
Sie hat ein rund Geficht und eine zarte Haut;
Doch eine fehr gezwungne Mine.
So feft gefchnürt fie immer gieng;
So viel fie Schmuck ans Ohr und vor den Bufen hieng;
So fchön fie auch ihr Haar zufammenrollte:
So war fie doch bey alle dem,
Je mehr man fah, dafs fie gefallen wollte,
Um defto minder angenehm.

Die andre Schwefter, Caroline,
War im Gefichte nicht fo zart;
Doch frey und reitzend in der Mine,
Und liebreich mit gelafsner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reitz doch nichts dadurch entwandt;
Und felbft ihr Reitz fchien folche zu verlangen.
Sie putzte fich nicht mühfam aus,
Sie prahlte nicht mit theuren Koftbarkeiten;
Ein artig Band, ein frifcher Strauls,
Die über ihren Ort, den fie erlangt, fich freuten,

Und

Digitized by Google

Und eine nach dem Leib wohl abgemeſsne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam; man wies ihm Philippinen;
Er ſah ſie an, erſtaunt, und hieſs ſie ſchön;
Allein ſein Herz blieb frey; er wollte wieder gehn.
Kaum aber ſah er Carolinen:
So blieb er vor Entzückung ſtehn.

* * *

Im Bilde dieſer Frauenzimmer
Zeigt ſich die Kunſt und die Natur.
Die erſte prahlt mit weit geſuchtem Schimmer;
Sie feſſelt nicht; ſie blendet nur.
Die andre ſucht durch Einfalt zu gefallen,
Läſst ſich beſcheiden ſehn; und ſo gefällt ſie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre ſuchte, malte,
Lieſs einen Kenner einſt den Mars im Bilde ſehn,
Und bat ſich ſeine Meynung aus.
Der Kenner ſagt ihm frey heraus,
Daſs ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daſs es, um recht ſchön zu ſeyn,
Weit minder Kunſt verrathen ſollte.
Der Maler wandte vieles ein;

Der

Digitized by Google

Der Kenner ſtritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenſchein.
O! rief er bey dem erſten Blicke:
Ihr Götter! Welch ein Meiſterſtücke!
Ach welcher Fuſs! O wie geſchickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in dieſem Bilde.
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht,
Iſt in dem Helm und in dem Schilde,
Und in der Rüſtung angebracht!

Der Maler ward beſchämt gerühret,
Und ſah den Kenner kläglich an.
Nun, ſprach er, bin ich überführet:
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So ſtrich er ſeinen Kriegsgott aus.

* * *

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
So iſt es ſchon ein böſes Zeichen;
Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält:
So iſt es Zeit, ſie auszuſtreichen.

Digitized by Google

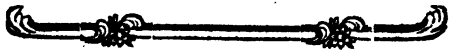
Regiſter

zu dem

Erſten Theile

der

Fabeln und Erzählungen.



Nachricht und Exempel von alten deutſchen Fabeln. S. 5

Die Nachtigall und die Lerche. 56

Der Zeiſig. 58

Der Tanzbär. 59

Die Geſchichte von dem Hute. 61

Der Greis. 64

Das Füllen. 65

Chloris. 67

Der Kranke. 70

Der Fuchs und die Elſter. 73

Das Land der Hinkenden. 75

Inkle

Digitized by Google

Regiſter.

Inkle und Yariko. Siehe den erſten Theil des *Zuſchauers*, auf der 51. u. f. Seit. 79

Der Kukuk. 88

Das Geſpenſt. 91

Der Selbſtmord. 93

Die Betſchweſter. Nach dem Innhalte einer Comödie, welche eben dieſen Namen führet. 94

Der Blinde und der Lahme. Siehe die Fabel eines Unbekannten, welche Herr Breitinger in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt auf der 232. Seite anführet. 98

Der Hund. 99

Der Proceſs. 102

Der Bettler. 106

Das Pferd und die Bremſe. 107

Die Reiſe. 108

Das Teſtament. 111

Damöt und Phyllis. 117

Die Widerſprecherinn. 123

Das Heupferd oder der Grashüpfer. 126

Sem-

Digitized by Google